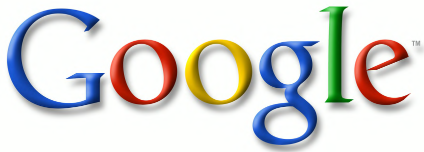
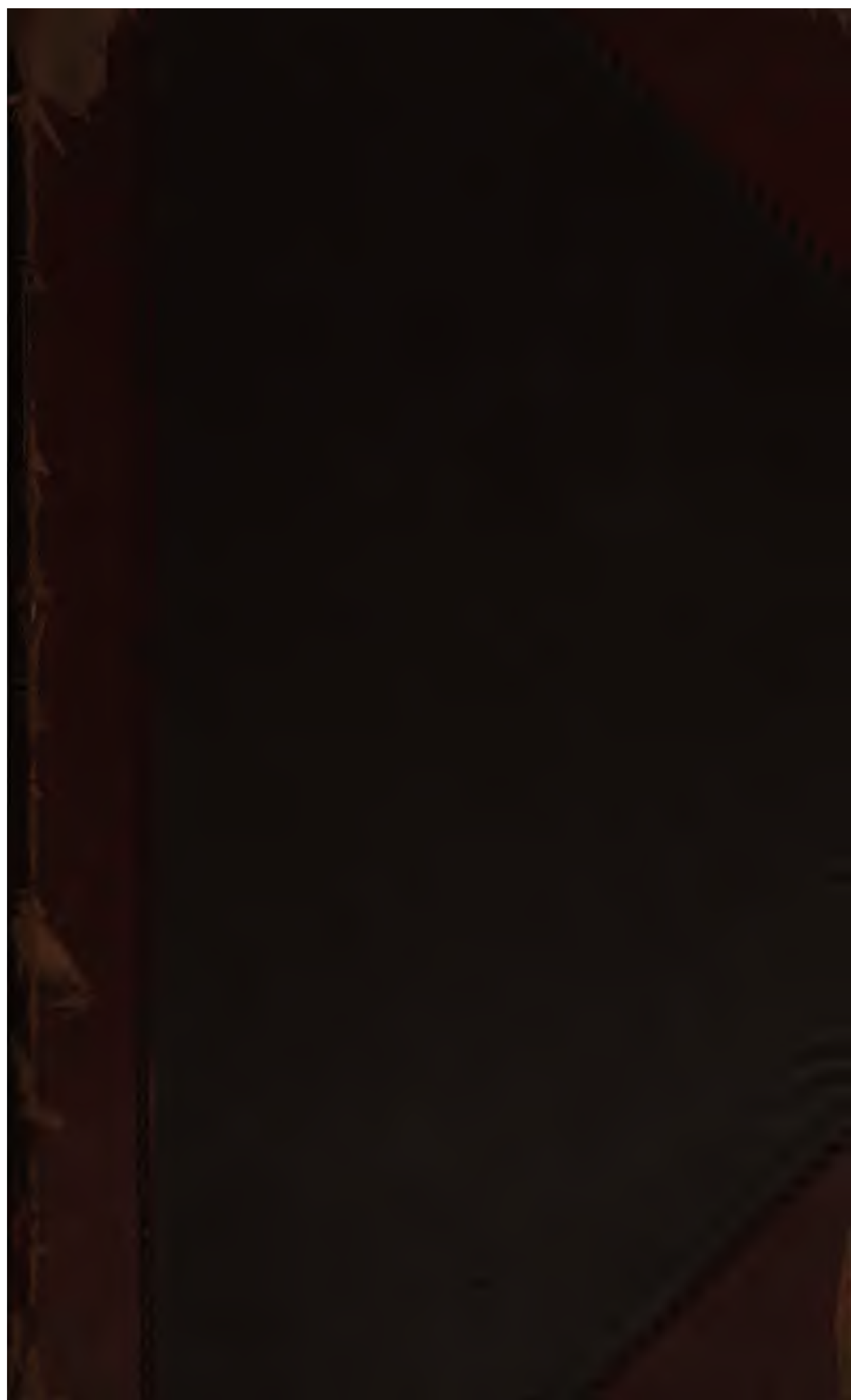






Hågringar.

Reise

durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark

im Jahre 1850.



Von

Albrecht Pancritius.

Königsberg.
Verlag der Gebrüder Bornträger.
1852.

Qui rudis et indoctus patriae terminos egreditur, raro doctior regreditur.

Linné.

Seinem väterlichen Freunde,

dem

Rittmeister Rauschning

auf

Willgaiten,

widmet

diese Reiseerinnerungen

der Verfasser.

Der fremdartig klingende Titel meines Buches bedarf zunächst einer Entschuldigung. Ich erinnere zu dem Ende meine Leser an eine Stelle aus der ja auch in Deutschland wolbekannten Frithjofssage von Tegnér. — Der Held sitzt auf dem Grabhügel seines Vaters. Er hat Balder's Heiligthum zerstört, er ist friedlos. Da beschwört er die Geister der Entschlafenen. Sie sollen ihm den Weg der Versöhnung zeigen; aber die Todten bleiben stumm. — Die Sonne versinkt, und, aus Gold und Gluth malt sich vor dem Auge Frithjofs auf den Wellen ein Zauberbild von dem Tempel, den er dem zürnenden Gotte bauen soll.

„Die Hägring nennen wir dies Himmelswunder,
In Walhall klingt sein Name schöner noch!"

Auch der Norden hat seine Fata Morgana, die Meerfrau Gunnila, die dann und wann ihre Wundereilande (Gunnilas Öar) aus den Fluthen emporsteigen läßt. Im Innern des Landes sieht man die mährchenhafte Erscheinung über Sandhaiden, selbst auf den Eisflächen des Winters. Die üppige Pracht freilich fehlt, die sich im Golf von Neapel entfaltet. Die Natur des Nordens verleugnet ihren Charakter nie. Das Gepräge des kolossalen und düstern ist selbst den Krystallformen der nordischen Mineralien aufgedrückt. Der geistreiche Hausmann schildert das Erstaunen, mit dem man in den Museen der drei skandinavischen Hauptstädte die oft fußlangen Krystalle des Orthoklas, Salait, Skapolith u. s. w. findet. Was man sonst davon sah, sind nur verkümmerte Fragmente. Ist die Form gigantisch, so ist der Sinn ernst, der sich darin ausspricht. Dem

Auge lacht nicht die wasserhelle Klarheit der Bergkrystalle südlicher Alpen, nicht das Feuer und die Farbenpracht orientalischer Sapphyre und Smaragden entgegen. Alles ist undurchsichtig und dunkel, grün, braun oder schwarz. —

Nebelbilder und Luftspiegelungen sind in der Ostsee und im bottnischen Meerbusen nicht eben selten; doch sieht man meistens nur feine Schattenzeichnungen, den Daguerrotypen vergleichbar. Eine eigenthümliche Strahlenbrechung, — man hat es oft nur als optische Täuschung angesehen, — macht das Auge des Reisenden irre, wenn er sich den lappländischen Bergen nähert und es ihm auf ungefähre Höhenbestimmung ankommt. Die Spitzen des Gebirges erscheinen über und neben Wolkenschichten wie verlängert und erhöht; man erkennt dieselben Parthien in verschiedenen Tageszeiten kaum wieder. — Der Anblick ist eigenthümlich. Jene Gegenden sind weithin öde. Moorbrüche von fast schwarzem Ansehen strecken sich bis an den Fuß des Gebirges. Einzelne graune Felsen ragen daraus hervor, sie sind zum Theil mit dem weißen zierlich geästelten Renthiermoos bedeckt. Etwas erhöhte Sumpfstellen tragen dunkelblätteriges Gebüsch mit hochrothen Beeren. Den untern Theil des Berges umgiebt ein Fichtenwald; einzelne Fichten klettern noch in die Birkenregion, die wie ein breites helles Band den Berg umzieht. Darüber hinaus giebt es nur grauliche, kriechende Weidenbüsche. Lagert sich nun um diesen wilden und wüsten Strich eine Wolke, so treten die Gletscherspitzen und die Schneekuppeln sonderbar in die freie Luft. Die Sonne entfernt sich auf ihrem Nachtbogen nur wenig unter den Horizont und ihr rothes Licht liegt vom Untergange bis zum Aufgange an dem Himmel und den schimmernden Bergen fest. — Der Nordländer nennt das Isblink und die Erinnerung daran wirkt in der Ferne auf ihn wie auf den Schweizer ein Klang aus seinem Kuhreigen. —

Was ich von meiner Reise hier mittheile, zeichne ich nur nach den Bildern der Erinnerung. Es wohnt die Meerfrau Gunnila auch in des Menschen Brust. Aber ich glaube auch im andern Sinne mein Buch so am Besten bezeichnet zu haben.

Die ersten Reisenden, welche den Norden besuchten, waren fast mit den Entdeckern neuer Welttheile zu vergleichen. Die Beschreibung des Gesehenen und Erlebten war von allgemeinem Interesse. Seitdem ist Skandinavia längst in die große Tour aufgenommen; die Wanderer der verschiedenen Nationen durchziehen es in allen Richtungen. Man könnte ein eignes Buch über die betreffende Reiseliteratur schreiben; und es ist nicht die geringste Reisestrapaze für mich gewesen, nur das Wichtigste zu lesen. Mineralogen und Geologen, Botaniker von allen Farben, Entomologen, Statistiker, Philosophen und Poeten; selbst Theologen haben das Land bereist und mit ihrem besonderen Lichte beleuchtet. Linné hat in einer vortrefflichen Rede „die Nothwendigkeit der Reisen im eigenen Vaterlande" bewiesen. Er hat selbst mehre Provinzen bereist und seine Beschreibungen sind charakteristische Muster. Er betrachtet und schildert die geologische Schichtung des Kinnekulla mit eben derselben Gründlichkeit wie eine einer Provinz eigenthümliche Art von Dudelsack. Den schwedischen und norwegischen Gelehrten muss man den Ruhm zugestehen, dass sie ihr Vaterland genau durchforschten. — Man gewinnt bei ihrer freundlichen Zuvorkommenheit gegen den Fremden oft aus einem Gespräche mehr als auf der flüchtigen Fahrt durch eine ganze Provinz — Wem es auf statistische Uebersichten ankommt, den verweise ich für Norwegen auf Blom, für Schweden auf Forsell. Der erstere hat sein Buch selbst in deutscher Sprache geschrieben, das letztere Werk ist, ich glaube sogar mehrfach, übersetzt und die beiden finden wir übrigens in geistreicher Form das zureichendste und zuverlässigste Material. In Schweden liefern die zahllosen Beamten, um doch ein sichtbares Merkmal ihrer Thätigkeit zu geben, tabellarische Uebersichten von Allem nur Möglichen; in Norwegen schöpfte Blom gestützt auf eine sehr genaue eigne Bekanntschaft mit allen Einzelheiten aus dem patriotischen Eifer der Nation selber. — Der Fachmensch weiß ohne mich, wo er das ihm dienliche zu suchen hat; und über einzelne Touristen wird man hier und da in meinem Buche gelegentlich meine Meinung finden. —

Die Zeit der Reiseromane ist vorüber; es geht draußen jetzt Alles sehr natürlich zu. Auch im Norden ist das Reisen jetzt weniger abenteuerlich und viel bequemer als früher. Von Haparanda bis Hammerfest, also beinahe von Torneå bis zum Nordkap ziehen regelmäßig abgehende Dampfschiffe eine ununterbrochene Linie. Ebenso fährt man auf Kanälen und über die Landseen im Innern. Die Straßen sind vortrefflich, hin und wieder findet man auf Haupttouren sogar ganz gut eingerichtete Diligencen. — Ich muß gestehen, dass ich nach einer Reise von mehr als zwölfhundert Meilen nichts zu erzählen weiß, was einem Abenteuer ähnlich sieht, als dass ich einmal auf der sogenannten Kanalfahrt den Landungsplatz des Dampfbootes verfehlte und erst zu Fuß, dann auf einem glücklich aufgegriffenen Bauerkarren einen Wettlauf am Ufer bis zur nächsten Brücke anstellen musste — zur großen Belustigung der zahlreichen Passagiere — ich blieb übrigens Sieger.

Anstatt meinen Lesern den gleichmäßigen Faden meines Journals abzuwickeln, begnüge ich mich damit, an demselben einige ausgeführte Bilder zu knüpfen. Ich schreibe keine Anweisung für die, welche mir nachreisen wollen, obwol ein ordentliches Reisehandbuch für den Norden Noth thut. (Was unter dem Titel 1850 bei Th. Grieben in Berlin erschienen ist, reicht in keiner Weise zu). — Es liegt in den nordischen Völkern, sagt man, ein Zug der Sehnsucht nach dem Süden. Man erklärt ja die Römerzüge der deutschen Kaiser so. Ich wende mich an die, die von der Sehnsucht nach dem Norden geführt werden und bei denen „zu des Geistes Flügeln kein körperlicher Flügel sich gesellt.“ — Daß „es auch solche Käuze geben muß“, davon bin ich mir selber der Beweis. —

Ihnen also, die zu Hause bleiben müssen, zeichne ich die Bilder ab, die ich mitbrachte und ich bedauere nur, dass sie auf dem Papier nicht so farbenhell erscheinen werden, als sie in meiner Erinnerung leben. Wenn man ein Hägring sieht, so eilt man wol den Freund zu rufen, hat man ihn herausgeholt, so ist das luftige Bild schon verflogen. — Ich habe es immer

sonderbar gefunden, wenn Reisebeschreiber auf objektive Glaubwürdigkeit Anspruch machten. Ich kann die Dinge nur beschreiben, wie sie mir erscheinen, nicht wie sie sind. Ich kann nicht schreiben was wahr ist, sondern was ich denke. — Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, dass ich die Dinge und die Menschen verlieblicht dargestellt habe, grösser und besser als sie in der That sind. Zum Theil liegt das in der Natur der Hägring, zum Theil besticht die Freundlichkeit allerdings, mit der der einzelne Deutsche im Norden empfangen wird, so sehr auch die Achtung vor den Deutschen als eine Nation gesunken, geschwunden ist. — Denen endlich, „die im Buche suchen, nicht, was darin steht, sondern was ihrer Meinung nach darin stehen sollte," ist nicht zu helfen. —

Auf dem Meere.

Doch gilt es hier nicht viel besinnen,
Im weiten Meere musst du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an,
Und freut sich Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höhrem Vollbringen.
Göthe.

Ich schiffte mich in Stralsund auf dem schwedischen Postdampfschiff Svenska Lejonet nach Ystad ein. — Wer den Norden im Sommer bereisen will, muss sich viel dem Elemente anvertrauen, das der Volkswitz balkenlos nennt. Von verschiedenen Punkten der Nordküste Deutschlands gehen in regelmäßigen Fristen Dampfschiffe nach Ystad, Stockholm, nach Kopenhagen, Nyeborg und Christiania. Man kann im Nothfall in kürzester Zeit und mit größter Bequemlichkeit eine Küstenansicht von ganz Skandinavien bekommen und besieht sich nebenbei noch die jütländische Halbinsel ziemlich vollständig. — Die Schweden machen auch im Innern ihre Reisen am liebsten zu Schiff. Sie lassen sich einen Umweg gern gefallen, wenn er ihnen die lästige Landfahrt erspart. — Mir gefällt das Dampfbootleben. Man nimmt alle Bequemlichkeiten der Häuslichkeit mit auf die Reise, und die Passagiere bilden, wenn die Fahrt auch nur einige Tage dauert, bald ein Ganzes, das der Kapitain als Pater familias zusammen — nöthigenfalls in Ordnung hält. — Aber freilich es spukt auf dem Meer außer dem allgemeinen Reisegespenst der Langweile noch ein besonderes, übel berüchtigtes, die Seekrankheit, eine von den wenigen, die von den Medizinern nicht verstanden und nicht kurirt ist. Man hat schon so viel davon gehört, dass ich mich hier mit einer kurzen Ehrenerwähnung begnügen kann. Lessing, nicht der Dichter und Dramaturg, son-

dern ein gelehrter Botaniker und liebenswürdiger Mensch, der später in Sibirien verschollen ist, sagt in seiner Reise nach den Loffoden: „Man vergleicht die Seekrankheit mit einem Rausch. Ich weiß nicht, in wiefern das medizinisch richtig ist, kann aber für meine Person versichern, dass ich lieber betrunken sein will, als seekrank." — Ich fragte den Kapitain des schwedischen Löwen, der mich zum erstenmal über Salzwasser trug: „Was schützt gegen Seekrankheit?" — Er antwortete ernsthaft: „Gesund bleiben!" Ich war glücklich genug, seinem Rathe immer folgen zu können. — Wir erlebten später im bottnischen Meerbusen einen herrlichen Sturm. Ich blieb mit einem schwedischen Seemann, der vor Kurzem sein Schiff an der Küste von Finnland verloren hatte und nun als Passagier auf dem Dampfboot war, allein gesund. Selbst die Aufwartemädchen lagen schwer darnieder. Ein liebenswürdiger Musikus, den ich durch mein Beispiel zum Gesundwerden ermahnen wollte, sagte: „Ach! Sie haben kein Talent dazu!" —

Die Langeweile ist schlimmer zu bannen. Sie lastet wie ein Alp auf der Gesellschaft, die oft an sich ganz gute aber unter sich unverbundene Elemente enthält. Ein unbedeutender Zufall, eine Fatalität oder dgl. löst mitunter den Zauber. So habe ich mich nach meinem in dem Vorwort erzählten Abentheuer ganz gut amüsirt, während ich vorher an einem ziemlichen Ansatz zur Langweile laborirte. — Die Seeleute sind gegen dies Uebel ebenso abgehärtet als gegen die Seekrankheit. Der Svenska Lejonet macht wöchentlich zweimal die Fahrt von Ystad nach Stralsund, solange es die Jahreszeit erlaubt. Der Kapitain, der ihn kommandirt, hat im Lauf der Jahre den kurzen Weg viel hundertmal hin und wieder gemacht; und wie er stets dasselbe Fahrwasser befährt, so geht er auch beständig auf seinem Schiffe auf und ab. Er langweilt sich doch nicht. —

Die Ueberfahrt war wunderschön. So vollkommen still und eben habe ich die See nicht mehr gesehen. Der Himmel war klar und wolkenleer. Gegen Abend sah man zu gleicher

Zeit die Küste von Schonen im Norden und die von Rügen im Süden. Das ist nur bei besonders günstigen Umständen möglich. Man spricht so gern vom grenzenlosen Meer, manche nennen es geradezu unendlich. Das ist's nun freilich nicht. Die Ostsee namentlich ist nur ein kleines Gewässer; und selbst die Nordsee und das Eismeer verschwinden vor den Wogenmassen der südlichen Erdhälfte. Aber wenn auch alle Fluthen der Erde ein Meer bildeten, unendlich wäre es noch lange nicht. „Die Erde ist bei weitem nicht so groß, als wir uns denken," sagt Kolumbus in einem Brief an die Königin Isabella. — Dass der Anblick des Himmels uns weniger ergreift, hat nicht bloß darin seinen Grund, dass wir seiner gewöhnt sind. Wir sehen nach optischen Gesetzen die Sterne im Felde der Atmosphäre nebeneinander geordnet. Von ihrem gegenseitigen Abstande, von ihrer wahren Größe hat unsere Phantasie keine Vorstellung. Die Zahlenwelt ist todt für sie. Das Auge ist ihr Mittel, nicht der rechnende Verstand. — Ein Reisender sagte, als wir so Himmel und Meer verglichen und die Wirkung beider auf unser Gemüth abwogen: „Wir sehen das Meer in der Richtung der Tangente, die absolut unendlich ist, den Himmel im Radius, den wir als endlich zu denken gewohnt sind." —

Die Sonne ging friedlich unter. „So stirbt ein Mensch!" sagte mein Kapitain, ich sah ihn ganz verwundert an. Er erzählte mir von seinen Brüdern und zeigte mir in einer alten Logarithmentafel eine Diplotaxis tenuifolia, die er an der pommerschen Küste gefunden und für einen Bruder gepresst hatte. Die Pflanze ist wahrscheinlich mit dem Ballast irgend eines fremden Schiffes hierher geführt. — Ein sanfter Abendhauch bewegte leise und langsam das Meer. Es glich täuschend einem ungeheuern Teppich von grünem Sammet, der schwere rothschillernde Falten schlägt. — Es giebt keine Farbe, in der uns das Meer nicht erscheint. Es giebt keine Welle, die nicht von der folgenden verschieden wäre. Es hat eine jede ihre bestimmte Physiognomie und manche ist bezaubernd schön. Ich konnte stundenlang durch die aufgebäumten Wogen sehn und von

grünen Krystallschlössern träumen, wie das Märchen sie tief unten den Nixen baut. —

Die Mannschaft auf unserm Schiffe war doppelt so stark, als es der Dienst eigentlich erfordert. Die Matrosen waren heitere Burschen. Sie spielten ein Spiel, in dem das Wesentliche darin bestand, dass einer nach dem andern über ein Taubündel gestreckt wurde und eine bestimmte Anzahl von Hieben erhielt. Dann sangen sie auch allerlei Lieder, der eine mit wunderschöner Stimme. — Dazwischen tauchte aus dem Maschinenraum ein glühend rothes mit schwarzem Kohlenstaub besudeltes Gesicht auf. Ein armer Maschinist holte sich einen Athemzug frischer Abendluft. Das war ein trüber Gegensatz. Die Dampfschiffeinrichtung ist mangelhaft, so lange sie Dienste voraussetzt, zu denen sich der Mensch nur hergeben, die er nicht verstehen darf. — Das Thun der Matrosen hat selbst in der höchsten Todesnoth etwas frisch Lebendiges. Er kämpft für's Leben. Zu Lande arbeitet man höchstens für's Brod. — Der Küsten befahrende Fischer und der Meer durchsegelnde Schiffer sind nur ähnliche Brüder. Der Gegensatz der höchsten Anstrengung und des vollkommensten Nichtsthuns giebt wol den Reiz ab, der den Seemenschen für die geregelte Thätigkeit des Ackerbaues untauglich macht. In Norwegen namentlich könnte mancher Küstenstrich viel besser angebaut werden, den nur Fischer bewohnen. Meistens freilich besteht die Bevölkerung aus zwei ziemlich gesonderten Bestandtheilen.

Die Nacht brach an, als wir in Ystad landeten. Ein in Schweden angesiedelter Deutscher drängte sich an mich. Er hatte gehört, dass ich eine längere Reise beabsichtigte. Er versicherte mich, dass ich mit dem zu dem Zweck ausgesetzten Gelde ein bedeutendes Landgut in Schonen acqueriren könnte. Ich hätte mich wie der Narr im Faust noch heut Abend im Grundbesitz wiegen können.

Am andern Tage musste ich meines Passes wegen den Kommandanten begrüßen. Ein schöner Mann von kriegerischem Aussehn! Sein Zimmer war mit herrlichen Waffen dekorirt.

Er hatte die polnischen Freiheitskämpfe mitgefochten. Von den mitgebrachten Orden und Wunden durfte er die erstern im Vaterlande nicht tragen.

Der Suithiod, mit dem ich nach Stockholm fuhr, ist ein schönes, bequem eingerichtetes Passagierschiff. Die Zahl der Mitreisenden war nicht zu groß und nicht zu klein; ich weiß nicht, welches von beiden Uebeln das lästigste sei. Ein witziger Gefährte klassifizirte die Reisenden einmal so: Es giebt drei bequeme Reisecharaktere und man wird einem Jeden bald ansehen, in welche Gruppe er gehört: Baron, Doktor, Commis voyageur. Der Baron hat den angenehmen Lebensberuf, sich zu amüsiren. Er reist, weil er allerorten dieselben Geschäfte hat. Der Doktor macht aus der Reise ein Geschäft, beobachtet, studirt und will ein Buch schreiben. Der Commis macht auf der Reise Geschäfte in diesem und jenem. Er hausirt en gros. Sonst giebt's nur noch den Haufen, der ankommen, nicht reisen will. —

Die Nacht war wunderschön. Wir gingen meistentheils auf dem Verdeck umher, und die Unterhaltung war lebhaft. Das Meer war ruhig. Die Wellen flossen wie geschmolzenes Metall am Schiffe vorüber. Rechts spiegelte sich der Vollmond, links die späte Abendgluth in dem Spritzwasser der Schaufelräder. Der Gauthiod kam uns entgegen. Raketen und Leuchtkugeln flogen auf beiden Schiffen empor. So begrüßt man sich bei Nacht. Als ich nach dem Norden fuhr, kamen wir an einem Landgut vorüber, das ein Freund meines Kapitains bewohnte. Die Flagge ward aufgezogen und wieder gesenkt. Der Kapitain stand mit dem großen Fernrohr daneben und schaute nach dem Lande hin, ob sein Freund auch den Gruß bemerke. — Wie verschieden ist diese Fahrt nach Stockholm von jener nach dem Norden. Hier ist's der Schwarm der Touristen, der die eleganten Räume füllt; dort ist's bitterer Ernst mit dem Reisen. Es wird am Ufer mitunter recht schwerer Abschied genommen; und mancher arme Schelm mag noch trauriger gewesen sein, den Niemand an den Hafen begleitete. Zwischen den mancherlei Geräthen und Paketen, neben Pflug und Rocken

lagen die Menschen in Decken und Pelze gehüllt, wenn ich Morgens auf's Verdeck kam. Sie wollten sich im unwirthbaren Lappland ansiedeln. —

Man verliert selten die Küste aus dem Gesicht und es ist auf dem niedrigen, oft sandigen Strich nicht viel Merkwürdiges zu betrachten. Ein wohlunterrichteter Schwede unterhielt mich auf das Beste. Ich hatte mir daheim vorgenommen, jedes politische Gespräch zu meiden und brach den Vorsatz erst am dritten Reisetage. Diesmal war von den Wundern der Meerwelt die Rede. Die Bewohner der salzigen und brackigen Gewässer haben alle etwas Ungeheuerliches. Der Walfisch und seine Verwandten, die wie ungerathene Uebersetzungen unserer Landthiere aussehen, der Seehund und in andern Meeren der Seelöwe, haben riesenhafte Dimensionen. An der Küste von Norwegen spricht man immer noch von dem Erscheinen der gewaltigen Wasserschlange, mit der verglichen die Riesenschlange nur ein Diminutivum ist. Die kleinern Thiere erscheinen in fabelhafter Menge. Allein an der Küste von Norwegen werden jährlich tausend Millionen Heringe gefangen. Oft treibt ein Walfisch einen Schwarm solcher Fische in eine enge Bucht. Er liegt am Eingange fest und verschlingt sie in zahllosen Mengen, die Fischer aber schöpfen sie mit Netzen heraus und bloß von den abgeschnittenen Köpfen thürmen sich am Ufer kleine Hügel auf. Mit ihnen füttert man übrigens im Winter die Kühe. — Auf Felsen, am Lande und im Meer, in Spalten und oft auf dem Plateau nisten Eidergänse und ähnliche Fischvögel in für den Fremden erstaunlicher Anzahl. Man kann an mancher Stelle kaum den Fuß niedersetzen, ohne ein Nest zu berühren. Die Normänner hüten sich wol, die Vögel zu beschädigen, die auf ihren Grenzen Zuflucht suchen, sie schießen die Raubvögel über ihren Köpfen todt, ohne daß die dreisten Gäste sich stören lassen. Man nimmt ein- oder mehrmal die weichen feinen Dunen weg, mit denen das Thier seinen Eiern ein Lager bereitet, aber man wiederholt den Raub nicht zu oft, um nicht das Brüten zu hindern. — Da die Eidergans meist dieselben Plätze wieder besucht, in deren friedlichem

Besitz man sie im Jahre zuvor ließ, so hat jeder Strandbewohner auf bestimmte, sich mehrende Erndten zu rechnen. —

Die Quallen und Medusen, die Seesterne und Seeigel, die Korallen und Schwämme des Grundes bilden eine Welt für sich. Es sind die Märchengestalten der Naturgeschichte. Diese Uebergänge des thierischen Lebens in's Pflanzenhafte, in's Versteinern sind dem Menschen unverständlich, der nur auf der Oberfläche des Meeres dahinsegelt. Es fehlen ihm in seiner Natur die Kategorien, ihm wird's unheimlich zu Muthe bei den Ungeheuern der traurigen Oede. — Der Tang selbst hat wie die übrigen Meerespflanzen etwas Fabelhaftes, Abentheuerliches. — Wir denken an die verschollenen Wesen der Urzeit, als die Natur die ersten kindischen Versuche machte, Organismen zu bilden. Die fliegenden Krokodile der antediluvianischen Erdenalter ragen zu Greifen und Drachen verzerrt in die Mythenzeit der Geschichte. Die Betrachtung des Meeres gewährt uns dasselbe schauerliche Interesse. —

Mein gelehrter Reisegefährte hatte den Plan nach Wisby auf Gottland zu gehen und wusste viel von der merkwürdigen Insel zu erzählen, die ich leider nicht selbst besuchen konnte. — Die Sonne ging unter, Wolken wurden vergoldet, das Meer spielte in tausend Lichtern; es war wie wenn eine große Centifolie sich am Himmel aufblätterte und langsam verwelkte. — Das Schauspiel erinnerte meinen Gefährten an einen merkwürdigen Bau auf Gottland. An der Vorderseite der Nicolaikirche zu Wisby sieht man noch zwei von Ziegeln gemauerte Rosen, in deren Mitte einst zwei mächtige Karfunkel leuchteten. Man erkennt noch die Lücke, in der sie befestigt waren; aber sie selbst liegen im Meere begraben. Im Jahr 1361 plünderte der Dänenkönig Waldemar die reiche Stadt. Die Beute und die als endliches Lösegeld überlieferten Schätze lud er auf zwei Schiffe. Aber schon bei den Karlsinseln dicht an Gottland's Küste ereilte ihn ein Sturm, Schiffe und Schätze liegen auf dem Grunde. Das Leben der alten Seehelden hat noch viel mehr Poesie als das unserer alten Raubritter. Das Schiff war zugleich ihre

Burg und ihr Ross; sie führten das Schwert und die Segel und das Steuer war ihres Rosses Zaum. —

Wisby ist eine Stadt beinahe wie man sie in den öden Steppen des Orients findet, wo wilde Nomaden für eine kurze Nacht ihre Wohnung in Pallasttrümmern aufschlagen. Von der mächtigen Carthago des Nordens zeugt ein Haufe wüster Ruinen. Der Baukünstler würde manches Motiv finden. Das urplötzlich schnelle Aufblühen der Stadt und die unerschöpflichen Mittel, die ihren Bewohnern zu Gebote standen, erklären es, dass die Kirchen dort gleichsam in einem Gusse fertig wurden, den Geist einer bestimmten Zeit oder Nation also reiner darstellen, als die Bauwerke in Deutschland, die langsam emporwuchsen und wachsend die Entwickelungsgeschichte der Ideen miterlebten. Jedes Volk, jede Sekte baute ihr Gotteshaus, prachtvoll aber klein. Darum sind diese Trümmer jetzt verständlicher als unsere Dome, die nicht für eine geringe Zahl fremder Gäste, sondern für ganze Völkerschaften berechnet scheinen.

Aber auch die geologische Vorzeit Gottlands bietet des Merkwürdigen viel. Die Insel zeigt eine Kalkformation, von der wir an der Küste von Skandinavien keine Spur finden.

Wir fuhren zwischen der schmalen, sandigen Insel Oeland und dem Festlande durch den Kalmarsund und legten bei der Stadt Kalmar an. — Die Stadt bietet nicht viel dar. Das alte Schloss sah ich nur von Weitem. Man erzählt, dass es verfällt. Es ist leer, die Utensilien wurden verauktionirt. Als Kuriosität führe ich an, dass der Unionsthron als Brennholz für wenige Schillinge verkauft worden ist. Erich XIV. hat hier eine Zeitlang residirt.

Man sieht von hier aus mehr in die hohe See. Die interessante Skärenwelt betritt man erst in der Nähe von Stockholm. Wir vertrieben uns bis dahin die Zeit mit politischen Diskursen. Es waren namentlich mehrere dänische Edelleute an Bord, liebenswürdige Leute übrigens. Was ich hier mittheile, mag ohngefähr der Inhalt unseres Gesprächs sein und die Stimmung des Nordens charakterisiren.

Polonius: „Die Politik der russischen Regierung in Finnland ist schlau. Man läßt so mancherlei gewähren, was im eigentlichen Russland verpönt ist. Die Bücher der Schulen selbst enthalten manchen freisinnigen Satz und Ausdruck. Für das materielle Wohl wird gesorgt. Der Ackerbau belebt sich mehr und mehr. Früher ist manche Erndte durch Frost zerstört, jetzt hat man durch Gräben und Kanäle das Wasser entfernt, auf dessen Gefrieren sich jene Unfälle gründeten. Finnland wird reicher. Schon ziehen die Großen steinerne Palläste den Holzhäusern vor. Die orientalische Pracht und Weichlichkeit zehrt schon am Mark des Volks. Aber noch ist's nicht zu spät und die deutsche Nation opfert sich für unsere Hoffnung."

Guildenstern: „Nun, man singt in Finnland noch oft und gern das Lied vom schwedischen Löwen, unter dem Carl XII. gemeint ist. Das ist noch der Held des Volkes und daß Napoleon freilich mit demselben unseligen Erfolg seinen Zug nach Moskau wiederholte, bestätigt die geniale Größe beider Männer. Nun ist's freilich zu spät. Deutschland hat selbst geholfen, die Vormauer, das arme Polen, abzutragen und nun bahnt es zuvorkommend die Wege. Ihre Fürsten ziehen die Stellung russischer Satrapen vor, um nicht Führer freier Menschen werden zu dürfen. Unbedingt dem Despoten gehorchend, herrschen sie unbeschränkt über grollende Sklaven."

Ich muß gestehen, daß diese erste Probe eines politischen Gesprächs im Norden mir die Lust benahm, weiter zu reisen. Später habe ich in Stockholm oft und viel dagegen gesprochen und ward immer freundlich angehört. Man freute, wunderte sich allenfalls über das Feuer, mit dem ich die Ehre meines Vaterlandes verfocht, versicherte mich indessen, daß dergleichen nur bei Einzelnen und auch da nur in der Theorie so wäre, und daß die deutsche Nation als solche ihre Rolle ausgespielt und von dem russischen Riesen verschlungen, höchstens ihre Bildungselemente in dessen Organismus zu verweben habe.

Es war mir wohl, als die Einfahrt in die Skärenwelt unsere Unterhaltung aufhören machte. Ich bemerke, daß das Wort

„Skär" ohngefähr die Bedeutung und Aussprache unseres „Scheere" hat. Die Skandinavische Halbinsel besteht aus einer zusammenhängenden Felsmasse, die sich unter dem bottnischen Meerbusen bis nach Finnland fortsetzt. Von diesem Urgneusboden ragen einzelne meist kuppelförmige Ausläufer über den Spiegel des Meeres empor. Es scheint bisher noch keinem Beobachter gelungen zu sein, irgend ein System ihrer Anordnung zu entdecken. Sie liegen absoluterweise unregelmäßig bald nah aneinander, bald durch größere Zwischenräume von einander getrennt. Nur das Gestein ist bei Allen dasselbe, sonst herrscht in der Größe, in der Gestalt, in dem äußern Ansehen viel Verschiedenheit. — Die Skären im Norden sind zum Theil vom Uranfang her kahl, zum Theil werden sie bei dem ungeheuern Holzbedarf der Dampfschiffe entwaldet. Der Baumwuchs ist meistens kümmerlich, hin und wieder wird eine Skäre von rothen Epilobien freundlich überdeckt, auf andern wächst die nordische Linnäa in unzählbarer Menge. Die Gestalt ist ziemlich eintönig, etwas länglich abgerundet. Eine malerische oder abenteuerliche Form findet sich selten. Eine Skäre, der Schiffer nennt sie Bonde (Bauer) und bedient sich ihrer als Landmarke, hat eine frappante Aehnlichkeit mit einem halb verfallenen Ritterschloß aus grauer Väterzeit. Sie liegt ganz kahl und einsam ziemlich weit im Meere. Ein viereckiger Felsblock erhebt sich hoch und thurmartig über andern zusammengestürzten Trümmern. — Die Skären im Norden sind verlassen und öde, das Umherfahren zwischen ihnen hat auf die Dauer etwas Grauenvolles. Sieht man hier und da einen Menschen, so denkt man eher an einen armen Schiffbrüchigen, als an den wirklichen Bewohner einer solchen Heimath. Die elenden Hütten am Strande sind auch wirklich nur für den einstweiligen Aufenthalt der Fischer bestimmt und eingerichtet. —

Die Stockholmer Skären geben ein viel lebendigeres oft überaus reizendes Bild. Weit hinaus schifft man an einer malerisch gebauten Felseninsel hin, die von der vereinzelten Lage, „die Jungfrau" genannt wird. Dann kommt man durch eine

imposante portalartige Felsenpassage in die eigentliche Skären-welt. Die Scenen wechseln mit überraschender Schnelligkeit. Bald fährt man in einem stillen Landsee mit frisch umbuschten Ufern dahin, bald wird der Weg zur Felsengasse und steile Steinwände versperren die Aussicht. Mühsam klammert sich hie und da ein verkrüppelter Tannenbaum oder ein kümmerliches Birkengebüsch in die Spalten. Oft scheint das Schiff geradezu auf eine drohende Klippe los zu steuern. Da macht es wie ein lebendiges Wesen eine plötzliche Wendung, biegt um einen Felsenvorsprung und eine freundliche Inselgruppe umringt uns. Dort ein wogendes Saatfeld, ein freundliches Haus mit hellen Fenstern und grün umrankter Thür, ein reinlicher Kiesweg führt ans Ufer. Wohlgekleidete Kinder laufen umher und schauen neugierig nach uns auf. Hübsche Boote schaukeln sich am Strande auf den Wellen, die unsere Ruder erregen. Höher hinauf über dem urbaren Lande giebts noch Nadelwald, aus dem scharfe Klippen hervorkucken; Ziegen klettern daran umher. — Auf mancher Insel steht ein stattliches Schloss, auf andern ragt halb verwittertes Gemäuer; manche sind ganz von dichtem schönem Walde bedeckt, manche sind rohe Steine; die eine erhebt sich hoch wie ein Berg aus dem Meer, über der andern bricht sich die brandende Woge; ist auch im Allgemeinen die sanft abgerundete Kuppelform vorherrschend, so kommen doch auch von der schroffen, überhängenden Wand, bis zum flachsten Eilande alle Uebergänge vor. — Die nähern schieben sich im Vorbeifahren vor die entfernteren wie die Koulissen eines Theaters, verdecken und enthüllen die wechselnden Bilder des Hintergrundes. — Für grössere Fahrzeuge giebts nur zwei Wege nach Stockholm (ich bemerke beiläufig, dass der Name ebenso wie Stralsund mit der Betonung auf der ersten Silbe ausgesprochen wird). Die eine Einfahrt wird von dem Kanonenthurm Friedricksborg vertheidigt, der in seiner Art der grösste in Europa sein soll. Wir fuhren durch die zweite Passage bei Watholm vorüber. Die übrigen zahllosen Wasserstraßen befährt nur der Fischer mit Netz und Schnur und — der wagende Schmuggler. Die schwe-

dische Krone unterhält eine eigne Skärenflotte von kleinen flachen Kanonenbooten, die das landschaftliche Bild angenehm beleben. Kriegsverständige mögen entscheiden, ob man so auch einem ernstlichen Angriff zur See widerstehen könnte; Kaufleute behaupteten, daſſ trotz dieser armirten Wächter eine Menge von verbotenen und besteuertem Waaren hier gepascht wird. Das System der Schutzzölle scheint wenig im Bewuſstsein des Volkes zu wurzeln. Das Schmuggeln wird strenge bestraft, gilt aber keineswegs für unehrenhaft. Es war bei uns vor noch nicht gar langer Zeit so mit der Holzdefraudation. Uebrigens wird man in Stockholm genau visitirt. Ich habe gesehn, wie man einem Fremden fertige Kleider aus dem Koffer nahm und probirend an den Körper hielt, wie man Briefmappen nach Seidenzeugen durchstöberte u. s. w. Die Beamten sind artig und ich bin, ohne je den Versuch einer Bestechung zu machen, stets schnell und leicht abgefertigt. —

Watholm sieht recht freundlich aus; die gemauerten Bastionen, die runden gothischen Thürme, das Städtchen daneben mit seinen hölzernen roth angestrichenen Häusern und seinen grünenden, blühenden Rasendächern — das schien nicht sehr gefährlich. Indessen soll das Kastell sehr fest sein. Es werden hier auch Staatsgefangene bewahrt. Crusenstolpe hat hier seine Haft abgesessen. Man erzählte mir, daſſ er sich die Zeit mit lukullischen Mahlzeiten verkürzt habe. Wenn bei uns Jemand wegen eines Preſſvergehens Gefängniſſstrafe erleidet, kommt er schwerlich auf dergleichen Gedanken. Sonderbar! Das Gedächtniſſ an Crusenstolpe's Leckerhaftigkeit hat sich länger erhalten, als die Erinnerung an seine gefährlichen Schriften. Wenn ich nicht irre, machte die Regierung den Versuch, ihn für ihre Parthei zu gewinnen und er veröffentlichte die betreffenden Dokumente mit der erforderlichen Beleuchtung. — Wir wurden von der Festung angerufen, der Kapitain gab, ich weiß nicht welche, Auskunft durch sein Sprachrohr und wir durften passiren. —

Je näher der Stadt, desto bebauter und bewohnter sind die Skären. Sie verdecken die Stadt, bis man sich ihr fast ganz

genähert hat, dann entfaltet sich das Bild schnell und vollständig; das oft beschriebene und doch so unbeschreibliche Stockholm lag vor uns. Es war ein Sonntagmorgen. Alle Glocken läuteten zum Frühgottesdienst, die zahllosen Schiffe flaggten, eine dichte, bunte Menschenmenge bedeckte den Strand, an den unser Schiff anlegte. Die vor wenigen Tagen vollzogene Vermählung des Kronprinzen mit einer Prinzessin der Niederlande hatte viele Fremde herbeigelockt. Wir fanden mit einiger Mühe ein Unterkommen. Die Sitte der Chambres garnis herrscht in Stockholm, es fehlt deßhalb an in unserm Sinne großstädtischen Hôtels für Reisende.

Stockholm.

— Es ist doch eine wunderbare einzige Stadt. Welche romantische Ansichten, Inseln, Wasser, Felsen, Höhen und Thäler! Was man sich in entfernten Landschaften zusammenträumt, ist hier im Umfange der Stadt vereinigt. Was die Natur Großes aufweisen kann, findet sich in der Nachbarschaft der schönsten Denkmäler der Kunst."

Leopold von Buch.

Ich lernte in Stockholm einen alten Herrn kennen, mit dem ich oft durch die Straßen schlenderte und der fast an jede Stelle eine historische Erinnerung zu knüpfen wußte. Es hatte viel Reiz für mich, solche Gestalten der Vorzeit mir unter die lebenden Bilder zeichnen zu lassen, die mich umgaben. Leider ist die Chronik der Stadt entweder wirklich so blutig, oder das Gedächtniß meines alten Freundes hatte für Greuelscenen eine besondere Vorliebe: genug, ich kann, wenn ich auch wie Franz Moor nur das Glimpflichste mittheile, dem Leser wenig Freundliches versprechen. —

Alle Haupt- und namentlich alle Residenzstädte haben eine gewisse Familienähnlichkeit; es ist aber eben die Aufgabe, die spezielle Verschiedenheit herauszufinden. Von den drei nordischen Hauptstädten ist nur Kopenhagen für Dänemark was Paris für Frankreich, konzentrirte Repräsentation des Landes. Wer aber Stockholm gesehen hat, kennt Schweden noch lange nicht und man könnte Jahre lang in Christiania leben, ohne sich vom eigentlichen Norwegen auch nur einen ungefähren Begriff zu machen. —

Stockholm's Lage hat viel Eigenthümliches, man findet sich bald und leicht in seinen Straßen zurecht. Die eigentliche Stadt — Staden — liegt auf einer Insel, eigentlich auf einer kleinen

Gruppe niedriger Inseln, die durch Gebäude und Straßen längst zu einer geworden sind. Diese Insel liegt mitten in dem Zusammenfluss der Ostsee, die man hier Salt Sjön nennt, und des Mälaren. Nordwärts von Staden verbindet der Norr-Ström, südwärts der Söder-Ström beide Gewässer. Außer auf einigen kleinen Inseln dehnt sich die Stadt nach Norden und Süden in zwei große Vorstädte aus, Norrmalm und Södermalm, von denen jede viel größer als die alte Stadt ist. — Es giebt eine Menge von guten Planen und im Nothfall leistet dem Leser der kleine Abriss auf Weiland's Karte von Schweden und Norwegen mehr als meine ausführlichste Beschreibung.

Wenn man auf der nördlichen Vorstadt am Ufer der Ostsee steht — die Gegend heißt Blasiiholmen und war ehedem mit schönen Gartenanlagen geschmückt — so sieht man den Staden mit seinen Hauptgebäuden vor sich. Das königliche Schloss überragt sie alle und beherrscht durch imponirende Form und Größe die ganze Stadt. Man sieht hier die nördliche und östliche Façade. Die nördliche gegen die Norrbro, die Hauptbrücke Stockholms gerichtete, heißt der Löwenberg. Eine prachtvolle Rampe führt in's Hauptportal. Sie ruht auf Granitquadern und die Granitsäulen unter dem Portal sind das Gewaltigste, was man in dieser Art sehen kann. Oben am Portal liegen zwei kolossale Löwen in Erz gegossen aus der Zeit Carl XII. Das Hauptgebäude hat über der Rampe drei Etagen mit je 15 Fenstern. Die nach beiden Seiten auslaufenden Flügel nur eine hohe Etage mit je 9 Fenstern. Die Fronte des Löwenberges giebt allein die ganze Ausdehnung des Gebäudes und ist von freien, großartigen Verhältnissen. Man hat gemeint, Bildsäulen als Dachverzierungen würden das Ganze heben. Ich muss aber gestehen, dass sogar die riesigen Löwen vor dem Portal durch das Schloss selbst fast zur Winzigkeit herabgedrückt werden. — Die östliche Façade bietet einen wunderbaren und ungemein wohlthuenden Gegensatz. Man nennt sie den Luchsgarten. Zwei Flügel, die von der nördlichen und südlichen Schlossfronte auslaufen, bilden hier in der Höhe der Rampe

einen Garten, der sich an die östliche Schlossfronte lehnt und zu dem man von der Straße aus auf einer schönen, steinernen Treppe und durch ein eisernes Gitterthor gelangt. Früher hat man hier wilde Thiere gehalten; jetzt blühten üppige Blumen, und dieser bunte, bebuschte, schwebende Platz mitten unter den gewaltigen Steinmassen fesselt den Blick zauberhaft. — Um diese beiden Seiten des Schlosses führt ein stolzer breiter Gang gegen das Meer zu mit behauenen Granitquadern sauber eingefaßt. Eine bunte Menschenmenge wallt hier durch einander. Einige Dampfschiffe haben hier ihre Anlandungsstelle. Wir übersehen das von Booten durchkreuzte Meer, an dem wir stehen, die Schiffe, die wimmelnde Strandgasse jenseits und das ragende Schloss mit einem Blick. Zur Linken ruht das Auge auf bewaldeten zum Theil belaubten Felsenhöhen, die sich aus dem Meer erheben, Schiffe aller Art beleben den Vordergrund. Zur Linken erscheint uns die Norrbro, der breit und eben aus Stein gebaute Weg von der Stadt nach der nördlichen Vorstadt, sie führt gerade auf das untere Portal des Löwenberges. Feingeputzte Städter, zu Fuß und zu Roß und schöne Karossen, Landleute aus den Provinzen in ihren sonderbaren Nationaltrachten strömen drüber hin. Das Militair zieht mit klingendem Spiel auf die Schlosswache. Die Brücke ruht zum Theil — etwa in ihrer Mitte auf einer flachen Insel, Helgeandsholmen; zwischen die mächtigen Pfeiler hat sich hier ein vielbesuchtes Kaffeehaus geschmiegt. Der nach unserm Standpunkte zu gelegene Theil der Heiligen Geistinsel ist bepflanzt und als Promonade (Stromparterre) eingerichtet. Wir sehen von der Nordbrücke namentlich Kinder und Wärterinnen auf bequemen Steintreppen niedersteigen. Die herangewachsenen Bäume strecken ihre Spitzen bis über das Steingeländer der Brücke. Vom Staden bis zur Heiligen Geistinsel ist die westliche Seite der Brücke von einem Bazar eingefaßt. Wir sehen bis in die niedlichen Laden hinein. Von da bis zum Gustav II. Adolf Markt tragen die Steinpfeiler frei und stolz die ebene Brücke. Man sieht hier jenseits im Mälaren Strömsborg eine kleine Insel mit schönen hohen

Bäumen. Ueber die niedrigen Gebäude des Bazars ragt der Thurm der Riddareholmenskirche. Er mag nicht ohne architektonische Mängel sein, aber er giebt mit seinem rothen Mauerwerk und der sonderbaren netzförmig durchsichtigen Spitze von Gusseisen dem Prospekt etwas angenehm Fremdartiges. Er steht so schlank und luftig neben dem Schloss d. h. in unserer Ansicht, sonst liegt er gar nicht im Staden, sondern auf einer zweiten damit verbundenen Insel. Im Hintergrunde erhebt sich der Södermalm, die Catharinenkirche ragt wie von fernem Gebirge über die tiefer liegenden Straßen und die ganze eigentliche Stadt daher. — Um meine Beschreibung nicht zu verwirren, lasse ich unbedeutendere Gebäude unerwähnt, die neben den genannten auch in der That zu verschwinden scheinen. —

Verweilen wir noch einen Augenblick vor dem herrlichen Bilde. Stockholm ist die Stadt der schönen Prospekte. Die Hauptgebäude, die Thürme gruppiren sich, man mag von dort oder von hier kommen, immer malerisch und immer neu. Auch giebt es verschiedene Punkte, von denen man sich vortrefflicher Panoramen erfreuen kann. Wer sich an Uebersichten mehr als an Ansichten erfreut, wird auch gern auf den Mosesberg im Söder, auf das Observatorium im Norder steigen. Ich bin entschieden am liebsten und häufigsten auf Blasiiholmen gewesen. Mein alter Chronist sagte: ich hätte wol das alte Schloss noch sehen mögen, wenn es auch nicht so stattlich gewesen ist. Einen Theil desselben zerstörte eine Feuersbrunst unter Christinens Regierung. Carl XI. starb über den Plan seines Neubaus. Seine Leiche stand noch im Paradesaal, als am 7. Mai 1697 eine lang verborgene Gluth mit entsetzlicher Gewalt und gleichzeitig an allen Punkten ausbrach. Mit Mühe rettete man die königliche Leiche. Der Saal, in dem sie stand, war übrigens eins von den wenigen Gemächern, die der Brand übrig ließ. — Der Kärnan (das Fass), so hieß der Hauptthurm von seiner runden Gestalt, stand noch eine Zeitlang in den himmelanflammenden Gluthen. Er war 127 Ellen hoch und trug damals dreißig grobe Kanonen. Die Zeitgenossen schildern sein Zusam-

menstürzen mit allen Zeichen des Entsetzens. Er verschüttete das St. Eskils-Zimmer, das damals freilich leer war. Gustav I. Wasa hinterließ es seinen Söhnen wohlgefüllt. Es bestand aus 4 Gewölben, von denen zwei 10 Ellen im Würfel maßen. Es waren soviel Silberkuchen darin, daß man kaum die Thüre schließen konnte. — Ich erzähle das treuherzig nach, bemerke aber, daß ein Gemach von 8000 Kubikfuß Inhalt etwas groß ist.

Auf der Heiligen Geistinsel sind die königlichen Stallgebäude. Man sieht die Kutschen, die im Ganzen ziemlich einfach sind, nach dem Schloß fahren, und dann zieht die Königliche Familie über die Norrbro. Die Schweden sind ausnehmend artig gegen alle Glieder des Herrscherhauses. Die Vorübergehenden bleiben stehen, und grüßen mit entblößtem Haupt und tiefer Verbeugung; man sieht hinsinkende Kniee. Wer im Wagen sitzt, läßt anhalten und macht stehend die nöthigen Reverenzen. —

In der Nacht des 16. März 1792 trug man den schwer verwundeten König Gustav III. über diese Brücke nach dem Löwenberge. Fackeln und Bewaffnete umgaben ihn, eine schnell aufgestörte Volksmenge schloß sich an ihn an. Als der König von dem Portal auf diesen Zug niedersah, sagte er: „ich bin wie der heilige Vater, man trägt mich in Prozession." — Er sendete sogleich einen Pagen an seinen Bruder, den Herzog von Södermannland, den nachherigen König Carl XIII. Man fand den edeln Herrn in voller Admiralsuniform mit dem großen Ordensbande. Vor ihm brannten Lichter, der Degen und Federhut lag auf dem Tische. So erwartet man die Stimme des Geschicks. — Die Geschichte Carl's XIII. ist nach an vielen Stellen unaufgehellt. Er ist der Adoptivstammvater des jetzigen Königshauses. Es wird noch eine Weile dauern, bis diese Geheimnisse den Schleier abwerfen. Einmal geschieht's doch. Könige haben's schlimm. Sie können ihre Thorheiten und Laster nicht einmal im Leichentuch verbergen. —

Der jetzige Ritterholmsthurm ist erst 1838 fertig geworden. Der ältere wurde vom Blitz verbrannt. Warum man

dem neuen gerade eine so mächtige Eisenmasse als Spitze gab, weiß ich nicht. —

Wir steigen in eins der immer bereiten Boote und lassen uns nach der Rudertreppe vor dem Luchshof bringen. Der Stockholmer geht nicht gern zu Fuße, die Droschken sind sehr dürftig und recht theuer. Im Boot bezahlt man Kupfermünzen, für die wir kaum einen Geldwerth angeben könnten. — Breite Steinstufen führen uns auf die etwas erhöhte Strandgasse. Hier steht Gustav's III. Bildsäule; sie ist von Sergel modellirt und macht, im Einzelnen nicht tadellos, als Ganzes und an dieser Stelle einen guten Eindruck. Gustav soll selbst den Wunsch gehabt haben, in der Stellung des Apollo von Belvedere und im idealisirten schwedischen Kostüm abgebildet zu werden. Er stieg hier nach Beendigung des finnischen Krieges 1790 ans Land. Man machte mich darauf aufmerksam, daß der Lorbeerzweig, den er in der rechten Hand trägt, etwas winzig ausgefallen ist.

Vor der Südseite des Schlosses steht ein Obelisk, der sonst nicht viel Verdienste hat, seiner Bedeutung wegen indessen Erwähnung verdient. Die Bürger Stockholms hatten während des finnischen Krieges freiwillig die Wachtdienste in der Stadt übernommen und treulich ausgeführt. Darum lautet die Inschrift: „Gustav III. beschloß nach erlangtem Frieden 1790, und Gustav IV. Adolf setzte 1799 dieses Denkmal der Treue der Stockholmer Bürger." — Ich führe diese Inschrift an — ausnahmsweise — um der Sage entgegen zu treten, als habe um des Namens Gustav IV. Adolf willen ein anderes Denkmal entfernt werden müssen, das zwischen dem Löwenberge und der Brücke aufgestellt war. An dieser Stelle war wol auch das schönste Bild widersinnig angebracht. In diesem letzten Sproß des Hauses Wasa kamen die Charakterzüge der Familie in sonderbarem Gemisch und fast in der Verzerrung vor. So verhaßt ist indessen sein Name nicht und seine Geschichte noch ungeschrieben. Die schwedische Nation hängt an dem Ruhm, den seine Väter erfochten, und hoffte wol, als Carl den Sohn des

Krieges, Napoleons Schüler abdankirte, auf eine Wiederbelebung alter Zeiten. Ich machte einmal gegen einen sehr gemäßigten Herrn in Schweden die Bemerkung, dass Carl XIV. Johann seine Truppen sehr zu schonen gewusst habe und erhielt die Antwort: „O ja, Bernadotte brachte mehr Soldaten nach Hause, als er mitgenommen hatte." — Man bedient sich dort noch gern des Familiennamens und selbst der Führer in der Riddarholmskirche, sagte an Carl's XIV. Johann Sarkophag: „Hier liegt Bernadotte."

Das jetzige Schloss hat der Hof erst 1753 bezogen. Der Bau ward schon unter Carl XII. begonnen. Den Plan entwarf Schwedens großer Baukünstler, der Graf Tessin; man hat seine Ideen nicht ganz verfolgen können, obgleich man sogar von der großen Kirche ein Stück abnahm, um für das Schloss Raum zu gewinnen. Tessin hat die vier Fronten in verschiedenem Stil erbaut, römisch, italienisch, griechisch und französisch. Bei den kolossalen Verhältnissen des Ganzen ist die Wirkung dieses Wechsels sehr angenehm. Der jedesmalige Stil ist ziemlich rein gehalten, doch klingt Alles schön zusammen. —

Vom Luchshof führen uns breite Glasthüren in ein weites Thorgewölbe. Uns fällt eine kolossale Gruppe in's Auge; sie ist von Sergel und stellt Axel Oxenstierna dar, welcher der Muse der Geschichte die Thaten Gustav II. Adolf diktirt. Sie giebt sich zu diesem sonderbaren Geschäfte bereitwillig her. Die Basreliefs in den Schlosshallen sind meist in Thon ausgeführt und es fällt unangenehm auf, dass so vielen Figuren die Köpfe fehlen. — Es ist bei einem solchen Gebäude und in Schweden wol nicht gut möglich, dass Alles in sauberer Vollständigkeit eingerichtet und im Stande gehalten ist; aber dadurch bekommt das herrliche Schloss doch einen unheimlichen, unwohnlichen Anstrich. —

Dieser Flügel enthält die Marmorgalerie, in der man die Bildsäulen aufgestellt hat, die zur königlichen Sammlung gehören. Als 1842 die Naturforscher sich in Stockholm versammelten, ward für sie der ganze Raum mit Fackeln beleuchtet,

Das muß ein wundervolles Schauspiel gewesen sein. Die scharfen Lichter und die entschiedenen Schatten gaben den blassen Gebilden ein Leben, wie es der meißelnde Künstler sich vielleicht geträumt hat. Ich habe nur bei wenigen Bildern verweilt, sie nur im Sonnenlichte gesehen. Wenn ich's auch nicht wie die jüngere Romantik zum förmlichen „Haß der Antike gebracht habe, so genieße ich sie doch auch lange nicht geläufig genug, um mich nicht durch Einzelnes stören zu lassen. Hier waren mir die angeklebten papiernen Feigenblätter grauenvoll, mit denen man der Naivität des Künstlers entgegen getreten war. — Außer der vatikanischen soll die hier aufgestellte Sammlung der Musen die einzig vollständige sein. Mag's sein! Ich konnte an den viel restaurirten Bildern nicht viel heraussehen. — Aber ein antiker Endymion und Sergels berühmteste Gruppe Amor und Psyche bilden einen trefflichen Gegensatz des antiken und modernen Kunstwerks. Jedes ist unbestritten in seiner Art die Krone der ganzen Sammlung. Als Sergel diesen Endymion sah, den man übrigens in Hadrians Villa bei Tivoli fand und den Gustav III. mit 2000 Dukaten bezahlte, soll er gesagt haben: „Wenn ich das gemacht hätte, würde ich alle meine Sachen zerschlagen!“ — Ein deutscher Reisender — ich weiß aus landsmännischer Liebe seinen Namen nicht, sagt: „Freilich ist's ein Meisterstück, freilich erstaunt man über die großartige Klarheit des Gedankens und die wunderbare Genauigkeit der Ausführung, aber wäre solche Kraft und soviel Zeit nicht nützlicher zu verwenden gewesen?“ — Mir fiel bei der Aeußerung Barth ein, der da meint: „Heut zu Tage würde Jesus wegen unerlaubten Vagabundirens in ein Arbeitshaus gebracht werden bis zum Nachweis eines ehrlichen Erwerbes.“ — „Ein schlafender Endymion!“ — Daß der Jüngling schläft, sieht freilich Jeder. Warum es eben Endymion sein soll, weiß ich nicht zu sagen. Der Vorwurf der griechischen Bildhauer war oft von der äußersten Einfachheit. Der Jüngling ruht etwas auf der linken Seite und ist in ein Gewand gehüllt, das ein Knopf über der Schulter locker zusammenhält. Der rechte Arm ist gehoben, die Hand ruht auf einem

Zweige, das Knie ist sanft aufwärts gebogen. Der Mund ist leicht geöffnet, die Brust voll Athem. Es ist ein Bild des ruhenden Schlafes, nicht etwa des Traums, nicht der Ermüdung. —

Sergels Amor und Psyche steht nicht weit davon entfernt. Die Gruppe enthält eine ganze Geschichte, erinnert an eine weit verzweigte Mythe, an die Wendungsmomente unseres eignen Lebens. Endymion ist ein schlafender Jüngling und weiter nichts. Wir dürfen die dämmernden Mondstrahlen, den Kuss der sehnsüchtigen Luna nicht hinzudenken, um das Bild zu verstehen. Ein romantischer Künstler hätte doch wenigstens den Traum angedeutet, hier fließt jede Blutwelle im geregelten Bette. Die Alten wirkten nicht durch das Interessante des gewählten Stoffes, sondern durch die reine Menschenform ihrer Gestalten und durch die Vollendung des Technischen. Sie haben den Marmor doch ganz besonders zu erweichen gewusst; freilich auch die schönen nackten Gestalten vor Augen gehabt. Dieser Endymion sieht denn doch wirklich so aus, wie ein schöner urplötzlich im Schlaf versteinerter Mensch. — Damit will ich den schwedischen Künstlern nicht zu nahe treten. Sergel namentlich setzte etwas in die sorgfältige Behandlung des Marmors, er arbeitete langsam und man hat im Ganzen nur wenig Bilder von ihm. — Die Schweden selbst scheinen Byström höher zu stellen. Eben jetzt erschien eine Sammlung von Lithographien nach Byströmschen Arbeiten, während ich von Amor und Psyche nur mühsam einen schlechten Umriss auftrieb. Ein Gypsabguss ist von einem Künstler besorgt und ganz tüchtig ausgeführt, nur hat der Mann geirrt, wenn er den herben Schmerzensausdruck um die Mundwinkel so scharf markirte. Freilich fällt die Trauer in Amors Gesicht zunächst in's Auge, sie ist aber nicht der Hauptsinn. Es ist der Gott, der auch einer solchen Bitte widersteht, weil es das Schicksal so will. Ein Mensch wäre gestorben oder — zurückgekehrt. Der Mensch kann nicht beim Styx schwören. Amor steht ganz aufgerichtet, das Schießzeug in der Linken, die rechte Hand ist sanft abwehrend gegen Psyche erhoben, die knieend den Arm umfasst. Er will nicht fort-

schreiten, sondern sich emporschwingen; man sieht ihn mit einer Empfindung an, wie wenn ein Traum uns Schwingen gab. Psyche ist eine vollendete Frauengestalt. Man hat den Künstler getadelt, dass er sie nicht knospenfrischer dargestellt; aber sie sollte eben das Menschliche versinnlichen. Psyche ist die antike Madonna. — Man sieht hier noch mehr Werke von Sergel, auch viele Modelle in Gyps. Es müsste für den bildenden Künstler von großem Interesse sein, Sergels frühere Entwürfe zu Amor und Psyche zu studiren. Man sieht hier deren mehre und bei manchem denkt der Laie, warum blieb er nicht hierbei stehen? — Aehnlich wäre manchem Deutschen damit gedient, wenn Schiller seinen Carlos nach der frühern Intention vollendet hätte und — doch wäre es dann nicht ein solches Meisterwerk geworden. — Eine Gruppe, Mars und Venus, schien mir auch zur Geschichte von Amor und Psyche zu gehören, wie Jean Paul's frühere Romane im Grunde nur Vorstudien zu seinem Titan sind. Es giebt noch eine Gruppe Mars und Venus von Vulkan gefangen, die aber in Privatbesitz gekommen ist; Diomedes, der das Palladium geraubt hat, ist in England; ich sah noch einen sterbenden Krieger, der mit dem Schwert ein Wort in den Stein gräbt. — Die Kirchen Stockholms enthalten viele Basreliefs von Sergel, auch hat er portraitirt. —

Joh. Tob. Sergel ist in Stockholm den 8. Septbr. 1740 geboren, er war Steinhauerlehrling beim Schlossbau. Graf Tessin, der mit wunderbarer Genialität den großartigen Plan und den zu behauenden Quader im Auge zu behalten verstand und bei der freiesten Auffassung des Ganzen die genaueste Detailkenntniss des Einzelnen besaß, ward auf den Knaben aufmerksam. Sergel ward 1756 Zögling des Akademikers l'Archevesque, ging 1759 reichlich von seinem Könige unterstützt in's Ausland. Zwölf Jahre lang war er in Frankreich, England, größtentheils wol in Italien. Bei seiner Heimkehr machte man ihn von Seiten Russlands die glänzendsten Anerbietungen. Er schlug sie aus, um seinem Vaterlande treu zu bleiben. Er ward in den Adelstand erhoben und führte die Bildsäule

menstürzen mit allen Zeichen des Entsetzens. Er verschüttete das St. Eskils-Zimmer, das damals freilich leer war. Gustav I. Wasa hinterließ es seinen Söhnen wohlgefüllt. Es bestand aus 4 Gewölben, von denen zwei 10 Ellen im Würfel maßen. Es waren soviel Silberkuchen darin, daß man kaum die Thüre schließen konnte. — Ich erzähle das treuherzig nach, bemerke aber, daß ein Gemach von 8000 Kubikfuß Inhalt etwas groß ist.

Auf der Heiligen Geistinsel sind die königlichen Stallgebäude. Man sieht die Kutschen, die im Ganzen ziemlich einfach sind, nach dem Schloß fahren, und dann zieht die Königliche Familie über die Norrbro. Die Schweden sind ausnehmend artig gegen alle Glieder des Herrscherhauses. Die Vorübergehenden bleiben stehen, und grüßen mit entblößtem Haupt und tiefer Verbeugung; man sieht hinsinkende Kniee. Wer im Wagen sitzt, läßt anhalten und macht stehend die nöthigen Reverenzen. —

In der Nacht des 16. März 1792 trug man den schwer verwundeten König Gustav III. über diese Brücke nach dem Löwenberge. Fackeln und Bewaffnete umgaben ihn, eine schnell aufgestörte Volksmenge schloß sich an ihn an. Als der König von dem Portal auf diesen Zug niedersah, sagte er: „ich bin wie der heilige Vater, man trägt mich in Prozession." — Er sendete sogleich einen Pagen an seinen Bruder, den Herzog von Södermannland, den nachherigen König Carl XIII. Man fand den edeln Herrn in voller Admiralsuniform mit dem großen Ordensbande. Vor ihm brannten Lichter, der Degen und Federhut lag auf dem Tische. So erwartet man die Stimme des Geschicks. — Die Geschichte Carl's XIII. ist noch an vielen Stellen unaufgehellt. Er ist der Adoptivstammvater des jetzigen Königshauses. Es wird noch eine Weile dauern, bis diese Geheimnisse den Schleier abwerfen. Einmal geschieht's doch. Könige haben's schlimm. Sie können ihre Thorheiten und Laster nicht einmal im Leichentuch verbergen. —

Der jetzige Ritterholmsthurm ist erst 1838 fertig geworden. Der ältere wurde vom Blitz verbrannt. Warum man

dem neuen gerade eine so mächtige Eisenmasse als Spitze gab, weiß ich nicht. —

Wir steigen in eins der immer bereiten Boote und lassen uns nach der Rudertreppe vor dem Luchshof bringen. Der Stockholmer geht nicht gern zu Fuße, die Droschken sind sehr dürftig und recht theuer. Im Boot bezahlt man Kupfermünzen, für die wir kaum einen Geldwerth angeben könnten. — Breite Steinstufen führen uns auf die etwas erhöhte Strandgasse. Hier steht Gustav's III. Bildsäule; sie ist von Sergel modellirt und macht, im Einzelnen nicht tadellos, als Ganzes und an dieser Stelle einen guten Eindruck. Gustav soll selbst den Wunsch gehabt haben, in der Stellung des Apollo von Belvedere und im idealisirten schwedischen Kostüm abgebildet zu werden. Er stieg hier nach Beendigung des finnischen Krieges 1790 ans Land. Man machte mich darauf aufmerksam, daß der Lorbeerzweig, den er in der rechten Hand trägt, etwas winzig ausgefallen ist.

Vor der Südseite des Schlosses steht ein Obelisk, der sonst nicht viel Verdienste hat, seiner Bedeutung wegen indessen Erwähnung verdient. Die Bürger Stockholms hatten während des finnischen Krieges freiwillig die Wachtdienste in der Stadt übernommen und treulich ausgeführt. Darum lautet die Inschrift: „Gustav III. beschloß nach erlangtem Frieden 1790, und Gustav IV. Adolf setzte 1799 dieses Denkmal der Treue der Stockholmer Bürger." — Ich führe diese Inschrift an — ausnahmsweise — um der Sage entgegen zu treten, als habe um des Namens Gustav IV. Adolf willen ein anderes Denkmal entfernt werden müssen, das zwischen dem Löwenberge und der Brücke aufgestellt war. An dieser Stelle war wol auch das schönste Bild widersinnig angebracht. In diesem letzten Sproß des Hauses Wasa kamen die Charakterzüge der Familie in sonderbarem Gemisch und fast in der Verzerrung vor. So verhasst ist indessen sein Name nicht und seine Geschichte noch ungeschrieben. Die schwedische Nation hängt an dem Ruhm, den seine Väter erfochten, und hoffte wol, als Carl den Sohn des

Krieges, Napoleons Schüler adoptirte, auf eine Wiederbelebung alter Zeiten. Ich machte einmal gegen einen sehr gemäßigten Herrn in Schweden die Bemerkung, dass Carl XIV. Johann seine Truppen sehr zu schonen gewusst habe und erhielt die Antwort: „O ja, Bernadotte brachte mehr Soldaten nach Hause, als er mitgenommen hatte." — Man bedient sich dort noch gern des Familiennamens und selbst der Führer in der Riddarholmskirche, sagte an Carl's XIV. Johann Sarkophag: „Hier liegt Bernadotte."

Das jetzige Schloss hat der Hof erst 1753 bezogen. Der Bau ward schon unter Carl XII. begonnen. Den Plan entwarf Schwedens großer Baukünstler, der Graf Tessin; man hat seine Ideen nicht ganz verfolgen können, obgleich man sogar von der großen Kirche ein Stück abnahm, um für das Schloss Raum zu gewinnen. Tessin hat die vier Fronten in verschiedenem Stil erbaut, römisch, italienisch, griechisch und französisch. Bei den kolossalen Verhältnissen des Ganzen ist die Wirkung dieses Wechsels sehr angenehm. Der jedesmalige Stil ist ziemlich rein gehalten, doch klingt Alles schön zusammen. —

Vom Luchshof führen uns breite Glasthüren in ein weites Thorgewölbe. Uns fällt eine kolossale Gruppe in's Auge; sie ist von Sergel und stellt Axel Oxenstierna dar, welcher der Muse der Geschichte die Thaten Gustav II. Adolf diktirt. Sie giebt sich zu diesem sonderbaren Geschäfte bereitwillig her. Die Basreliefs in den Schlosshallen sind meist in Thon ausgeführt und es fällt unangenehm auf, dass so vielen Figuren die Köpfe fehlen. — Es ist bei einem solchen Gebäude und in Schweden wol nicht gut möglich, dass Alles in sauberer Vollständigkeit eingerichtet und im Stande gehalten ist; aber dadurch bekommt das herrliche Schloss doch einen unheimlichen, unwohnlichen Anstrich. —

Dieser Flügel enthält die Marmorgalerie, in der man die Bildsäulen aufgestellt hat, die zur königlichen Sammlung gehören. Als 1842 die Naturforscher sich in Stockholm versammelten, ward für sie der ganze Raum mit Fackeln beleuchtet.

[illegible] gewesen sein. Die scharfen [illegible] haben den blassen Gebilden [illegible] Künstler sich vielleicht geträumt [illegible] Bildern verweilt, sie nur im [illegible] auch nicht wie die jüngere [illegible] der Antike gebracht habe, so [illegible] nicht geläufig genug, um mich [illegible] lassen. Hier waren mir die an- [illegible] grauenvoll, mit denen man der [illegible] getreten war. — Außer der [illegible] Sammlung der Musen die [illegible] sein! Ich konnte an den viel [illegible] heraussehen. — Aber ein antiker [illegible] Gruppe Amor und Psyche [illegible] des antiken und modernen Kunst- [illegible] in seiner Art die Krone der ganzen Sammlung [illegible] Endymion sah, den man übri- [illegible] Tivoli fand und den Gustav III. [illegible] soll er gesagt haben: „Wenn ich [illegible] alle meine Sachen zerschlagen!“ — [illegible] weiß aus landsmännischer Liebe [illegible] Freilich ist's ein Meisterstück, freilich [illegible] Klarheit des Gedankens und [illegible] Ausführung, aber wäre solche [illegible] zu verwenden gewesen?“ — [illegible] Barth ein, der da meint: [illegible] unerlaubten Vagabundirens [illegible] bis zum Nachweis eines [illegible] schlafender Endymion!“ — Daß [illegible] Feder. Warum es eben En- [illegible] nicht zu sagen. Der Vorwurf der [illegible] der äußersten Einfachheit. Der Jüngling [illegible] linken Seite und ist in ein Ge- [illegible] der Schulter locker zusammen- [illegible] die Hand ruht auf einem

Zweige, das Knie ist sanft aufwärts gebogen. Der Mund ist leicht geöffnet, die Brust voll Athem. Es ist ein Bild des ruhenden Schlafes, nicht etwa des Traums, nicht der Ermüdung. —

Sergels Amor und Psyche steht nicht weit davon entfernt. Die Gruppe enthält eine ganze Geschichte, erinnert an eine weit verzweigte Mythe, an die Wendungsmomente unseres eignen Lebens. Endymion ist ein schlafender Jüngling und weiter nichts. Wir dürfen die dämmernden Mondstrahlen, den Kuß der sehnsüchtigen Luna nicht hinzudenken, um das Bild zu verstehen. Ein romantischer Künstler hätte doch wenigstens den Traum angedeutet, hier fließt jede Blutwelle im geregelten Bette. Die Alten wirkten nicht durch das Interessante des gewählten Stoffes, sondern durch die reine Menschenform ihrer Gestalten und durch die Vollendung des Technischen. Sie haben den Marmor doch ganz besonders zu erweichen gewußt; freilich auch die schönen nackten Gestalten vor Augen gehabt. Dieser Endymion sieht denn doch wirklich so aus, wie ein schöner urplötzlich im Schlaf versteinerter Mensch. — Damit will ich den schwedischen Künstlern nicht zu nahe treten. Sergel namentlich setzte etwas in die sorgfältige Behandlung des Marmors, er arbeitete langsam und man hat im Ganzen nur wenig Bilder von ihm. — Die Schweden selbst scheinen Byström höher zu stellen. Eben jetzt erschien eine Sammlung von Lithographien nach Byströmschen Arbeiten, während ich von Amor und Psyche nur mühsam einen schlechten Umriß auftrieb. Ein Gypsabguß ist von einem Künstler besorgt und ganz tüchtig ausgeführt, nur hat der Mann geirrt, wenn er den herben Schmerzenausdruck um die Mundwinkel so scharf markirte. Freilich fällt die Trauer in Amors Gesicht zunächst in's Auge, sie ist aber nicht der Hauptsinn. Es ist der Gott, der auch einer solchen Bitte widersteht, weil es das Schicksal so will. Ein Mensch wäre gestorben oder — zurückgekehrt. Der Mensch kann nicht beim Styx schwören. Amor steht ganz aufgerichtet, das Schießzeug in der Linken, die rechte Hand ist sanft abwehrend gegen Psyche erhoben, die knieend den Arm umfaßt. Er will nicht fort-

schreiten, sondern sich emporschwingen; man sieht ihn mit einer Empfindung an, wie wenn ein Traum uns Schwingen gab. Psyche ist eine vollendete Frauengestalt. Man hat den Künstler getadelt, daß er sie nicht knospenfrischer dargestellt; aber sie sollte eben das Menschliche versinnlichen. Psyche ist die antike Madonna. — Man sieht hier noch mehr Werke von Sergel, auch viele Modelle in Gyps. Es müßte für den bildenden Künstler von großem Interesse sein, Sergels frühere Entwürfe zu Amor und Psyche zu studiren. Man sieht hier deren mehre und bei manchem denkt der Laie, warum blieb er nicht hierbei stehen? — Aehnlich wäre manchem Deutschen damit gedient, wenn Schiller seinen Carlos nach der frühern Intention vollendet hätte und — doch wäre es dann nicht ein solches Meisterwerk geworden. — Eine Gruppe, Mars und Venus, schien mir auch zur Geschichte von Amor und Psyche zu gehören, wie Jean Paul's frühere Romane im Grunde nur Vorstudien zu seinem Titan sind. Es giebt noch eine Gruppe Mars und Venus von Vulkan gefangen, die aber in Privatbesitz gekommen ist; Diomedes, der das Palladium geraubt hat, ist in England; ich sah noch einen sterbenden Krieger, der mit dem Schwert ein Wort in den Stein gräbt. — Die Kirchen Stockholms enthalten viele Basreliefs von Sergel, auch hat er portraitirt. —

Joh. Tob. Sergel ist in Stockholm den 8. Septbr. 1740 geboren, er war Steinhauerlehrling beim Schloßbau. Graf Tessin, der mit wunderbarer Genialität den großartigen Plan und den zu behauenden Quader im Auge zu behalten verstand und bei der freiesten Auffassung des Ganzen die genaueste Detailkenntniß des Einzelnen besaß, ward auf den Knaben aufmerksam. Sergel ward 1756 Zögling des Akademikers l'Archevesque, ging 1759 reichlich von seinem Könige unterstützt in's Ausland. Zwölf Jahre lang war er in Frankreich, England, größtentheils wol in Italien. Bei seiner Heimkehr machte man ihn von Seiten Rußlands die glänzendsten Anerbietungen. Er schlug sie aus, um seinem Vaterlande treu zu bleiben. Er ward in den Adelstand erhoben und führte die Bildsäule

Gustav III. im Wappen. Er vererbte seinen Adel auf zwei natürliche Kinder. Er starb 1814 am 26. Febr. und ist auf dem St. Clarakirchhofe begraben. Er wünschte, wie später Byron, dass man sein Grab nur mit einem einfachen Stein und den Stein nur mit dem blossen Namen schmücken solle. Mit Bellmann innig befreundet zierte er eine Sammlung der Werke des Dichters mit dessen wohlgelungenem Portrait. — In den letzten Jahren seines Lebens war er verdüstert; sonst war er heiter im Umgange. Als der junge Byström nach Italien abreisen wollte, empfahl er ihm namentlich Thorwaldsen: „Man macht jetzt viel von Canova," sagte er, „aber der hat das Tusend diefla nicht so heraus." — Seine Werke haben etwas Dramatisches. Ceres, die ihre Tochter sucht, eine Nymphe, die aus dem Bade steigt. Sie ziehen desshalb sehr an, befriedigen aber eigentlich nicht.

Der Norden ist nicht arm an tüchtigen Bildhauern. Fogelberg und Freund haben Darstellungen aus der nordischen Mythologie versucht. Ob die schöne Begeisterung für das Vaterländische sie nicht irre führte, wie etwa unsern Klopstock, als er den Helden des alten Deutschlands Bardengesänge anstimmte? — Die Eddagestalten haben stets etwas Greuliges an sich. Odin selbst ist einäugig. Freya, die Göttin der Liebe, fährt mit Katzen einher. — Fogelberg's Odin ist kolossal schwer bewaffnet, man denkt an Tronek von Hagen aus dem Niebelungenlied. Er steht sonderbar unter den antiken Gestalten, unter denen manche doch auch in übermenschlicher Grösse dargestellt sind. Endymion selbst ist gegen 7 Fuss lang. Im Christiansborger Schloss in Kopenhagen sah ich von Freund und Bissen in einem Saal en Basrelief den Ragnarokr, die Götterdämmerung. Unsere Phantasie erlahmt vor dieser ungeheuerlichen Vorstellung. Himmel und Erde, Walhalla und der Hel düsteres Schattenreich — Alles bricht zusammen. Die entsetzlichen Ungethüme kommen los. Der Fenriswolf, dem bis dahin ein langes Schwert die schrecklichen Kiefern auseinandersperrte, greift die Götter an. Die Midgardsschlange, die, die Erde umgürtend, im Meer lag und deren Athmen Ebbe und Fluth hervorbringt,

richtet sich auf. Die Asengötter und die Riesen kämpfen mit einander und erlegen sich im Wechseltod. Ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond. Nein! unsere Hölle läßt sich wol malen, unser jüngstes Gericht, aber der Weltuntergang sträubt sich vor jeder Versinnlichung. —

Die hier aufgehängte Gemäldesammlung enthält wie die Kopenhagener gute Niederländer. Man beabsichtigt in Stockholm die Gründung eines Nationalmuseums, in dem Kunstschätze und historische Raritäten versammelt werden sollen. Die Königlichen Zimmer des Schlosses dürften dann auch noch mancher schönen Dekoration beraubt werden. Es ist mit dem persönlichen Eigenthumsrecht der Könige ein eignes Ding. Christina schleppte namentlich gelehrte Schätze mit sich fort, die nun in der Bibliothek des Vatikans modern; das Besitzthum der Wasa's ging auf Bernadotte über und nun scheint es, als wolle man beweisen, wem es eigentlich zugehöre. — So bequem übrigens dergleichen Museen auch für den flüchtig Reisenden sein mögen, es hat doch etwas Wunderliches, daß wir für Bildsäulen und Gemälde eigene Häuser bauen, während die Alten solche Werke zum Schmuck ihrer Gebäude schufen. —

Im Audienzsaal, der von zwei Reihen kannelirter Säulen den Namen Pelare Salen führt, stehn zwei schöne Bildsäulen von Sergel einander gegenüber. Ein jugendlicher Apollo und eine Venus Kallipyge, deren wunderschönes und hoch ideales Gesicht — es kam mir vor, als sei es für die Venus zu Schade — Portrait einer Gräfin Höpke ist. Hinter jeder Bildsäule ist ein hoher Wandspiegel angebracht. —

Ich erlasse dem Leser die ermüdende Wanderung durch die Zimmerreihen, das Anstaunen der stupenden Gelehrsamkeit, die in den alten Drucken und Manuskripten der Bibliothek stecken soll. Lassen wir sie stecken. — Ich schreibe nicht für Tischler und Tapezіere als solche, ich will auch keine Geschichte der Mode versuchen, zu der man hier Material sammeln könnte. Aber man hat, so sieht's aus, die Meubel aller Zeiten nur beibehalten

aus Noth, nicht aus Pietät. — Filzschuhe, wie man sie sonst mitunter beim Besehen der Schlösser anziehen muss, sind übrigens im Sommer hier nicht Mode; der König Oskar ist in seinem Wesen und Erscheinen sehr bürgerlich. Man hat viel persönliche Zuneigung für ihn. Das Volk gehört hier im Grunde zur Regierungsparthei; und der König und der Bürger haben gemeinsam gegen Hof und Adel zu operiren. Die Regierungsvorschläge zur Abänderung des jetzigen Repräsentativsystems sind freisinnig und vorläufig wenigstens ganz im Geiste des Volkes. Freilich ist die Vertretung so künstlich eingerichtet, dass es ohne Gewaltschritte sehr schwer sein dürfte, eine Reform durchzusetzen. Die schwedische Staatsmaschine besteht aus gegeneinanderstrebenden Rädern und Hebeln, bei der das Stillstehn der eigentliche Zweck zu sein scheint. Die gegenseitige Reibung wird das Werk langsam zerstören — oder der Geist der Nation wird es in ausbrechender Ungeduld zerschlagen. —

Von Kunstarbeiten sind Schweden herrliche Porphyrsachen eigenthümlich. Im Schlosse sehen wir eine vortreffliche Sammlung von dergleichen. Den Geologen wie den Aesthetiker wird namentlich ein rundes Tischblatt interessiren, das man sehr sauber und geschmackvoll aus allen verschiedenen bisher gefundenen Porphyrvarietäten zusammengesetzt hat. Die Farben sind alle düster aber zum Theil von großer Schönheit. Zur Zeit war am beliebtesten eine dunkle fast schwarze Varietät mit überaus zierlichen Feldspathkrystallen von Fleischfarbe bis zum Rosenroth sparsam durchstreut. Das Gestein ist sehr hart, die Bearbeitung durch Bohren, Drehen und Schleifen sehr schwer. Darum sind die Formen alle sehr einfach und jedes Stück sehr kostbar. Man verkauft mancherlei nach England. Stockknöpfe, Messerbrettchen, Schreibzeuge, Leuchter, Vasen — Alles geht gleich in die Bankothaler und außer den Kleinigkeiten sind die Sachen für einen gewöhnlichen nicht englischen Menschen unerreichlich — Das Elfdaler Porphyrwerk liegt in Dalarne und die Arbeiten werden nicht weit von der Grube ausgeführt. Trotz der hohen Preise rentirt die Unternehmung nicht. Man erhält sie

nur im Gange, um jener armen Gegend Beschäftigung zu gewähren und aus ganz löblichem Patriotismus. —

Außerdem macht man in Stockholm sehr feine Stahlarbeiten. Das schwedische Eisen eignet sich besser zu dergleichen als das englische. Man hat gemeint, daſſ die Holz-Kohle, die man bei der Gewinnung anwendet, davon der Grund sei. Das ist indessen wohl ein Irrthum. Nur das Eisen von Dannemora ist von dieser vorzüglichen Güte. Das Erz der lappländischen Berge ist viel procenthaltiger, man wendet auch nicht Steinkohlen an, und doch ist das dort gewonnene Metall von geringer Brauchbarkeit. Das Dannemora Eisen gilt an Stelle und Ort soviel und mehr als in England das einheimische und doch verarbeitet man in England zu allen feinen Arbeiten hauptsächlich schwedisches Eisen.

Man wird in Schweden an allen sehenswürdigen Orten von sogenannten Wachtmeistern herumgeführt. Es sind freundliche, bescheidene, zum Theil recht gebildete Männer und sie haben in dem Geschäft eine Art von Invalidenversorgung erhalten. — Man giebt ein Douceur, aber die Schweden richten es nicht sehr hoch ein und man hat sich über mich aufgehalten, wie ich mit Riksdalern um mich warf, und doch ist ein solcher etwa im Werth eines preussischen Guldens. — Der Aufseher der Marmorgallerie hieß Lindström. Sein Name ist mir erinnerlich geblieben, weil sein Sohn wunderschöne braune Augen hatte. Man sieht in Schweden oft feurige Augen voll lebendiger Sprache von dieser Farbe. Heine nennt einmal ein Paar schöner Augen veilchenblaue Räthsel. Die Lappländer haben durchschnittlich braune Augen. — Der Knabe im Schloſſ sprach in den milden, wohlklingenden Lauten seines Volkes und Alters so freundlich zu uns, als wir die Gallerie in einer außergewöhnlichen Zeit zu sehen wünschten und seine Augen erzählten dabei von einer ahnungsreichen Zukunft.

Der sogenannte große Markt, der in der That ziemlich klein ist, wird als Schauplatz des berüchtigten Stockholmer Blutbades gezeigt. Es werden 94 Opfer genannt, die hier am

8. November 1520 fielen. Christian II. meinte, sein Regiment in Schweden zu sichern, wenn er seine hauptsächlichsten Gegner mit einem Schlage vernichtete. Es fragt sich, ob Schweiß und Blut zerbrechende Kronen zusammenleimen. Christian's Versuch misslang, 'er heißt nun schlechtweg der Tyrann. Die Dänen haben es längst erkannt, dass seine Entsetzung und seine lange Kerkerschaft nicht die Strafe seiner Grausamkeit war, sondern das Werk einer volksfeindlichen Adelspartheí.

Das Jahr 1834 erinnerte auf eine verdrießliche Weise an jene Schreckenszeit. Ein Hauptmann Lindenberg verlor wegen freisinniger Ansichten, die er in einem von ihm redigirten Blatte aussprach, seinen Halssold. Er suchte um die Erlaubniß nach, ein Theater zu eröffnen. Man schlug es ab. Er wendete sich mit einer auch im Druck veröffentlichen Klage an den Anwalt der Reichsstände, der über die gesetzmäßige Amtsführung der Beamten zu wachen hat. Man gründete auf seine Schrift eine Anklage auf Hochverrath und Lindenberg ward im Mai 1834 zum Tode verurtheilt. Die Missbilligung sprach sich aber so unverholen aus und die Aufregung war so allgemein, dass die Regierung bedenkliche Folgen fürchtete, und der König musste eine Begnadigung zu dreijähriger Kerkerstrafe aussprechen. Lindenberg weigerte sich, eine solche Gnade anzunehmen, bestritt das Recht des Königs eine Strafe in die andere zu verwandeln und bat es sich nur aus, am 8. November hingerichtet zu werden. — Der König oder eigentlich der ihn vom Volk hermetisch absperrende Hof war in Verlegenheit. Das Urtheil konnte nicht vollstreckt werden. Man benutzte endlich ein sonst wenig beachtetes Fest, das der Landung Bernadottes in Schweden, um eine Amnestie für alle politischen Verbrecher auszusprechen. Die Gnade traf außer Lindenberg nur noch einen längst ausgewanderten Schweden und zwei Männer, die ihre Strafe schon beinahe abgebüßt hatten. —

Der Staden ist nicht der anmuthigste Stadttheil. Die Straßen sind enge, weder gerade noch eben, die Häuser hoch aber düster, die Bauart ist deutsch. Bei der Entstehung Stock-

holms drängte sich die Masse der Bevölkerung hier zusammen und man hat so ziemlich ohne Plan gebaut. Die Börse, die Bank, die Münze sind mächtige Gebäude, imponiren aber wenig. — Die Handelswelt waltet hier. An der Strandgasse, Schiffsbrücke genannt, landen die Kauffahrer. An vielen Häusern sieht man noch vermauerte Thorgewölbe im Erdgeschoss. Als die kleinen Wasserstraßen, die den Staden durchschneiden, noch nicht überbaut waren, pflegte man hier mit Kähnen die Waaren in die Kaufmannsmagazine zu bringen. — Die Straßen im Innern sind wenig belebt. Man sieht fast keine Wagen. Das Ausbiegen, das übrigens hier links geschieht, würde an vielen Orten unmöglich sein. Die Damen gehen zu Fuß in die engen Straßen, die Equipagen bleiben am Eingange halten. Mitunter hört, wenn irgendwo eine kleine Reperatur nöthig oder Holz kleingemacht wird, alle Passage auf. Hängende Gerüste habe ich in Stockholm nicht gesehen und das Brennholz auf der Straße zu kleinern, scheint ganz üblich. — Das Postgebäude versammelt in den Morgenstunden eine Menge von Herren und Damen. Gleich nach Ankunft der Posten werden Adreff-Verzeichnisse der angekommenen Briefe nach den verschiedenen Abgangsorten geordnet ausgehängt und es kann beliebig Jeder seinen Brief in Empfang nehmen. Die nicht in den zwei ersten Stunden abgeholten Briefe werden durch Briefträger befördert. Den großen Nutzen dieser sehr umständlichen Einrichtung habe ich nicht eingesehen. Ausführbar scheint sie mir auch nur, wo der Briefverkehr sehr beschränkt ist.

Die Vorstädte sind planmäßig und ordentlich gebaut, freilich zum Theil noch in Holz. Die Straßen sind da ziemlich breit, aber oft sehr beschwerlich. Manche nur für Fußgänger passirbar; oft steigt man auf Treppen aufwärts, oft geht man auf dem rohen Urgestein der Felsen, auf denen ganze Stadttheile gebaut sind. Aber es fehlt doch nicht an Luft und Licht. — Noch sind nicht alle projektirten Straßen bebaut, doch befindet sich die Stadt im Wachsen. —

Im Nordwesten des Städen geht man von dem Ritterhaus-markt über eine steinerne Brücke nach dem Riddareholmen. Vor dem Riddarhuset steht Gustav Wasa's Standbild modellirt von l'Archêvesque, gegossen 1770 von Meyer. Er ist schreitend dargestellt, den Blick nach dem Schlosse gerichtet. Das deutet darauf hin, daß er Edelmann war und König wurde. Das Metall der von Karl XII. eroberten Kanonen wurde hier verwendet. Gustav ist eine schöne Gestalt und das Bild macht sich im Mantel und mit wallendem Bart sehr gut. Das Fußgestell ist verhältnißmäßig sehr niedrig. — Das Ritterhaus nimmt die nördliche Seite des Marktes ein, es ist einfach aber stattlich gebaut, lateinische Sinnsprüche von Tugend und Vaterlandsliebe sind in Schweden überhaupt beliebt und hier rings unter der zierlichen Dachleiste angebracht. — Die Wände des Saals, in dem sich die Herren versammeln, zeigen die Wappen der berechtigten Familien. Als Gustav III. in seiner merkwürdigen Revolution 1789 das lastende Joch des Adels brechen wollte, erschien er persönlich in der Versammlung, wies auf das Wasawappen an der Wand und machte seine Vorschläge. Das Volk schrie unten drohend. Ein Begleiter des Königs öffnete das Fenster und rief hinaus: „Still ihr Kanaille, jetzt redet er selbst!" — Als Alles vorüber und der Eid auf die neue Verfassung geleistet war, nahm Gustav — der Schauplatz war der große Markt — die Krone vom Kopfe, zog ein Gesangbuch aus der Tasche und sang mit der ganzen Versammlung ein geistliches Lied. —

Neben dem Ritterhause liegt das Rathhaus. Es sind in beiden Gebäuden allerlei Raritäten aufbewahrt; ich bin beim Besehen nicht sehr sorgsam gewesen.

Auf diesem Ritterhausmarkt wurde 1756 Graf Erich Brahe mit seinen Verschworenen hingerichtet. Er fiel als Opfer der Schwäche seines Königs Adolf Friedrich, dem er die vom Adel ihm angelegten Fesseln zerbrechen wollte. Vergebens umfaßte Brahe's Gattin die Kniee des damaligen Landmarschals des Grafen Fersen. Der gräulige Mord, den das Volk an seinem Sohn Axel Fersen verübte, war eine schauerliche Vergeltnng des Ge-

schicks. Carl XIII. hatte damals den Prinzen Carl August von Augustenburg zum Thronfolger ernannt. Der Jüngling ward, obwol dem dänischen Hause verwandt, ein Liebling des Volks. Er starb ganz plötzlich auf einer Jagd und das Gerücht einer Vergiftung fand bei der Masse Gehör. Am 20. Juni 1810 sollte die Leiche in das Schloss gebracht werden. Ein glänzender Zug setzte sich zur Einholung in Gang. Gleich hinter einer Truppenabtheilung fuhr Graf Fersen, der Landmarschall in voller Galla mit 6 weissen Pferden. — Das Volk war in vielen Gasthäusern durch Unbekannte bewirthet, man hatte seiner dumpfen Gährung ein bestimmtes Ziel gegeben. Der Graf wird Morgens gewarnt, er war zu stolz, um den Pöbel zu scheuen. Das Gedränge um seinen Wagen hielt ihn auf, das Geschrei tobte lauter und näher. In der grossen Neugasse im Staden zerschmetterte Jemand mit einem Speziesthaler die erste Wagenscheibe und sogleich folgte ein Hagel von Steinen und Stöcken. Der Graf floh verwundet und blutig in das Eckhaus am Ritterhausmarkte. General Silversparre suchte das Volk durch das Versprechen zu beruhigen, den Grafen in ein Gefängniss bringen zu lassen; aber vor seinen Augen brachte man unter gräulichen Misshandlungen den Grafen aus dem Hause bis vor die Büste Gustav's I., wo man ihn vollends todtschlug. — Stadtdiener kamen mit einem Sarge und brachten den Leichnam in ein Zimmer des Rathhauses, in dem die Selbstmörder vor ihrer Beerdigung zu stehen pflegten. Man sagt, dass die scheinbaren Seeleute, die den Mord zunächst verübten, durch ihre feine Wäsche ihren vornehmern Stand verrathen hätten. Aktenmässig ist, dass mehrere Offiziere, die ihren Soldaten das Bajonett zu fällen befehlen, als Fersen laut seine Unschuld betheuerte und um Gnade und Schutz bat, von General Silversparre Gegenbefehl erhielten. Derselbe wurde später vor Gericht gefordert, erklärte aber, dass er für seine Handlungsweise als Truppenkommandeur nur dem Könige verantwortlich sei, dass er diesem Bericht erstattet und die allerhöchste Zufriedenheit erlangt habe. — Es scheint, als sei Carl August nicht an Gift

gestorben. Fersen war stolz und in Schweden nicht sehr beliebt, doch kann man ihm weder eine solche That zutrauen noch, irgend welche Gründe anführen, die ihn dazu hätten bestimmen können. Er war als Diplomat bei den auswärtigen Höfen beliebt und geachtet und — war ein offener Anhänger des vertriebenen Königs. Carl's XIII. Charakter ist ein widerliches Gemisch von Härte und Schwäche. — Der Ritterhausmarkt erinnert an noch eine andere Begebenheit von der Zeit seiner Regentschaft. Die Macht war damals durch allerlei Ordensmysterien auf den Baron Reuterholm übergegangen und wurde tyrannisch geübt. Die Freunde des ermordeten Königs bereiteten im Stillen den Plan vor, den Prinzen Gustav IV. Adolf für mündig zu erklären. Das Haupt der Verschwornen war Graf Armfeldt. Er bekleidete einen Gesandschaftsposten in Neapel und stand mit Fräulein Rudenskköld im Briefwechsel. Reuterholm fasste Argwohn und die aufgefangenen Briefe wurden auf das Empörendste als Beweismittel gegen die höchst liebenswürdige und allgemein geachtete Dame ausgebeutet. Sie wurde zum Pranger und zum Spinnhause verurtheilt. Der damalige Reichskanzler Sparre, eine Kreatur Reuterholms, bedauerte selbst, dass es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen sei, ihr auch einige Ruthenstreiche zuzuerkennen. Ihr Bruder, Offizier bei der Garde, musste auf ausdrücklichen Befehl die am Pranger aufgestellten Truppen kommandiren. Hier vor dem Ritterhause wurde am 23. September 1794 das schmälige Urtheil vollzogen.

Riddarholmen ist eine kleine Skäre, beinahe ringsum von Gebäuden umgeben. Die berühmte und merkwürdige Kirche steht in der Mitte. Ich sah sie zum erstenmal, als ich in einer wunderschönen Mondnacht vom Thiergarten heimkehrte. So schön ist sie nun freilich nicht, als sie mir damals in ihrer silbernen Verklärung erschien. Die angeklebten Grabgewölbe stören alle Symmetrie, sind weder einzeln noch als Ganzes betrachtet schön und auch der spitze Thurm passt besser zu dem Prospekt von Blasiiholmen als zur Kirche selbst. Die Kirche dient als Begräbnissstätte der schwedischen Könige, umfasst aber

nicht die Reste aller. Einige liegen in Upsala und andere in Westerås. Man hat die Rüstungen der Könige auf freien Postamenten aufgestellt. Einige sollen von großer Schönheit sein, die von Erich XIV. wird dem Benvenuto Cellini zugeschrieben. Die Särge Carl's XII. und Gustav's II. Adolf stehen einander gegenüber. Vor Jedem sind in flachen Schaukästen ihre blutigen Kleider aufgestellt. Angenehm fällt dergleichen nicht ins Auge, bei Gustav II. Adolf sind diese Reliquien ohnehin schwerlich ächt; man hat aber in Schweden einmal eine Vorliebe für Blut und Greuel. Odin selbst lässt sich auf dem Sterbebette mit der Wehrspitze verwunden. In der goldnen Zeit fließt mehr Blut als Milch und Honig. Von 1266 — 1521, also in 295 Jahren herrschten in Schweden 11 Könige, von denen acht entthront wurden. Die schwedische Geschichte ist ein wunderliches Buch! —

An der Wand der Riddareholmenskirche sieht man die Wappen sämmtlicher Ritter des Seraphinenordens, darunter auch das der Familie Bonaparte. Man siehts auch in Schloss Frederiksborg auf Seeland. Napoleon hatte auch den dänischen Elephantenorden. Trotzdem haben ihn seine Ordensbrüder auf seinen Felsen schmieden und dort verschmachten lassen. Egmont hatte den Orden des goldnen Vließes und man schlug ihm doch das Haupt ab. —

Am Altar zeigt man einen in 12 Theile getheilten Stein, der zum Andenken an den Reichsrath Carl Nilsson Färla eingesetzt wurde. An dieser Stelle erschlug ihn 1382 Bo Jonsson Grip aus Eifersucht und zerhackte den Körper in zwölf Stücke.

Von Riddarholmen kann man nur im Boot weiter kommen. Wir kehren nach dem Ritterhausmarkt und über die Norrbro nach dem Norrmalm zurück. Die Brücke führt hier auf den Gustav I. Adolfs Platz und die Bildsäule des bei uns besonders bekannten Schwedenkönigs fällt uns in's Auge — nicht als ein besonderes Kunstwerk, aber als eine hübsche Zierde des Marktes. Der König reitet auf einem ordinairen Landpferde, und der Künstler hat es für nöthig gehalten, unter den einen

gehobenen Fuß eine sonderbare Frucht zu stellen, die meine botanische Gelehrsamkeit nicht bestimmen konnte. Ich weiß nicht, wesshalb die Bildner es vorziehn, den Pferden eine Stellung auf zwei Beinen zu geben, die sich nicht ein Moment lang festhalten lässt. Warum soll denn ein Standbild nicht stehen? — Der König trägt, wie schon manch' Reisender bemerkte, das Schwert auf der rechten Seite.

Die eine Seite des ziemlich geräumigen Platzes nimmt das Opernhaus ein, in dem Gustav III. erschossen wurde. Eine alte Schulgeographie von Djusberg sagt: Stockholm hat vier Theater, drei dramatische und ein anatomisches. — Es ward trotz der heißen Jahreszeit gespielt und ich habe selten ein wohlbesetzteres Haus gesehen. Man hatte zu Ehren der neuen Kronprinzessin ein vor längerer Zeit gegebenes Divertissement von Neuem einstudirt. Nur der König von Schweden kann etwas derartiges in seiner Residenz sehen. — Der Schauplatz stellte ein Fest auf dem Lande dar. Schweden aus allen Provinzen des Reiches saßen im Nationalkostüm an langen Tischen und mitten unter Lappländern und Dalekarlen und Wermländern und Norwegern saß der Pastor; dessen Tracht sich so ziemlich in allen Ländern der Erde gleich bleibt, nur daß er in Schweden nie seine weißen Ueberschlägel ablegt, wenn er außer seinem Hause ist. — Schwedische Geräthe standen auf den Tafeln. Man sang im vollen Chor ein Lied von — Bellmann. Dann trat man zum Tanze an. Jede Nation sang ein Nationallied und tanzte ihren Nationaltanz. Kostüm, Musik und Bewegung war, soweit ich die Provinzen später kennen lernte, durchaus getreu. Die Lieder hatten meist etwas Klagendes, sprachen von Sehnsucht und Heimweh; mitunter hielt der Chor summend einen Ton aus, während ein Paar sein Duo vortrug. Die Tänze waren mehr oder weniger dramatisirte Ballette. Der Lappländer eigentlicher Tanz ist wohl nicht idealisirbar, man hatte eine Art Pantomime dafür eingeschoben, die sich ganz gut ansah. — Es waren damals auch natürliche Lappländer in der Stadt, die dem prinzlichen Paar Rennthiere zum Hochzeitsgeschenk gebracht

begraben. Sein Grab hat kein Denkmal; man kann sogar seine Stelle nicht mehr angeben. Bellmann ist für die Nation gar nicht gestorben. —

Weiter hinaus liegt die Adolf Friedrichs Kirche. Cartesius war hier begraben. Sein Denkmal von Sergel, ein Genius mit der rechten Hand einen Schleier von der Weltkugel wegziehend, in der linken eine beleuchtende Fackel, steht noch da. Cartesius Leiche ward später ausgegraben und nach Frankreich gebracht. Ich finde irgendwo die Notiz, daß man seinen Schädel in Lund aufbewahrt. — Man ist nicht ungestraft groß! —

Dicht an der Kirche hat die schwedische Akademie der Wissenschaften ihren Sitz. Das Institut ist 1739 gestiftet und erhielt 1741 die königliche Bestätigung, doch reichen seine Anfänge schon in die Zeit Carl XII., ja in die Johann III. Die Gebäude sind weitläuftig, zum Theil für Sammlungen bestimmt, zum Theil von den Professoren bewohnt. Ich darf Bekanntschaft mit der Einrichtung, dem Zweck und den Verdiensten der Akademie bei allen voraussetzen, die für die Sache Interesse haben.

Von den Sammlungen sah ich nur die zoologische und freute mich einerseits über die Anwesenheit des betreffenden akademischen Lehrers während der ganzen Zeit, da das Museum dem Publikum geöffnet war, und über die Bereitwilligkeit, mit der Erklärungen gegeben wurden. Es war ein Collegium publicum. Dann hat man hier sehr zweckmäßig die Fauna Schwedens in besondern Zimmern zusammengestellt. Schade, daß der Raum es nicht anders zuließ, als daß die Insekten in verschlossenen Schubkästen dem Publikum unsichtbar bleiben. Ich kann nicht von dem Gedanken loskommen, daß man die Thiere nach den Ländern, in denen sie hausen, nicht nach dem System, in das die Wissenschaft sie ordentlich eingeschachtelt hat, aufstellen sollte. Es wäre doch sonderbar, wenn man z. B. ein ethnographisches Museum nach den Gegenständen zusammenbringen wollte, also in einem Zimmer alle Waffen, im andern alle Toilettensachen aufhängen wollte. Mir scheint Löwe, Giraffe und Paradiesvogel ebenso zusammenzugehören, als Eisbär, Renn-

thier und Eidergans. Die Gelehrten konnten sich ja das Nöthige nach dem System zusammensuchen, wie jetzt die Menschheit, die sich ohne System behelfen muss und behilft, aus zehn Zimmern die Züge zu dem Bilde eines Landes sammeln muss. — Wehe, wenn mein Stockholmer Gönner diese Ketzerei zu Gesicht bekommen sollte! — In wiefern die Akademie auf die Entwickelung einer nationalen Poesie eingewirkt hat, will ich nicht entscheiden. Der Genius hat soviel revolutionäres, dass er selten in die zeitige Staatsform der kritischen Welt passen will. Aber ganz bestimmt wirkt die Akademie auf die Ausbildung der Landessprache, weil eben die ihrer Prüfung vorgelegten Dichterproben, wenn sie auch nicht poetischen Werth haben sollten, doch immer Uebungen und Bereicherungen der Sprache sind. Mit der dekretirten Unsterblichkeit dieses und jenes Schriftstellers ist's freilich eine üble Sache. Es giebt eine kurze Unsterblichkeit und eine lange! — Sonst kann man gegen eine solche Apotheose bei Leibes Leben nicht viel einwenden. Sheridan's Pizarro sagt: „Wenn die Nachwelt meine Thaten billigte, glaubst du, dass meine modernden Gebeine entzückt im Grabe rasselten? Dies ist ein Ruhm für schwärmerische Knaben davon zu träumen.“ — Was in Zukunft die Nation als ihr dauerndes Eigenthum festhalten wird, das ist ihre Sache. —

Noch weiter hinauf liegt auf einer ziemlich steilen Felsenhöhe das astronomische Observatorium, ein geschmackvoll gebautes Haus mit weiter Aussicht über die Stadt hin. Eigenthümlich erscheint hier nebenbei nach Osten ein ächt schwedisch uniformirtes Städtchen. Die Häuser sind alle von Holz, braunroth angestrichen, mit klaren Fenstern und weissen Fensterladen. Hinter den meisten Scheiben sieht man saubere weisse Vorhänge. Es ist dort der Gesundbrunnen mit dem dazu gehörigen Park. Allmälig haben sich da herum zwischen Hügeln, Gärten und Feldern diese niedlichen Sommerwohnungen versammelt. — Der Weg, der sich an die Drottninggatan schliesst, führt nach dem königlichen Lustschloss Haga. Links sieht man die Kirche Solna, deren Hauptheil von einem uralten steinernen Thurm gebildet

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der Thiergarten und Bellmann.

Stolta Stad!
Jag nu glad
Förglömmer ditt pråI,
Dit buller, larm och skrål,
Dina slott och torn.
Bellmann.

Wenn meine Leser der weitläuftigen Beschreibung der Stadt müde sind, so bin ich es gewiss. Wohlan! wir machen eine Fahrt nach dem Thiergarten. — Von der stolzen Norrbro steigen wir zum niedlichen Stromparterre nieder. Ein tiefer regelmässiger Meereinschnitt dient zum Hafen für das kleine Dampfschiff Necken, das, wenn ich nicht irre, halbstündlich nach dem Thiergarten hinübergeht. — Wir trinken noch ein Glas schwedischen Punsch, aber nicht mehr. Das Getränk schmeckt lieblich — ist aber ein schlimmer Feind. Es besteht nur aus Rum und Zucker. Eigentlich ist's in Schweden unanständig, schon Vormittags Punsch zu trinken. — Die Glocke tönt; wir steigen an Bord; ich fürchte nur, dass wir alle Platz haben. Das Schifflein schaufelt sich fort. Wir haben links Norrmalm, rechts das Schloss. Schiffe ziehen hin und her, die Wimpel wehen. Eine Insel, Skeppholmen ist mit dem nördlichen Theil der Stadt durch eine lange Brücke verbunden. Eine Schiffbrücke führt von Skeppholmen nach Kastellholmen, von der Schiffs- zur Kastellinsel. Dort sind die Gebäude und Anlagen für die Flotte. Schwedens Seemacht ist nicht sehr bedeutend. Für die gefährliche Lage des Landes viel zu klein, für seine geringen Kräfte doch noch zu gross. Was man in neuerer Zeit gegen den bewaffneten Frieden, besonders gegen die stete Vergrösserung der englischen und französischen Flotte gesagt hat, gilt von den

nordischen Mächten noch bei weitem mehr. Da meine Stimme schwerlich Einfluss auf die Abschaffung der stehenden Heere und Kriegsschiffe haben wird, so will ich mich nicht weiter ereifern. Gustav I. Wasa hat allerdings Schweden zur Seemacht erheben wollen. Unter seinen Nachfolgern rieb sich die Kraft in ruhmvollen, aber für Schweden nutzlosen Landkriegen auf. Die Schweden sind gute Seeleute, die Marineoffiziere gebildete Leute, der Küstendienst zwischen den Skären ist eine gute Schule. Aber die Schweden sind durchweg heimischer auf dem Wasser als auf dem Lande. Es besteht außer vielen Orden in Stockholm auch der des Neptun und zählt viele Mitglieder. Die Gesellschaft hat eine eigne Flotille von sehr niedlichen und ganz tüchtigen Fahrzeugen, auf denen sie Spazierfahrten mit Jagd, Fischfang und Maneuvre ausführt. Unterstützung hilfsbedürftiger Seeleute und der hinterbliebenen Familien ist indessen ernstlich verfolgter Zweck der Männer, wenn sie freilich auch bei ihren Versammlungen nicht trocken sitzen mögen. „Die Schweden," sagte ich zu einem liebenswürdigen Stockholmer, „sind ein durstiges Volk!" — Er antwortete: „Ja, aber die Deutschen lassen es zum Dursten gar nicht kommen."

Schiffsholm ist ein Thiergarten im Kleinen. Die Promenade wird indessen wenig besucht, obgleich die Aussichten nach allen Seiten hin eigentlich noch freier sind. Auf der Spitze des Felsens steht eine Kirche; sie ist neu, pavillonartig gebaut, wird gar nicht benutzt und scheint zu verfallen. Die Stockholmer vergleichen sie wegen eines sonderbaren Laternenartigen Aufsatzes auf dem Dach mit einem Baumkuchen, in den man oben einen Blumenstrauß steckte. — Kastellholmen hat den Namen von einer zierlichen auf der Spitze einer Klippe gelegenen kleinen Festung. Auf eine ernstliche Vertheidigung der Stadt kann es dabei nicht abgesehen sein. Man könnte höchstens die Häuser des Staden in Brand schießen, wenn der Feind sich darin festgesetzt hätte. — In Schweden wird viel kanonirt; man liebt diese Knalleffekte. Die wunderschönen Echos zwischen den Felsen der Umgegend fordern noch mehr dazu auf. — Ich sah einige hohe Hochzeit-

gäste mit einem russischen Dampfschiffe abreisen und hörte die Abschiedskanonade. Das Kastell feuerte seine hundert und ein Schuss mit vieler Präcision ab, der Russe donnerte seine Antwort daher; am Skeppsbron mag manche Fensterscheibe eingedrückt sein; aber in dieser Umgebung war das Ganze von vortrefflicher Wirkung. Der Hafen mit den zahlreichen, geputzten Schiffen; die Mannschaft hängend und jauchzend in der Takellage; am Ufer ein Menschengedränge, im Hintergrunde die waldigen Felsen des Thiergartens — das war ein lebendiges Bild. —

Wir landen im Thiergarten. Es wird eine kleine Abgabe, ein Bruchtheil eines Pfennigs von uns eingefordert. Das fließt zur Thiergartenkasse, aus welcher namentlich die Wege unterhalten werden. Man freut sich ordentlich, wenn man etwas von den plumpen Münzen los wird. Im Innern des Landes freilich muss man sich reichlich damit versehen; mit einer Fünf-Thalernote bist du da ein armer Mann; es ist nichts Angenehmes, einige Thaler Kupfermünze bei sich zu führen. In Norwegen giebt es zwar Kupfergeld, es wird dem Reisenden indessen meistens soviel abgefordert, dass man mit Silbermünze auskommt. Man geht in Schweden mit dem Papiergelde schlecht um. Es sieht ganz wunderlich aus, wenn auf einem Dampfschiff der Kondukteur das Fahrgeld einsammelt und thalergroße Kupferstücke mit weißen, gelben, blauen und rothen Zetteln in seine Ledertasche zusammenquetscht. Es giebt Zettel, die nicht viel mehr als ein preußisches Zweigroschenstück bedeuten. —

Es giebt eine eigne Thiergartenstadt, eine lange am Wasser sich hinziehende Straße, bestehend hauptsächlich aus Sommerwohnungen mit Gärten und Buschpartien. Hotels und Kaffehäuser, zum Theil sehr elegant eingerichtet, wenn auch durchweg von Holz, Theater, Reitbahn, Tivoli u. s. w. stehen mehr auf der nördlichen Seite der Straße und lehnen sich an die schroffen Felsen, über die hin man in den eigentlichen Thiergarten wandert. —

Hier hat auf einem kühnen Felsen der Bildhauer Byström seine Marmorvilla gebaut, die man jetzt gegen ein kleines Ein-

[illegible] Säulen
[illegible] nicht ganz
[illegible] eine
[illegible]
[illegible] Rei-
[illegible] beiden
[illegible]
[illegible] auf die
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] — [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Der
[illegible] Sternen
[illegible] Vater-
[illegible] Haus
[illegible] und
[illegible] Eindruck
[illegible]
[illegible] Raum
[illegible]

[illegible]
[illegible] Der
[illegible]
[illegible]
[illegible]

der Kopenhagener Hauptkirche: Jesus mit den Jüngern und der Taufengel. Die Apostel sind antike Gestalten, eine vielfache und kunstreiche Variation des Jüngers. Alle verschiedenen Gestaltungen: die Lebensalter, die Stände, die Neigungen des Menschenwesens treten in Beziehung zu dem göttlichen Meister. — Byström's Marmorsaal erfüllt uns mit weltlicher Trauer. Die frohen Lieder sind verklungen, dem Gott der Freude wird keine Libation mehr dargebracht. Byström variirt auch dieselbe Idee. Die Badende stellt er in einer Reihe von wunderlieblichen Situationen dar. Ich erinnere nur an ein Mädchen, das eben im Begriff das locker gelöste Gewand vollends abzuwerfen, mit dem Fuß die Temperatur des Wassers prüft. Die Luft ist schwül, die Welle frisch. Das Füßchen zieht sich wie erschreckt zusammen. — Mir sagte ein wohlunterrichteter Mann in Kopenhagen, dass Thorwaldsen selbst noch die Kränkung erlebt habe, Byström's Werke den seinigen vorgezogen zu sehen. Ich will mich darüber nicht wundern. Byström ist ganz modern, sinnlich romantisch. Das ist uns verständlicher, liegt uns näher; aber es ist auch selbsteigne, freie Schöpfung. Thorwaldsen ist von der Antike nicht unabhängig; er belebt die versunkene Welt des Alterthums; wir haben sie aber ausgegraben leibhaftig vor Augen. Nachbildungen der Antike sind zweite Auflagen, sind Studien, dem Künstler zu empfehlen, nicht für Alle genussreich. Mit den Griechen kann kein Neuerer siegreich wettkämpfen und — die wirklich Neuen pflücken sich vor ihm die erreichbaren Kränze.

Für mich ist nichts ermüdender, als eine Sammlung von Kunstwerken zu betrachten; ein Verzeichniss von ungesehenen Bildern zu lesen, wird wol noch langweiliger sein. Es kommt mir hier indessen auf Vergleichung zweier Meister an und — da kann ich des Lesers nicht schonen.

Thorwaldsen's Museum hat zwei Etagen. Die Bilder sind vortrefflich geordnet und aufgestellt, zum Theil in den langen Korridoren, zum Theil in einzelnen kleinen Hallen, die sich nach dem Korridor öffnen. Nie haben die Werke eines Meisters ein würdigeres Haus bekommen als in Kopenhagen, aber nie hat

ein Künstler schöner ein Haus mit seinen Werken geschmückt als Bystrôm das seinige auf dem Felsen im Thiergarten von Stockholm. —

Nicht weniger als 648 Werke von Thorwaldsen, theils in Marmor, theils in Gyps ausgeführt, theils Kopie, theils Modell, hat man gesammelt. Wir finden darunter eine Menge von Grabdenkmalen, sehr viele Büsten, zum Theil von Notabilitäten der Zeit, Grafen, Prinzen und Prinzessinnen, Fürsten, Könige. — Thorwaldsen hatte in Profil und Haltung viel von Göthe, auch seine Vorliebe für das Edle und Adlige. — Auch wirkliche Heroen der Zeit findet man: Byron, Walter Scott, daneben auch manch unbekannten, unbedeutenden Kopf.

Sein Antlitz, das von Grabgewürm zernagte,
Muss lang der Stein noch tragen, der geplagte.
Viel dummes Zeug, anstatt sich zu verstecken,
Sobald's verlebt, auf ewig dem Beschauer,
Stiehlt noch vom Stein schmarotzend sich die Dauer,
Die Nase in die Nachwelt frech zu strecken.

So meint wenigstens der Lenausche Don Juan.

Die Anordnung der einzelnen Kabinette ist zum Theil sehr gelungen. Es bildet Jedes ein Ganzes für sich. So steht in dem 8ten als Hauptfigur eine nach einer griechischen Antike gearbeitete Hoffnung, die Rückwand ziert ein Relief, auf dem die Parcen den Lebensfaden spinnen und an den Seiten hängen einander gegenüber 2 hübsche Bilder von Amor in allegorischer Situation und zwei herrliche Medaillons: Die Nacht und der Tag. Die Nacht von wehenden Schleiern umwallt hat zwei Knabengestalten, den Schlaf und den Tod im Arm. Der Tag ist als Aurora, ebenfalls schwebend vorgestellt und trägt den Genius des Lichtes. — Die charakteristische Verschiedenheit der 3 jungen Gestalten ist wunderbar.

Anderwärts sind dann wieder Scenen aus der Mythe und Allegorie Amors gruppirt, das Märchen von Amor und Psyche erscheint in allen Hauptmomenten. — Viele Darstellungen sind aus Homer's Gesängen entlehnt; die Tragiker haben den Meister nicht berührt. —

Im siebenten Kabinet steht Mars und Amor nach der 45sten Ode des Anakreon; zwei Büsten: Der Graf von Sommariva und ein Unbekannter; und die Reliefs Perseus, welcher die Andromeda auf den Pegasus hebt, und drei schöne homerische Bilder: Homer singend vor dem Volk, Hektor vor Paris und Helena, und an der andern Hector und Andromache. Es wiegt dort der Held in seiner kräftigen Mannheit das bloß schöne Paar ihm gegenüber allein auf. In der Abschiedsscene dagegen hat Thorwaldsen zur Rundung der Gruppe noch einen trojanischen Krieger angebracht, der der Wärterin des Knaben Astyanax hinter der Andromache entspricht. —

Unter den Reliefs ist der oft wiederholte Triumpfzug Alexander's am berühmtesten. Es schließen sich noch manche Darstellungen aus Alexander's Leben an. Auch die Heiligengeschichte gab viele Motive. —

Byström's Werke sind lange nicht so zahlreich und die Auswahl eine ganz andere. Ein Amor, der auf der Weltkugel steht, ist ein herrlicher, schalkhaft übermüthiger Junge; in einer schlafenden Juno, an deren Busen der kleine Vulkan saugt, ist ein einziger Gegensatz der Schönheit und Häßlichkeit; eine trunkene Bacchantin schaukelt sich auf der scharfen Grenze der ästhetischen Möglichkeit. Sie liegt auf den Rücken gesunken, das Gewand zurückgefallen, die halboffenen Lippen athmen leise und tief. Sergel hat auch einen trunkenen Faun gemeißelt, aber seine Bilder haben alle etwas Schwärmerisches, Byström's Nuditäten sind so zu sagen fleischlich. Er selbst zeigte in seinen letzten Lebensjahren die Villa mit großer Behaglichkeit, die Bilder und Büsten nur en passant. —

Aber — suchen wir nun in einer Restauration kompaktere und weichere Nahrung. Wir lassen uns ein besonderes Zimmer geben. Das erfordert schon die Humanität. Die hübschen Kellnerinnen, meist Mädchen aus Kleckingen, sammeln an ihrem Brautschatz. Die armen Kinder beziehen keinen Gehalt, jedes von ihnen bekommt ein Zimmer, bedient die Gäste, die dasselbe wählen, und spart die erhaltenen Geschenke, bis die kleine Summe

ausreicht, nach der Heimath zu kehren und dort den eigenen Heerd zu gründen, wenn der Strudel der Laster in der großen Stadt das arme Wesen nicht inzwischen mit sich fortgerissen hat.

Um sie zu charakterisiren, will ich hier eine Anekdote vom tappern Landsoldat einschalten. Ich war mit einigen schwedischen Herren nach einem Gasthause auf dem Norrmalm gefahren; es liegt im Walde und ein Scheibenstand giebt Gelegenheit zum Wettschießen. Die Kellnerin, die mitschoss, mittrank, mitrauchte und ebenfalls mit uns Brüderschaft machte, ein kernderbes, bildhübsches Mädchen mit wunderschöner Stimme sang mit den Schweden Bellmannsche Lieder. Wir lagerten im Grase und die Klänge zogen durch die grünen Tannen. Das Mädchen hat den Beinamen „der tappere Landsoldat" erhalten, weil sie das bekannte dänische Nationallied mit besonderer Fertigkeit singt. Sie ward gebeten, es vorzutragen, aber sie weigerte sich: „Der da ist ja ein Deutscher," sagte sie von mir, und im Liede heißt's: „Den Deutschen treten wir unter den Fuß!" — Die Zartheit würde man in ähnlichen Situationen bei uns schwerlich finden. Die deutschen Leser will ich mit dem dänischen Schlachtgesang nicht quälen. Wir haben nichts dem Aehnliches. Das Arndtsche Lied deutete vor einigen Jahren noch in eine Zukunft, jetzt wird man's schwerlich mehr singen. Das „Heil Dir im Siegerkranz", das alte Königs Geburtstagslied nahm sich nach dem 25jährigen Frieden doch sonderbar aus. Die speziell preußische Parthei hat ein schönes Gedicht zu ihrer Fahne gemacht. Aber es liegt darin nur Vergangenheit, nur Todesmuth, nicht Siegesfreudigkeit. Man ist doch ein Narr, wenn man in's Feld rückt, um für's Vaterland zu sterben, und dem Vaterlande ist damit auch nicht geholfen. — Die Marseillaise ruft und wirkt da schon ganz anders! — Vielleicht erleben wir noch eine Zeit, in der wir das „Ich bin ein Preuße" nur mit vorgehaltener Hand singen dürfen, wie die Finnländer ihr Lied vom schwedischen Löwen.

Verderben wir uns nicht den Appetit! — Unsere „Jungfrau" rüstet den Frühstückstisch; wir nehmen nach schwedischer

Sitte stehend unsern Supp, d. h. einen Schluck Branntwein vor der eigentlichen Mahlzeit. Dazu isst man etwas Pikantes, Sardellen, gebratene Anschovis, Radieschen, auch wohl Graslachs, d. h. dünne Streifen ganz leicht gesalzenen fast rohen Lachs und ein Stückchen Knäkebrö, das hart und sehr schmackhaft ist. Die Schweden bekommen davon ihre schönen Zähne. Ich muss dabei gestehen, dass in Schweden die eingewanderten Deutschen in dem Rufe stehen, dass sie gern auch noch den halva, d. h. den zweiten Schluck nehmen und es allenfalls bis femton, d. h. bis zum fünften bringen. Ich hoffe, dass unsern Landsleuten Unrecht geschieht! Wir sind Fremde und finden, dass ein hiesiges Glas voll des sehr guten Branntweins vollkommen ausreicht. —

Der Speisetisch ist während dessen mit sehr sauberer Wäsche bedeckt, wie denn die Schweden auf diesen Artikel und auf reichlichliches Tischsilber ein besonderes Gewicht legen. Man hat Blumenvasen aufgestellt; an den offenen Fenstern gehen hier geputzte Leute vorüber, dort segeln Schiffe. Die Speisekarte wird uns vorgelegt; sie ist reichlich versehen. Das deutsche Auge wird freilich etwas durch die mit darauf geschriebenen Zwischenessen und Beisätzen getäuscht. Wir wählen nach Belieben, z. B. vortreffliche Hummer. Es wird uns eine Hälfte des kleinen Seeungeheuers vorgesetzt und frische Butter. Das schmeckt vortrefflich und man trinkt dazu ein Glas Göteborger Porter, der ganz preiswürdig ist. Wer Lust hat, mag sich mit Oel und Essig und andern Zuthaten seinen Hummersalat selbst zurecht machen. Nun weiter? — Renthierbraten? — Ich rathe nicht dazu. Es ist für uns freilich etwas Neues, aber das Fleisch ist trocken, zähe und fasrig; dagegen Renthierzungen, das lasse ich gelten. — Nun zum Nachtisch! — Die Kuchen wollen hier nicht viel sagen. Man liebt das nicht sehr. Aber eingemachte Früchte, z. B. Stachelbeeren mit zerschlagener Sahne als Ueberguss; Erdbeeren mit Sahne, freilich in der Johanniszeit noch sehr theuer; die Schweden essen oft nur einen Teller süßer Milch. — Ich habe meine Gäste nicht kostbar bewirthet. Wein zu trinken ist bei solchen Gelegenheiten nicht eben üblich, man zieht

hier auch die schweren Weine vor. Manche Gerichte, z. B. junge Hühner und Spargel sind theuer und lange nicht so gut als bei uns. Es ist übrigens nichts Seltenes, auf diese Weise eingeladen zu werden. Im Sommer ziehen die herrlichen Nächte, im Winter die schöne Schlittbahn von der Stadt fort. Ohnehin ists bequemer und billiger, seine Gäste so zu bewirthen. Ein Hausstand kostet in Stockholm viel, obgleich sonst Alles billiger ist, als in andern großen Städten. Die Frauen glauben aber zu innig daran, daß Seide und Sammet und dazu noch modische, ausländische Waare zum ehelichen Glück unentbehrlich ist.

Wir gehen in das großartige Kaffehaus des Herrn Davidson, trinken unsere Tasse und verträumen bei einer importirten Cigarre — denn die hiesigen sind herzlich schlecht — die dumme Pause im Dasein, die Stunde nach einem guten Diner. Der Mensch, sagen die Materialisten, ist, was er ißt. Sie haben unrecht, denn wenn wir viel gegessen haben, sind wir herzlich wenig. — Der um diese Zeit ziemlich öde Thiergarten belebt sich allmälig. Spaziergänger kommen einzeln wie im Winter die ersten Schneeflocken, bald folgt das dichte Gestöber. Damen im schönsten Putz, Herren im modischen Anzuge. Es ist natürlich, daß man sich hier erst die Schellen anhängt, wenn man sich in Wien und Paris daran schon müde getragen hat. Die Schweden halten etwas auf den sonderbaren Ruhm des nordischen Franzosenthums. — Es ist heute der Vorabend des Johannistages, das Wetter ist warm; aber die meisten Herren tragen ihre Ueberröcke über den Arm geschlagen, die Abende werden oft plötzlich ganz bitter kalt. — Equipagen fahren vorüber. — Der Platz vor dem Kaffe füllt sich. Es führt ein breiter zeltbeschatteter Umgang um das Gebäude. Hier gruppiren sich Herrn und Damen; wir sehen Geistliche mit den weißen Kragen, aber munter und unbefangen in der Unterhaltung und das Punschgläschen in der Hand. Reiter und Reiterinnen auf stolzen Rossen gallopiren vorüber. — Da jagt ein junger, schöner Mann in blitzender Husarenuniform daher, mehre Offiziere folgen ihm mit verhängten Zügeln. Das ist der Kron-

prinz, der Neuvermählte, ein ausgezeichneter Reiter. Er ist nicht sehr populär beim Volk, man hält ihn für stolz und der Adelspartei geneigt; aber Alles steht auf, als er vorüberreitet und grüßt ehrerbietig. — Vor unserm Kaffehause parirt er plötzlich sein Pferd, dankt artig und reitet im Schritt weiter. Sonst zeigt er sich gern im Civil, aber heute gibts eine Parade. Um die mitanzusehen folgen wir dem Strome. Er geht durch die reinlichen, prachtvoll beschatteten Wege des Thiergartens, in dem übrigens von wilden Thieren jetzt kaum Eichkätzchen zu finden sind. Die herrlichen Baumgruppen ziehen uns an. Familien lagern auf dem reinlichen, schattigen Rasen und verzehren ihr Mitgebrachtes. Manch Pärchen sucht einsame Felsenpartien, andere sitzen auf langen Schaukelbänken und lassen uns vorüberziehn. Weiterhin sind die Partien wilder und romantischer. Kühe werden hin und wieder im Gebüsch geweidet. — Wir kommen in die Waldgegenden, wo die zusammengezogenen Truppen im sogenannten Lustlager stehen. Saubere Zeltgassen bilden kleine Städte. Auf Felsen und unter dichten Baumgruppen haben die Soldaten ihre Johannisbäume bereitet, hohe Stangen mit Laub und bunten Bändern und Blumenkränzen oft recht geschmackvoll verziert. Man hat ihnen Bier geliefert. Sie stehen in Haufen umher; ein Hornist begleitet ihren Gesang. Ist das Frohsinn? — das Lied klingt so traurig oder doch so wehmüthig. Keine Spur von nordischer Heiterkeit. — Die Melodien sind alle so milde, haben den Ton einer sehnsüchtigen Klage, dazu der Hintergrund von Waldesnacht und starrem Urgestein. Es sind fremde Bilder, wir wissen nicht recht, was wir denken und empfinden sollen. Die schwedischen Soldaten sind tüchtig und haben nicht das Marionettenhafte einer bloß geschulten Truppe. Man vergleicht sie, und ich glaube mit Recht, den französischen Heeren der Kaiserzeit. — Aber fromm sind sie. Zum Zapfenstreich treten sie an; es wird ein Choral gesungen, ein Gebet gesprochen und andächtig Amen gesagt. Man hat neuerdings in Meklenburg etwas Aehnliches versucht, aber die

Bevölkerung der Städte störte das fromme Unternehmen durch unerwünschte Theilnahme.

Nehmen wir unsern Rückweg durch andere Gänge des Parks, so gelangen wir an das Lustschloss Rosendal. Es ist nur ein Schlösschen, eine Villa, ein Pavillon meinetwegen, aber es ist eine feenhafte Erscheinung, mitten zwischen rauhen Granitklippen, unter den Eichen und Tannen des Nordens eine italienische Oase. Ein leicht und hell gebautes Schloss von einem blühenden Garten umgeben hier herzuzaubern, hat viel Mühe gekostet. Wälder mußten ausgerottet, Steine gesprengt, Thäler ausgefüllt werden. Das Schloss steht nun auf einer oben künstlich geebneten Anhöhe, an deren bewaldeten, steilen Fuß sich ein Arm des Mälarsees schmiegt. Jenseits sah man einen Theil des Lustlagers. Vor dem Schloss steht die berühmte flache Porphyrvase von Elfdalen. Sie ist von röthlichem Stein, sehr schön gearbeitet und polirt und wirklich die größte ihrer Art, zwölf Fuß im Durchmesser. Leider hat sie jetzt einen Riss bekommen. Auf der andern Seite des Schlosses steht eine volle Urne von Porphyr, die ein würdiges Seitenstück bietet. —

Kehren wir nun nach dem Ufer des Salzsees zurück. Wir können uns die großen in den Uferstein gearbeiteten Schiffsdocken ansehen, die Krankenzimmer der beschädigten Kriegsschiffe; wir können im Cirkus uns grausam an der Verwegenheit einer deutschen Reitergesellschaft und an priveligirten Thierquälereien ergötzen; wir können jenen Marionettenspieler anhören, der in seinem tragbaren Theater steckt und den Doctor Faust vom Satan holen läßt, es kommen deutsche Brocken in dem Stück vor, die jedesmal die Heiterkeit des Publikums erregen, — was thut der Deutsche nicht für's Geld und der Schwede für Branntwein, sagen die Norweger —; wir haben noch viel mehr Auswahl; indessen wir gehen noch eine Weile ins Theater. Es sind Volksstücke, die hier gegeben werden; wir werden trotz des erlernten Bücherschwedisch wenig verstehen; aber die Leute agiren so lebhaft und richtig, dass wir im Allgemeinen den Gang der Handlung recht gut begreifen. Die Zuhörerschaft ist ganz anständig.

Es ist eine Bestimmung, dass Frauenzimmer mit dem Kopftuch nicht Einlass finden. Schade! die schwedischen Mädchen schlingen das seidne, mitunter bunte, meist schwarze Tuch so kokett um das hübsche Gesichtchen. Das Tuch wird dabei bloß einmal, also dreieckig zusammengelegt. —

Abends wird es mitunter hier noch recht lebhaft. Aus manchem Hause tönt uns ein Konzert entgegen. Harfenmädchen und andere Spielleute ziehen umher. Wir gehen nach Blå Porten, um uns einen Sechser geben zu lassen. Blå Porten ist ein uraltes Gasthaus und noch mehr besucht, als manches unter den jüngern modischen Geschwistern. Es liegt am Eingange des Thiergartens und hat den Namen von einem blauen Thor, das hier vor Zeiten irgendwo gestanden hat. Was aber ein Sechser zu bedeuten habe, werden wir gleich sehen. — Man bringt einen Präsentirteller von riesenhaften Dimensionen und besetzt mit einer Unzahl kleiner Tellerchen, von denen jedes einen andern Genuss darbietet. Die Gerichte des Imbisses erscheinen in erneuter und vermehrter Ausgabe, daneben Würstchen, Bratenschnittchen, kleine Fische u. s. w.; die unvermeidliche Branntweinskaraffe thront in der Mitte. Es ist darauf gerechnet, dass Jeder von den vorgesetzten Genüssen nur eben ein Mundvoll nehme. Nun trinken wir eine Bouteille Punsch. Nach dem Sechser schmeckt und passt das am Besten. — Die Schweden sind an dies Getränk gewöhnt, der Fremde lässt sich leicht davon verführen. — In den heißen Tagesstunden und auch beim Punschtrinken zur Abkühlung wird eine Masse von Sodawasser getrunken, das man hier in kleinen mit Drath festgekorkten starken Flaschen für ein Billiges verkauft. Lord Byron empfiehlt es nach dem Rausch:

Drum her mit Lust und Lachen, Weib und Wein, —
Sermons und Sodawasser hinterdrein. —

Wir machen noch in der schönen Johannesnacht einen Gang zur Büste Bellmanns. Eine Rundung junger, hübsch gewachsener Bäume umkreist den kolossalen Kopf, der auf einem hohen Piedestal steht. Byström hat ihn als antiken Bacchus mo-

vellirt und ihm den Rebenkranz ins volle Haar geflochten. Das Bild ist schön und das Denkmal würdig des Dichters und seiner Verehrer.

Die Brüder des Par Bricole Ordens haben vor etwa 20 Jahren das Bild unternommen. Ich erlaube mir über den sogenannten P. B. Orden eine kleine Abschweifung. Die Schweden lieben gesellige Verbindungen aller Art; sie sind auch eifrige Maurer. Unter der Regentschaft wurden auch andere Mysterien eingeführt. Als Rückschlag schuf der gesunde Sinn der Schweden den P. B. Orden; par bricole spielt man auf dem Billard einen Ball, den man nicht unmittelbar treffen kann. Die Travestie des mysteriösen Maurerthums ist in der Hand geistreicher Männer höchst ergötzlich. Die allermeisten Parbrikolisten sind selbst Freimaurer und um so heiterer wird der Scherz, der oft den Nichteingeweihten unverständlich bleibt. Rituale, Gelübde u. s. w. kommen in veränderter Gestalt vor. Man muss z. B. versprechen, so viel als möglich von dem hier Erlebten auswärts zu erzählen. — Als der Großmeister der schwedischen Logen Graf Flemming starb, ward in der Stockholmer Loge ein Katafalk aufgestellt, an dem die Brüder in voller Bekleidung Wache hielten. Das Publikum ward dabei zugelassen. Die Parbrikolisten hatten sich eben eine mächtige silberne Punschbowle machen lassen, die von wirklichem Kunst- und von großem Metallwerth ist. Sie stellt die Weltkugel dar und der Fuß ist der den Himmel tragende Atlas. Sie wurde in den Räumen des Börsenhauses nun auch pomphaft zur Schau ausgestellt und die Brüder paradirten mit Löffeln und Citronenquirlen daneben. — Als die Kurrende für das Bellmannsdenkmal in Stockholm verbreitet wurde und rege Theilnahme fand, suchte eine strengere Klerisei das Unternehmen zu hintertreiben. Man stellte namentlich dem Könige vor, dass es unwürdig sei, einen frivolen Vergötterer gemeiner Genüsse feierlich zu ehren. Aber Bernadotte mochte meinen, dass ein singendes Volk nicht schwierig zu regieren sei, und unterzeichnete einige hundert Thaler zur jährlichen Bellmannsfeier. Er erschien bei der Enthüllung des Denkmals

und führte selbst Bellmann's Wittwe, die das Fest noch erlebte, auf das für sie bestimmte Gerüst. —

Es ist spät geworden. Die Zauber des Johannistages liegen auf den leis träumenden Bäumen. Wir sehen uns noch einen Augenblick in einem Schweizerpavillon am See. Die Töne eines fernen Konzertes ziehen über die stille Fluth zu uns herüber. Man spricht viel von italienischen Nächten und rühmt ihre Herrlichkeit. Aber die Gegensätze der nordischen Nacht kennt man in Neapel nicht. Die heutige laue, helle Mitternacht und eine Winternacht, frisch kalt und klar von Himmel und Sternen, wenn man mit flüchtigen Pferden oder mit Renthieren über die spiegelblanken Seeen fliegt und ein flammendes Nordlicht am Himmel steht; man erlebt im Norden mehr, der Wechsel ist das Leben. —

Wir haben nun die Wahl, ob wir den zwar noch weiten Weg zu Lande gehen, oder ob wir uns einem Omnibus anvertrauen wollen. Boote fahren bei Nacht nicht mehr. Die Fahrt im Omnibus ist ungemein lästig. Der Weg ist ungleich, die Pferde abgetrieben. Mitunter will auch ein Wagen vorbei. Ich machte eine solche Wettfahrt einmal mit, die in dem bergigen Terrain nicht ohne Gefahr war. Ein Engländer erzählte bei der Gelegenheit von der rasenden Geschwindigkeit, mit der man bei ihm zu Hause manche Strecken auf der Eisenbahn zurücklegt. „Man kann,“ sagte er, „auf der Station sein Leben, respektive seine Gesundheit verassekuriren und zahlt nur eine unbedeutende Summe dafür.“ — Mir schien die Sache plausibel und ich meinte, die Unternehmung würde sich gewiss gut rentiren. „Ach nein,“ sagte der Mann, „wer hat da Zeit, an so etwas zu denken.“ — Wir langten indessen unversichert und unbeschädigt auf dem Gustav II. Adolfstorget an. Die Stadt ist still Hin und wieder fliegen noch ein Paar Nachtvögel vorüber. Es sind muntere Gesellen, die hier mit den Lokalitäten bekannt, die Nacht durchschwärmen. Dabei wird denn auch ein nationales Hazardspiel, Kille, eine Rolle haben, zu dem ganz

eigne Karten gehören. Es ist ungemein einfach und man spielt es wol auch im Boot während einer Fahrt. —

Der Thiergarten war zu Gustav's III. Zeit noch nicht, was er jetzt war; es war weniger dafür gethan, aber das Wenige genoss man wol mehr. Nun steht das schöne Bild von Bellmann dort, aber er ist denn doch todt. Ich hätte wol einmal mit ihm und seinen Genossen dorthin fahren, dort jubeln mögen. —

„Bellmann," sagt Arndt, „ist einer der außerordentlichsten Menschen, die je gelebt haben; man mag ihn nun unter dem allgemeinen Charakter als Mensch oder unter dem nationalen als Schwede ansehen." — Ich kann meinen Lesern nur geben, was ich von den Umständen seines sehr einfachen Lebenslaufes weiß. Seine Lieder zu übersetzen ist sehr misslich. Was ich in der Art mittheile, will ich gar keine Uebersetzung genannt haben.

Carl Michael Bellmann ist in Stockholm am 24sten Februar 1741 geboren und am 12ten Februar 1796 gestorben. Er ist durch und durch Stockholmer und seine Lieder gehören zu der schönen Stadt wie die Brandung zur Küste, wie flatternde Schmetterlinge zur Sommerflur. Den schwedischen National-Charakter repräsentirt er nur ganz einseitig. — Er hatte in Upsala studirt und kannte wie alle gebildete Schweden die neuern Sprachen. Er hat sogar 1794 eine Uebersetzung der Gellertschen Fabeln herausgegeben. Er bekam eine Stellung bei der Bank, die er als mit seiner innersten Natur unvereinbar aufgeben musste. Gustav III. gab ihm den Titel eines Hofsekretairs und ein Gehalt von 3000 Thalern Kupfermünze, wofür er einige Geschäfte bei der königlichen Zahlenlotterie übernehmen sollte. Er überließ alle Geschäfte und die Hälfte des Gehalts einem andern und war mit dem Rest, d. h. ohngefähr 500 Thalern Preußisch, ganz zufrieden. —

Er vermählte sich 1770 mit Luise Grönlund, die ihm 3 Söhne gebar. Seine poetische Vorliebe für muntere Gesellschaft entfremdete ihn der Familie nicht. Er war nichts weniger als

ein Wüstling; er führte ein Leben voll Heiterkeit und frischem Genuss, Irdisches kümmerte ihn wenig, er hatte sein nothdürftiges Auskommen und hat nie nach mehrerem gestrebt. Ein munterer Schmaus, ein Bacchanal war ihm Lebenselement. Die Gesellschaft, in der er sich mitunter bewegte, war freilich bunt zusammengewürfelt und seine Lieder verklären den Bierwirth zum Silen, die Kellnerin zur Priesterin im paphischen Tempel. In seinem ganz poetischen Gemüthe spiegelten sich Alltagsgestalten verlieblicht und vergeistigt ab. Er erinnert mit seiner Umgebung mitunter an den Shakespearschen Prinzen Heinrich; nur kannte Heinrich die Erbärmlichkeit seiner Genossen, Bellmann schaute sie an, wie er sie besang. Prinz Heinz vertreibt sich ungeduldig, weil er von wichtigen Geschäften fern gehalten wurde, die Zeit so wild wie möglich; Bellmann hatte auf Erden nichts zu thun als zu singen. Sein moralischer Charakter war ohne Tadel, er verachtete äußere Ehre und Reichthümer und spottete in seiner harmlosen Weise über die Thorheit Derer, die dem Unwesentlichen Werth beilegen oder den ihren in Aeußerlichem suchen. Er dichtete nicht um Genuss und Gabe.

Er sang, so wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.

Er betrat die dichterische Laufbahn mit geistlichen Poesien. Er schrieb 1767: Sions Högtid; eine Uebersetzung der evangelischen Todesgedanken des Dr. v. Schweidnitz gab er schon 1757 heraus. — Von seinen Poesien anakreontischer Natur erschien bei seinen Lebzeiten Bacchi Tempel 1791 und die Fredmann's Episteln. Nach seinem Tode hat man herausgegeben: Fredmann's Handskrifter, Upsala 1813. und C. M. Bellmann Skaldestycken, utgifna efter C. M. Bölschows Handskifter, Stockholm 1814. 2 Theile. — Allgemein bekannt sind nur Fredmann's Epistlar och Sånger af C. M. Bellmann mit den dazu gehörigen Musiken. Ich kaufte mir in Kopenhagen eine daselbst so eben erschienene sehr hübsch ausgestattete Ausgabe, in der die dem Dänen etwa unverständlichen Ausdrücke kurz erklärt sind. — Er war Improvisator und einen großen Theil der uns erhal-

tenen Poesien haben seine Freunde erst gesammelt. Wenn er unter ihnen saß und die Lust im Schwange ging, sang er zur Guitarre Lieder, die sich auf die unmittelbare Gegenwart bezogen. Er erfand die Musik selbst, benutzte alte Volksweisen, französische Melodien, wie sie damals viel in Schweden gehört wurden. Das würfelte er bunt zusammen, passte es seinem Texte an und richtete für die Genossen einen Chorus ein. So begeistert konnte er die Nacht hindurch singen. Er hat es auch vor dem Könige, der ihn den schwedischen Anakreon nannte, oft genug gethan. Bellmann hatte viel mimisches Talent. Er ahmte dichtend und singend die Instrumente eines Orchesters nach und wenn man jetzt noch in lustiger Gesellschaft ein Bellmannsches Stück aufführt, so wird es gepaukt und getrommelt, wie der Kapellmeister es angiebt. Bellmann selber machte weder auf den Ruhm eines originellen Dichters, noch auf sonst irgend etwas den geringsten Anspruch. Die Anerkennung von Seiten seines Königs machte ihm herzliche Freude; die französirten Kunstregeln der Akademie waren ihm fern und fremd. Er dachte nicht daran, Lorbeeren zu erndten. Er war kein Dichter, sondern ein Sänger. Seine Poesie erschafft nicht plastische Gestalten, sein Lied gleicht der Seifenblase, in der sich die Umgebung, mag sie sein welche sie wolle, freündlich und bunt und schillernd abspiegelt. Seine Lieder sind voll jubelnder Lust, voll sprudelnden Humors, voll gutmüthiger Schalkhaftigkeit, aber dann auch wieder zart und sinnig, es weht durch sie, wie Tegnér sagt, der allen nordischen Sängern eigenthümliche Zug stiller, sinnender Wehmuth, nicht nachweisbar in bestimmten Gedanken und in einzelnen Worten, aber dem tiefern Gemüthe heraus hörbar. —

Eine rigorose Moral wird an dem Inhalt mancher Lieder mäkeln. Man macht es zwar jetzt nicht besser, aber man macht es im Stillen. Manches muss man aus dem Geschmack seiner Zeit ansehen und — bekanntlich schläft auch Homer mitunter etwas ein. — Die Sprache behandelt Bellmann mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Er hat manchen Ausdruck des

Volkes geadelt, manche schöne Wendung in den Mund des Volkes gebracht. — Er starb nach mehrwöchentlicher Krankheit einen schönen Dichtertod. Seine Freunde waren um ihn versammelt und er ließ sie, nach seinem Ausdruck, noch einmal den Bellmann hören. Er sang die ganze Nacht hindurch in strömender Begeisterung seines frohen Lebens Schicksale, des milden Königs Lob, seinen Dank gegen die Vorsehung, die ihn unter einem so edeln Volke und in einem so schönen Lande geboren werden ließ. Zuletzt gab er jedem der Anwesenden in besonderen Strophen und eigner der Persönlichkeit entsprechender Melodie den Abschied für diese Erde. In Thränen aufgelöst baten ihn die Freunde, aufzuhören." „Lasst mich doch sterben!" sagte er, „wie ich gelebt habe." Man musste ihm noch einmal den vollen Becher reichen. Er stimmte den Schlussvers seines Schwanengesanges an und — verstummte. —

Die Nation hat ihn zu ihrem Lieblinge gemacht. Neuere Dichter, und Schweden ist auch jetzt nicht verarmt an poetischen Talenten, freuen sich, wenn ihre Lieder neben den Bellmannschen gesungen werden. Das Bellmannfest, das am 26. Juni gefeiert werden sollte, will nicht recht zu Stande kommen; aber er und sein Lied fehlt nirgends, wo frohe Menschen ein heiteres Fest feiern. — Nur das Gasthaus zu den Drei Lilien ist ein volksthümliches Denkmal. Bellmann verkehrte hier oft und das Lokal hat man sorgfältig in derselben Verfassung erhalten. Für den Fremden ist Vieles unverständlich und die eigenthümliche Schönheit fast ganz verschlossen. Selbst wenn man die Vokabeln kennt, genießt man die Sprache nicht und ohne ein Stockholmer Felsenecho ist oft der Sinn unerfassbar. — Es sollen von Rühs einige Lieder in's Deutsche übersetzt sein. Ich habe sie leider nicht zu Gesicht bekommen. —

Ich will hier noch einige Charakterzüge aus dem Leben anderer nordischer Volksdichter hersetzen, die eben durch Verschiedenheit Bellmann's Wesen in's rechte Licht stellen. Der Schwede Lindner, fast ein Zeitgenosse Bellmann's von ähnlichem großen Talent und mehr Form, versank leider früh in der

Wüste des Lebens. Er starb 34 Jahr alt an den Folgen eines wild ausschweifenden Lebens, mit sich und der Welt tief zerfallen. — Von den dänischen Volksdichtern hat Holberg seine Selbstbiographie herausgegeben. Ein Volksdichter war er nun freilich in Bellmanns Weise nicht. Er hat einen satyrisch-philosophischen Roman: Klim's unterirdische Reise und viele ehemals zum Theil auch bei uns beliebte Lustspiele geschrieben. Der politische Kannengießer ist von ihm. In den meisten Stücken schildert er die Thorheit und Albernheit der bürgerlichen Lebenssphäre. Er ist ein feiner Beobachter und ein trefflicher Darsteller, aber von der Berührung mit den geschilderten Ständen hielt er sich fern. Er starb als reinlicher, stets sauber gekleideter Junggeselle und konnte seinem Vaterlande eine Baronie vermachen. — Ewald, ein begabter Mensch, dessen Poesien zum Theil einen höhern Schwung hatten, bewegte sich in den niedrigsten Regionen. Er trank sich ganz eigentlich zu Tode. „Denkt Euch," klagte er auf dem Sterbebette seinen Vertrauten, „der Doktor hat mir alle scharfen Getränke verboten und Thee verordnet. Was bleibt mir übrig? Ich muss mir den Punsch in der Theekanne bringen lassen und aus der Tasse trinken." — Wessel war das eigenthümlichste, freilich auch das liederlichste Genie unter allen. Sein Lustspiel Kjärlighed uden Strömper (Liebe ohne Strümpfe) zeugt von großer Anlage zur Burleske. Er hatte ein ganz besonderes Talent durch oft gemeine, immer treffende Epigramme, die er nie einen Augenblick unterdrückte, sich Feinde zu machen. Man erzählte mir einen solchen Zug bei einer Zusammenkunft mit dem Könige. Es wird den Dichter hinreichend charakterisiren, wenn ich sage, dass die Mittheilung unmöglich ist. — Wessel sollte einmal sein Glück machen. Die Freunde überredeten ihn, den geistreichen und mäzenalischen Minister Güldberg zu besuchen. Man rüstete ihn mit seidenen Hosen und sonstigen Gallastücken aus und setzte ihm auch die unerlässliche Perüke auf. — Wessel ging. — „Wer sind Sie?" — „Ich bin Wessel!" — Der Minister schien ihn nicht zu kennen und Wessel schob die Schuld auf das veränderte Aus-

sehn. Er nahm die Perücke ab und steckte sie in die Tasche. Güldberg fragte nun nach seinen eigentlichen Wünschen und Wessel bat um ein Amt, bei dem recht viel Einnahme und recht wenig Arbeit wäre. Güldberg war verlegen und die Dose zwischen den Fingern drehend fragte er noch einmal: „Womit also kann ich Ihnen dienen?“ — „Geben Sie mir eine Priese!“ sagte da Wessel. Er empfing sie und ging seiner Wege. —

Eine Grabschrift, die er auf sich selber machte, lautete zu deutsch etwa so:

Er aß und trank, war immer froh,
Ging seine Stiefeln gänzlich schief.
Die Arbeit stets er eifrig floh,
Zuletzt dem Leben er entlief.

Bellmann's Schönheiten werden in Dänemark oder doch in Kopenhagen vollständig gewürdigt. Molbech, der im ersten und im vierten Jahrzehend dieses Säkulums Schweden bereiste, macht in seinem letzten Bericht sogar seinen Landsleuten den Vorwurf, daß sie in der Vergötterung eines fremden Dichters zu weit gingen. Desto weniger wird Bellmann in Norwegen geschätzt. Ole Bull erklärte ihn geradezu für einen Plagiator französischer Melodien. Es gilt hier, was Schiller's Maria Stuart sagt:
Es kann der Britte gegen den Schotten nicht gerecht sein! —
Man findet in Christiania kaum ein schwedisches Buch. „Wie können Sie sich darüber wundern“, sagte ein gebildeter und gemäßigter Mann in Norwegen zu mir, „wir sind mit Schweden ganz gut Freund; aber unsere Sprache, unsere Literatur, unsere Sympathie haben wir mit Dänemark; unsere historischen Erinnerungen knüpfen sich an Kämpfe mit Schweden. Man wird Ihnen in Ringerige die Geschichte von Anna Colbjörnsen Heldenthat erzählen und bei Wiig das Denkmal des George Sinclair zeigen. — Bedenken Sie, daß wir um unsern König zu sehen an Kopenhagen vorbeisegeln.“ — Das Verhältniß der Schweden und Norweger ist nur in sofern ein brüderliches zu nennen, als sich Blutsverwandte oft nicht besonders freundlich gegen einander stellen.

Die Natur
Warf diese beiden feurigen Völkerschaften
Auf dieses Brett im Ocean; ungleich
Vertheilte sie's, und hieß sie darum kämpfen.

Ist doch selbst bei uns eine tiefe Spaltung zwischen Nord- und Süd-Deutschland nicht abzuleugnen. Die jetzige Verbindung Norwegens mit Schwedens ist für das erstere so vortheilhaft und — billig, daß an eine Auflösung des Bundes nicht zu denken ist; aber innerlich sind sie getrennt. Die Verfassung ist eine andere, die Verwaltung strenge gesondert. Das schwedische Volk sieht mit einem gerechten Neid auf den glücklichen Nachbar, der alle seine Kräfte frei entwickelt, sogar alljährlich die Lage seiner Finanzen bedeutend verbessert; während Schweden selbst unter demselben Könige von der Masse der adligen Nichtsthuer und von einer Unzahl von Beamten erdrückt wird, die Unnützes verrichten. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben, von den Missgriffen der schwedischen Regierung zu sprechen, die eine gereizte Eifersucht der norwegischen Nation noch tiefer erklären. Es kam mir hier nur darauf an, Bellmann's Nichtanerkennung im Nachbarlande, das den Dänen Oehlenschäger bei seinem Triumpfzuge wie einen heimkehrenden Sieger empfing, zu begreifen. Freilich ist der Normann auch ernster, weniger zu Lust und Jubel, zu Wein und Kuß aufgelegt, als der lebhaftere Schwede: aber ich halte jene nationale Spaltung für noch tiefer eindringend. — Die beiden Heldenthaten, deren ich erwähnte, sind wol so ziemlich bekannt. Anna Colbjörnsen war eine Pfarrersfrau in Nordrehong. Im Jahr 1716 quartirte sich der schwedische Oberst Löwen bei ihr ein. Seine aus 800 Mann bestehende Truppe bivouakirte draußen. Anna verrieth mit großer Schlauheit ihre Gäste einem norwegischen Korps, das in der Nähe lag. Sie machte die Soldaten schläfrig, indem sie sie bewirthete, sie zündete ihnen ein wärmendes Feuer an, um — den Gegnern ein Signal zu geben. — Ob sie es darum verdient hat, gemalt und in der Kirche aufgestellt zu werden, weiß ich nicht. Mir fiel die Jael ein, die

dem Siſſera, als er in ihrem Hauſe Schutz ſuchte, einen Nagel in den Kopf ſchlug. Die eben mitgetheilten Notizen entnehme ich aus Blom's Statiſtik von Norwegen. Es iſt gewiſſ charakteriſtiſch, daſſ ſie in einem ſolchen Buche zu finden ſind. —

Bei Wiig an der Straße nach Drontheim ſteht ein hölzernes Kreuz mit der Inſchrift: „Hier ruht Oberſt George Sinclair, der im Jahre 1612 mit 900 Schotten im Kringelen wie ein irdener Topf zerknickt wurde durch 300 Bauern von Leſſöe, Vaage und Frön. Der Bauern-Anführer war Berdon Segelſtad von Ringebö." — Oberſt Munkhaven führte eine in Schottland geworbene Hilfsſchaar dem von Chriſtian IV. bedrängten Guſtav II. Adolf zu Hilfe. Man hatte der Sicherheit wegen das Heer getheilt und der kleinere Theil fiel unter Sinclair den Bauern in die Hände, die übrigens nichts weiter wuſſten, als daſſ dies Leute wären, die dem Könige von Schweden gegen den König von Dänemark Beiſtand leiſten wollten. Von einer Moorgartenſchlacht iſt auch gar nicht die Rede. Die Schotten wurden ganz eigentlich, wie es in der Inſchrift heißt, wie irdene Töpfe zerknickt, die ſich nicht vertheidigen können. Und wenn ich ein Norrmann wäre, ſo würde ich an die Begebenheit nicht erinnern. Man ſagt ſehr pathetiſch:

»Herr Sinklair zog über das geſalz'ne Meer
Und wollte Norges Klippen ſtürmen.«

vergiſſt aber, daſſ, während Sinclair im Kringelen fiel, Munkhaven mit faſt 2000 Mann glücklich Schweden und Stockholm erreichte, das von einer däniſchen Flotte hart bedroht wurde. — Noch abſcheulicher wird die blütige, ungefährliche Heldenthat durch das Benehmen gegen 60 Schotten, die ſich ergeben hatten. Man vertheilte ſie auf den Höfen, ward es aber überdrüßig, Feinde zu ernähren und brachte die Unglücklichen auf eine Wieſe, wo man ſie kaltblütig — auch wie irdene Töpfe — erſchlug. — Doch laſſen wir das! —

Wir waren am letzten Abende meines Aufenthalts in Stockholm noch froh zuſammen und ſprachen von Bellmann und der Anerkennung, die er namentlich bei allen Deutſchen findet, die

seine Lieder in Schweden singen hörten und nur einigermaßen verstehen. Es war auch viel von der verschrieenen Neigung der Schweden zum Trinken die Rede. Laing rechnet nach Tabellen durch Addition und Division und mittlere Zahlenwerthe aus, dass die Schweden eher weniger als mehr trinken als andere Leute. Die Sittlichkeit eines Volkes in solcher Weise zu bestimmen ist unthunlich. Das Exempel ist richtig, es läßt sich gegen die einzelnen Schlusssätze nichts einwenden, aber desto mehr gegen das ganze Prinzip. Das ganze Tabellenwerk ist unlebendig und die Moralität ist das Leben. Es kommt mir so vor, wie der Wagner im Lenauschen Faust, der in der Leiche mit dem anatomischen Messer wühlt, um den Sitz des Lebens zu erspüren. Laing beweist unwiderleglich, dass die Schweden nüchterner sind als Andre, aber viel mehr Verbrechen begehen, und doch wird in Schweden tüchtig getrunken und es wird schwerlich einen Reisenden geben, der nicht ganz besondre Züge von Ehrlichkeit erzählen könnte.

Ich verglich die Schweden damals mit unsern Litthauern und versprach meinen Stockholmer Freunden ein Daino, dessen ungefähren Inhalt ich ihnen mittheilte. Es ist, als uns in der Nähe entstanden, meinen Lesern sicher unbekannt. Sie erlauben also, dass ich hier mein dort gegebenes Versprechen erfülle!

Zwirblytis (der Sperling).

(Für die mit litthauischer Sitte unbekannten Leser bemerke ich, dass Alus ein starkes Bier ist, das die Litthauer sich zu ihren Festen selbst zu bereiten pflegten.)

Hinaus ging der Vater, hinaus ging er sich bückend,
Das Jagdrohr zur Seite, da lau'rt er aufs Wild;

Dann stellt er das Rohr und duckt sich und lockt es;
Schlägt an auf den Sperling und schießt ihn herunter.

Heim führten ihn die Brüder, heim knarrten sie ihn,
Sie zogen ihn vom Schlitten, schleiften ihn hinein.

Abpflückten die Töchter, abstäubten sie ihn,
Es briet ihn die Mutter, ausschmorte sie ihn.

Aus briet sie den Sperling, ausschmorte sie ihn,
Hinein trugen ihn die Schwestern, hinein steuerten sie.

Hinein trugen sie den Sperling, hinein steuerten sie,
Sie setzten auf den Tisch ihn, sie stellten ihn auf.

Es setzten sich die Gäste, sie faßten sich fest,
Verzehrten den Sperling, verschmausten ihn.

Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Alus.

Ich erzählte damals zum großen Amüsement der Gesellschaft von der Gräfin Ida Hahn und ihrem närrischen Reisebuch. Von Bellmann hat sie nur gehört, daß er als Improvisator hinreißend gewesen sei. Aber er hat ihrer Meinung nach — verzeihens meine Leser, ich entlehne den Ausdruck von einer Dame — mitunter im Rinnstein gelegen und die arme Frau hat nun einmal eine Antipathie gegen jeden Mann, der einmal einen Rausch gehabt. —

„Hören Sie," sagte ein Schwede zu mir, „wenn sie die Gräfin sprechen, so erzählen Sie ihr doch eine bekannte Anekdote von Friedrich dem Einzigen. Ein Oberst gab einem seiner Rittmeister in seinem Bericht jedesmal die Censur: „Er säuft!" — Der König kam zur Revue und das Regiment hielt sich sehr schlecht, nur die Schwadron des übelcensirten Rittmeisters zeichnete sich durch Akkuratesse aus. Friedrich rief den Obersten zu sich heran und sagte: „Höre Er, ich will ihm einen guten Rath geben: Sauf Er auch!" — Sagen Sie das in unserm Namen der Frau Gräfin — vielleicht ist sie noch nicht inkurabel. — Ja wir trinken! Die feuchten Nebel des Sommers, die Kälte des Winters mögen dazu anregen; aber wir sind ein geselliges Volk und der Punsch macht das Gold der Unterhaltung flüssiger. Sie werden selten einen Schweden allein trinken sehen. Skål, mein Bruder so und so, sage ich, wenn ich mein Glas berühre und am öffentlichen Orte bittet man sich auf ein Glas. Die alten Helden in unseren Sagen hatten die Sitte des Minnetrunks. Minne heißt soviel als Erinnerung, und die kühnen Recken nannten, wenn sie einen Ab-

wesenden oder Todten ehren wollten, seinen Namen und leerten ihre mächtigen Hörner zu seinem Gedächtniss. Die Orientalen bevölkern ihre Himmel mit lieblichen Frauengestalten, die den Gläubigen die glänzenden Arme entgegenbreiten. Die Helden in Walhalla trinken Meth. Odin selbst, der doch die Speisen, die auf seinen Tisch kommen, seinen Wölfen, ich glaube sie heißen Freke und Gère, giebt, er trinkt Meth. Das Trinken ist im Sinne der nordischen Altvordern unter allem menschlichen Thun das einzig Göttliche." —

Der Schauplatz ist beschrieben, ich könnte nun Bellmann auftreten lassen. Aber Bellmann will nicht allein sein. Ich muss also von seinen Genossen zuerst handeln. Man hat ein hübsches Bild von ihm. Er steht in seiner mehr schlanken als derben Gestalt auf einem Tisch und Fredmann und Ulla Winblad, Fader Berg und Vetter Bredström u. s. w. umgeben ihn. Bellmanns Gesicht ist länglich, das Haar ist frisirt, er hat eine Schillerstirn, die Farbe ist eher blass, der Ausdruck geistreich, fein, heitersinnend. Er hat den Rock abgelegt. Die bauschigen Hemdeärmel von blendender Weiße stehen gegen die knappanliegende blaue Weste hübsch ab. Er spielt auf der Guitarre. So ist sein Portrait in Gripsholm und vor der neusten Ausgabe seiner Lieder. Sonst sah ich auch ein sehr schönes Bild von ihm, das ihn darstellt, als er trauernd ein Gedicht auf den Tod eines Freundes schreibt. —

In seinen Episteln kommen etwa folgende Personen vor. Ich füge ihren Charakter bei, wie er auf dem Blatt hinter dem Titel angegeben ist.

Fredmann, ein berühmter Uhrmacher in Stockholm. Es fehlte ihm nur an einer Uhr, einigem Vorrath und einer Werkstätte.

Ulla Winblad, Schenkermädchen, Priesterin im Tempel des Bachus. Ihr Vater war vordem Korporal bei der Garde.

Vater Berg, Tapetenmaler und Stadtvirtuose auf mehren Instrumenten.

Vater Bergström, Namenstagsbläser im Catharinensprengel.

Korporal Mollberg. Ihm gehörte ein Haus in der Hornsgatan, er hatte einmal Antheil an einem Fabrikgeschäft, war einmal Reitersmann ohne Pferd und Schabracke, später Tanzmeister.

Eric Bergström, ein Passagier (?) meist Marschalk und Tafeldecker bei Hochzeiten und Bällen.

Christian Wingmark, gemeiniglich genannt, Wingmark mit der großen Perücke, hatte außerordentliche Geschicklichkeit auf der fleut-douce.

Anders Wingmark, ein Kleidertrödler im Urvädersgränd, war dafür sehr lustig und gescheidt.

Petter Bergström, allgemein als Bruder Pehr bekannt, war äußerst gewandt und konnte sich wie ein Uhrpendel bewegen. Er war über die Maßen lustig und trug rundes Haar.

Christian Samuel Bredström, ein Passagier, sah nicht öfter das Tageslicht als den Flaschenboden. Näheres unbekannt.

Petter Bredström, Kommissionär.

Vater Movitz, Konstabler, berühmt durch sein Konzert auf drei Bottichen, komponirte auch eine Musik zu Serladins Frühlingsblumen.

Das Dutzend genüge! Es sind noch Bälgentreter, Zolleinnehmer, Gastwirthe, Hochzeitsdichter, Todtengräber u. s. w., auch mehre Mädchen aufgezählt.

In einer Epistel beschreibt Bellmann die Ueberfahrt des Vater Movitz nach dem Thiergarten. Damals gabs nur Dalkullenboote. Die Frauen aus Dalekarlien kommen im Sommer nach der Stadt, wo sie mit sehr schwerer Arbeit einen kleinen Beitrag zur Winterzehrung gewinnen. Sie behalten ihre Tracht, den schwarzen Rock, die plumpen Holzschuhe, das rothe Mieder bei und sind meist sehr starke Figuren. Zur Bemannung eines Bootes gehören gewöhnlich drei. Zwei drehen mit einer Kurbel die wie beim Dampfschiff eingerichteten Ruder; die dritte steuert, wenn ihr das Geschäft nicht einer der Mitreisenden abnimmt. — Die Boote fassen eine ziemlich große Gesellschaft und sind meist recht bunt besetzt. Ein Zeltdach schützt gegen Regen und Son-

nenschein, und heißt der Tag Catharina oder Christine oder so ähnlich, so kann man an hübschen Blumenguirlanden und Laubgewinden des Schiffes und an der frisch saubern Wäsche der Schifferinnen sogleich erkennen, dass eine von ihnen das Fest ihres Namens feiert. Andere Herrschaften bringen wol ihren Freunden ganz in der Frühe des Namenstages ein Ständchen; Vormittags giebts dann Gratulation und Frühstück, Nachmittags mitunter bloß noch Frühstück. — Das Boot legt aus dem Thiergarten kommend etwa an der Treppe vor Gustav's III. Standbild an — jedes Boot hat seine bestimmte Anlegestelle. Eine Dalkulle steigt ans Ufer und schwingt eine gellende Glocke in der Hand. Sie ruft die Fahrlustigen. Was herbeikommt und Platz findet, setzt sich auf die Bänke. Man zögert noch eine Weile, ob noch Jemand mitfahren will, man winkt dem träg Herbeikommenden, sich zu fördern. Andere Passagiere schwatzen, wenn sie sich einander auch nie sahen mit der in Schweden gewöhnlichen und gemüthlichen Vertraulichkeit, andere lachen und trinken, man spielt allenfalls Karten. — Bellmann schildert dies bunte Gewühl in der Epistel, die ich zunächst in leichter Uebersetzung mittheile. Die im Original selbst deutsch geschriebenen Worte, habe ich durch die Schrift ausgezeichnet.

Was ist das? — Platz da an der Rudertreppe! Weg da ihr Bierfiedler, Schuhputzer, Zollschnüffler! Weg da Matrosen! — Hurra, leg den Deckel auf die Bierkanne. — Trumpf auf den Tisch! — Schwefelhölzer! hier! sechs Bund für einen Schilling! — Still altes Weib! — Trumpf auf den Tisch! — Acht Stüber halt ich! Courage, du alter Grenadier! — Hierher! hierher! halt dicht an die Stufe! — Ah! Damen! schnell mit den Damen unterm Zelt, die Citronen packt fort und den Käse, legt den Spinnrocken doch oben hinauf! — Aus dem Wege Kohlenträger, Waschweiber, Milchmädchen! — Sprich doch nicht mit den schmutzigen Myländer, mit ihren schmierigen Kringeln am Halse. — Lasst doch Raum für den Vater Movitz mit seiner Bassgeige. — Rückt zu ihr Heringspacker und Bäckerjungen, setze dich dort hin Vogelfänger; und du dort, du Aufseher

oder Unterseher oder was du sonst für ein Brückenhocker bist. — Prost, trinken wir eins! — Helft doch dem blinden Greise mit der Leier ins Boot. — Stoßt ab, es ist voll! — Maul halten! — Platz da für den goldgestickten Mann mit dem Knaben, der polnisch tanzen kann. Sieh doch, Susanna, den vornehmen Herrn mit dem Meerkater auf der Schulter und der Sackpfeife im Munde. — Trumpf auf den Tisch! — Frisch alte Knaben, schlagt dem Fass den Boden aus! — Trommle du Trommelschläger, der Harlekin tanzt und schlägt die Beine wie'n Wetter! — Trumpf auf den Tisch! der Lakey vom Grafen setzt acht Stüber in den Pott; acht Stüber für die Jungfer und acht Stüber für den Husaren. Trumpf ist Klöfver! — Da kommt Movitz! — Acht und acht macht sechszehn, vier zurück, mehr Klöfver. — Sechs und Sechs sind zwölf. — Kommst du endlich Movitz? — Lustig! Bassgeige auf dem Rücken, Tulpe am Hut, Waldhorn unterm Arm und die Flasche in der Tasche. — Steig ins Boot! — Was sagt denn der vergoldete Meerkatzenherr! — Le diable! il porte son violon, oui, par dessus l'epaule, Comme le Suisse porte la hallebarde. — Nun, was willst du mit dem Waldhorn? — Prutt, Prutt, Prutt, Prutt! — Ach du tummer taifel! Er verschteht sich auf der Musik, wie eine Kuh auf den Mittag. Movitz, Bruder, willst du was Kirschen haben? — Steig ein Susanna! — u. s. w. u. s. w.

Ich habe schon in dem Mitgetheilten Manches geändert, um weitläuftigen Kommentaren zu entgehen. Das folgende ist unübersetzbar. Ein Zank entspinnt sich. Deutsch und französisch und schwedisch geht durch einander, einer will dem andern dollmetschen und keiner versteht den andern. Von einer muntern Gesellschaft in der Lokalität selbst aufgeführt, macht sich der Scherz noch ganz hübsch. — Mitten in das Getümmel spricht Bellmann: Hurra, stoß ins Waldhorn. Die Lüfte umwehen, die Wellen umspielen uns. Susanna soll singen:

Waldhorn { . . . . Stolze Stadt!
. . . . Froh und satt.

Deines Lärms, deiner Pracht
Sag ich ab für die Nacht
Deinen Burg'n und Thorn.
Novitz, stoß in dein Horn! }
Wellen wiegt, ... } Waldhorn
Nachen fliegt. . . . . }
Dort Jacht und Schut, dort Spanienfahrer liegt.
Segel ziehn! . . . . . }
Fahrt dahin. . . . . } Waldhorn
Nach Cadix und Dublin! — }
Nun Bärchen willst Nüsse?
Geh doch nicht so nah zu den Jungen dort hin!
Stille, Stille! die Mädchen singen und Zephyre
Begleiten ihr Lied. —
Waldhorn. { . . Hört's Geschoss!
. . Königs Schloss.
Drüben Waldeshöhn,
Lieblich anzusehn.
Dort im Felsenthal,
Steht ein Arsenal, }
Auf der Mauer, } Waldhorn.
Steht ein Schauer. }
Sieh Schießschart und Flaggen und Mordgewehr auf Lauer.
Von dem Wall,
Tönt der Knall,
Vom Berg der Wiederhall.

Ich lasse hier ebenfalls nur einige Strophen aus einem Tischlied folgen:

So leben wir in Lust vereint
Bei Bachus jubelndem Getoll.
Bis Tod uns ruft: Nun komm mein Freund!
Dein Stundenglas ist voll.
Du Greis wirf deine Krücke hin!
Und du, du Jüngling hör mein Wort:
Schlag dir dein Mädchen aus dem Sinn,
Du mußt nun mit mir fort.
Denke du, wie man gräbt tief dein Haus,
Nun wohlan! Nimm dein Glas, trink es aus.
Trink noch eins, dito eins, dito zwei, dito drei,
Alles geht bald vorbei.

Du Rothnas' drückst den Hut zur Seit
Und schwenkst den Römer voll und klar,

Wir geben bald dir letzt Geleit:
Dann liegst du auf der Bahr.
Und du erhebst dich vornehm stolz
Mit Band und Stern auf deinen Rock.
Man hobelt schon dein Kleid von Holz,
Den Deckel aus dem Block.
Denke du, wie man gräbt, tief dein Haus!
Nun wohlan, nimm dein Glas, trink es aus.
Trink noch eins, dito eins, dito zwei, dito drei:
Alles geht bald vorbei.

Der du bei Martis Feldposaun
Im blutgen Kleide siegst und würgst.
Und du, der du auf grünen Aun
In Chloris Arm dich birgst.
Und du mit deinem güldnen Buch,
Der Tempel wiederhallet dich.
Du wiegst dein Haupt gelehrt und klug
Führst mit dem Abgrund Krieg.
Denke du, wie man gräbt tief dein Haus!
Nun wohlan, nimm dein Glas, trink es aus.
Trink noch eins, dito eins, dito zwei, dito drei:
Alles geht bald vorbei.

Nach dem heitern Mahl bricht die muntere Gesellschaft auf und durchstreift den Thiergarten und die Stadt. Man macht vor einem Hause Halt, das ein breiter verdeckter Gang balkonartig umgiebt. Da drinnen tanzen vornehme Herrschaften. Bellmann singt und die Begleiter improvisiren mit Hand und Mund die Orchester.

Movitz bring deine Pinnen
Auf hohe Tempelzinnen;
Klang, schlag und schmetter!
Plang, schlag wies Wetter!
Klang, plang, klang, plang.
Du paukest nach Gebühren,
Auf Fenster und Thüren!
Klang, Fräulein schweben,
Plang, Pauken beben!
Klang, Plang, Klang, Plang!

Mädchen, sie wehen sich kühl und fächeln sich warm;
Tromle stolz Allarm;
Höher heb den Arm.
Ha schaue die Schönen in Seide und Flor.
Stolze Herren spazieren im Saale hervor,
Weiße Strümpfe und Schuhe, die knarren was vor.
Prischen klein!
Lächeln fein.
Schön den Arm gebogen,
Drunter'n Hut gezogen
à fin Castor.

* * *

Die Damen lispeln, lächeln,
Sie fröstein und sie fächeln.
Klang, stimm' und fall ein!
Plang, rasselnd schlag drein.
Klang, Plang, Klang, Plang.
Gnad sitzt auf allen Stühlen
Mit mod'schen Gefühlen.
Klang! schwenk den Schlegel!
Plang, nach der Regel!
Comment se trouve ma belle! — Oui fort bien, ma soeur. —
Pauken wirbeln schwer.
Movitz hat Gehör.
Da ist Mandelschnittlein, und Brödelchen sehr!
Grafen mit Gold und blitzendem Hut
Hopsen auf ausländsch vor den Damen schön und gut.
So charmant
So galant.
Machen eine Hirtin
Zu 'ner Art von Gräfin
Für eine Nacht.

Die Nacht ist durchschwärmt, die Genossen zerstreuen sich. Der Sänger rüstet sein Boot und rudert beim Morgengraun vor das Fenster seiner Geliebten. Am Felsengestade bindet er das Fahrzeug fest und sein Lied weckt, ruft und begrüßt das Mädchen.

Auf Amaryllis, träume nicht weiter!
Himmel so heiter,
Luft so frisch.
Regenbogen prahlend
Farbig bestrahlend
Ländig bemalend
Thal, Gebüsch.

Amaryllis, hör mich; günstge Zeichen!
Freude harrt dein in Neptunus Reichen,
Lass den Gott des Schlafes jetzt entweichen
Dir von den Augen, der athmenden Brust.

Komm nun zu fischen. Röckchen und Mieder
Hülle die Glieder!
Frisch herbei.
Boot ist bereitet,
Netz ist gespreitet,
Da hinein gleitet
Hecht und Schlei.

Und mein Liebchen will mir nicht erwachen?
Mich nicht froh durch seine Nähe machen?
Plätschernd treiben schon um unsern Nachen
Lustig Delphin und Sirene ihr Spiel.

* * *

Greife zur Angel. Morgenstern sinkt schon,
Tageslicht winkt schon,
Spute dich.
Machst du mir Wippchen,
Herziges Püppchen?
Wäre mein Liebchen
Bös' auf mich?

Lass uns fahren zu dem seichten Strande,
Oder zu der Bucht am grünen Lande,
Wo sich knüpften unsre Liebesbande,
Darüber Thyrsis sich bitterlich härmt.

* * *

Steig in den Nachen. Zwiegesang schalle,
Liebesgluth walle
Hoch erwarmt!

Sturmwind erhoben
Mag er doch toben,
Wollen ihn loben
Fest umarmt.
Sieh wie herrlich zorn'ge Wellen steigen
Dich am Herzen kann ich's nicht verschweigen:
Dir geb ich wie sterbend mich zu eigen!
Singet, Sirenen, das Leben ist Lust.

Schloss Gripsholm und Erich der XIV.

Der Menschen Frevel wird in Erz gegraben,
In Wasser schreibt man ihre Tugend.
Shakespeare.

Grausend geht immer der Ruf über der Herrscher Untergang.
Tacitus.

Der Sonnenball steigt auf.
Er wandelt ruhig seine Bahn. Die gestern
Noch herrschten, sieht er heute todt, und nicht
Steht stille d'rum der Gang der ehr'nen Zeit.
Ferd. Gregorovius; der Tod des Tiberius.

Bellmann und Erich! der Gegensatz dürfte fast zu grell sein. Dort heitere Trink- und Liebeslieder, gesungen auf den schaukelnden Wellen und im schattigen Thal; hier die Raserei und die Seufzer des Elends und der blutigen Schuld zwischen entsetzlichen Kerkerwänden. Aber das Leben dichtet ja selbst Idyllen und Schicksalstragödien hinter einander weg mit schauerlichem Gleichmuth. Bellmann und Erich sind dabei zwei Persönlichkeiten, an die der Reisende in Schweden zu oft erinnert wird, als dass er in seinem Bericht auch nur den Einen übergehen dürfte. — Ich fuhr nach einer froh durchschwärmten Nacht an einem trüben, regnichten Morgen über den Mälaren nach dem Städtchen Mariefred. Dicht daneben liegt das Schloss Gripsholm. — Es geschah zum erstenmal, dass mich der nordische Himmel verdriesslich ansah. — Das alte Schloss stimmte zum Wetter. — In sehr früher Zeit erbaut, hat es in verschiedenen Jahrhunderten Renovationen und Veränderungen erlebt. Jetzt ist's ein wunderliches Haus ohne Plan, ohne innerlichen Zusammenhang; die Zimmer sind oft eckig und winklig, mehr als es sich gebührt. Es verhält sich zu neuern Gebäuden wie eine knorrige Weide mit oft gestutztem und immer frisch begrüntem Wipfel zu einer schlanken Pappel am Wege. — In die Geschichte

der Wasakönige ist es sonderbar verflochten. — Gustav I. hatte hier eine Kuhpacht; zwei und zwanzig Mägde pflegten ihrer. Er schreibt am 14. Februar 1548 an den Voigt in Småland: „Unsere theuere Hausfrau Margaretha hat es beklagt, dass die Melkkühe, die Sigfried Jonsson nach Gripsholm geschickt, nicht so gut wären, wie sie sollten. Wesshalb ihm ernstlich vorzuhalten, dass wir wenig Gefallen daran haben, dass er nicht mehr achtet, was ihm befohlen. — Gustav hatte übrigens das Schloss von den Baustücken des abgebrochenen Klosters Mariefried ausgebaut. — Von seinen Söhnen saßen hier Johann und Erich Jahre lang gefangen. — Man zeigt noch die Zelle, in der sein Enkel, Johann's Sohn, Sigismund, nachher König von Polen, geboren wurde, und das Fenster, durch das Gustav II. Adolf's Wittwe entsprang, um bei den Dänen Schutz und Freiheit zu suchen. Sie musste eingeschränkt werden und glaubte ihr unbedeutendes Leben bedroht. Auch Königin Christine ist hier geboren. — Gustav III. ließ das Gebäude in seinem und der Zeit Geschmack herstellen. Ein Theater ward eingerichtet. Sein Arbeitszimmer, dessen Fenster wunderschöne Aussichten haben, ziert ein wunderlicher Divan, den er vom türkischen Kaiser geschenkt bekommen haben soll. — Gustav IV. Adolf ist mit seiner Gemalin ebenfalls hier bis zu seiner Abreise aus Schweden gefangen gehalten. — Der jetzige König ließ eben die Zimmer wohnlich einrichten und der Bau war gerade fertig. —

Gripsholm interessirt den Reisenden besonders auch durch eine sehr reichhaltige Sammlung von Portraits. Mit Ausnahme einiger apokryphischen, z. B. des Hunnenkönigs Attila, der heiligen Brigitta, einer Jeanne d'Arc, die eher nach Shakespeare's Heinrich VI. als nach Schiller's Jungfrau von Orleans gemalt scheint u. s. w., sind die Bilder meistens nach dem Leben gemalte, zum Theil sehr brave Originale. Man sieht darunter verschiedene dänische Könige, Christian IV. sogar viermal, Christian II. wenigstens einmal. — Den Audienzsaal, ein großes, düsteres Gemach mit einem schweren, in Eichenholz gearbeiteten

Plafond, ziehen die lebensgroßen Portraits der schwedischen Könige seit Gustav Wasa. — In einem Saal hängen beisammen 74 Brustbilder aller beim Abschluss des westphälischen Friedens thätigen Personen. — Dann wieder die Staatsräthe Carl's XI. und Carl's XII. Die letztern sind von dem deutschen Maler David Klöcker, der in Schweden naturalisirt und als Ehrenstrahl geadelt wurde. Er portraitirte vortrefflich. Man sieht in andern Schlössern auch Jagdstücke und andere große Sachen von ihm, die auch nur durch die gewaltige Lebendigkeit der Geschichte Interesse erregen. Die Staatsräthe bilden eine so ehrenfeste Gesellschaft, dass den schmächtigen, glattwangigen Sohn unserer Zeit ordentlich etwas sklavenhafte Scheu vor ihnen anwandelt. — In einem runden Gemache hat Gustav III. alle regierende Häupter seiner Zeit versammelt. — In einer Fensternische, und wol desshalb ziemlich verblichen, hängt Elisabeth von England. Erich bewarb sich öffentlich um sie, heimlich auch um die Schwester Maria, deren Portrait man in demselben Zimmer sehen kann. Es ist ein Miniaturbild in lebhaften Farben auf braunem Grunde und stellt nur den Kopf mit dem hohen Stuartkragen vor. Das Gesicht hat auch in dem ziemlich dürftigen Abriss viel Liebreiz. Man denkt an den Kalaf, der sich in Turandot's Bildniss verliebt. — Das schreckliche Wort halshugga (enthauptet) darunter wiederholt sich an manchem Bilde und sonderbar sind es vielleicht die schönsten der Sammlung. Anna Bolen's Bild ist schlecht genug gemalt, aber die sanfte Schönheit ihrer Züge nicht verloren gegangen. Marie Antoinette aber mit ihren beiden Kindern lustwandelnd im Garten von Trianon ist ein vortreffliches Bild von Wertmüller, und Carl I. von England von van Dyk in künstlerischer Hinsicht unbestritten die Krone der ganzen Sammlung. — Man könnte aus solchen Gesichtern die Schicksale verstehen lernen, die die Personen trafen. Die Physiognomik ist eine verführerische Sache. Wir müssen uns ja in's Gesicht sehen und von dort heraus kommt auch die Rede, die uns den andern verständlich machen soll. Die Kranioskopie schien mir immer wider die Natur zu

sein. Wenn wir dem Andern an der Form des Schädels und seinen Buckeln ansehen könnten und sollten, was drinnen steckt, so hätte die Natur ihn nicht mit dem bergenden Haarwuchs bedeckt. Die Physiognomik wohnt in uns. Wenn auch nicht alle Seeleneigenschaften, so können wir doch dem Andern leicht am Gesicht ansehen, in welches Verhältniss wir mit ihm treten werden — eines mehren bedarf es im Grunde doch nicht. — Man sieht noch viele Portraits dort, z. B. die Bourbon's von Heinrich IV. an, mehrere Bilder von Catharina II., die ein pomphaftes Weib gewesen sein muss. — Interessant sind auch die hier zum Ehrengedächtniss aufgehängten Bilder berühmter Schweden aus allen Ständen. Mancher Name klingt uns schon unbekannt an's Ohr und das mag Denen zum Trost gereichen, die mit Trauern manches Gesicht oder wol gar das eigne an diesen Wänden vermissen. Wer nicht ganz der Unsterblichkeit sicher ist, der wird am Besten nicht aufgehängt. Ein vergessenes Portrait ist abscheulich, es müsste denn ein hübsches Mädchengesicht sein, wie man sie hier zahlreich findet. Aber in der Schwedengalerie hängt Torstenson, Linné, Oxenstyerna, Rudbeck, Polhem, Horn, Bellmann, Swedenborg, der Bauer Olof Hakonsson, der achtmal Sprecher seines Standes war, Barbara Stigsdotter, die dem flüchtigen Wasa forthalf, den ihr eigener Mann an die Dänen verrathen wollte, und viele andere. — Auch Pferde hat man in den Vorhallen und Korridoren abgemalt. Die andern Raritäten des Schlosses sind nicht von Bedeutung. —

In einem von den 3 rundgekuppelten Thürmen des Schlosses zeigt man das Gefängniß Johanns und darüber das des unglücklichen Erich. Jenes ist ein bequemes Zimmer mit holzgetäfelten Wänden und für jene Zeit zierlich genug. Wie Erich aber in diesem, etwa 6 Ellen im Gevierte messenden Käficht das Leben behielt, ist unbegreiflich. Die Wände sind nackte Ziegel, die fensterlosen, schmalen Lichtöffnungen vergittert. In der Thür ist ein dreieckiges Loch, durch das man dem entthronten Könige seine Speise reichte. Um das Gemach führt in der Thurmmauer



ein gewölbter Gang mit eingeschnittenen Oeffnungen nach dem Kerker. Hier umkreiste, von hier aus beobachtete die Wache den Eingesperrten. Man könnte ein Monodrama davon machen, wie Erich an der Nische lehnt und das kleine Stück des Himmels ansieht, das seine Aussicht war. Sein ganzes wüstes Leben, alle tollen Pläne seines Geistes, alle Schauderthaten seines Irrsinns gehen wie verkörpert an ihm vorüber. Der eintönige Schritt seiner Wächter ist Alles, was er von der Welt da draußen hört. Die Zukunft bietet ihm nichts mehr als den längst in den Sternen gelesenen Tod durch Gift von der Hand des blond gelockten Bruders. —

Ich habe Erich's Geschichte nach Geijer hier aufgeschrieben, um durch ein Beispiel zu zeigen, wie lebendig die schwedische Geschichte jetzt behandelt wird. Man denkt an die historischen Dramen Shakespeares. Redend, schreibend, handelnd treten die Gestalten aus dem Rahmen der Darstellung heraus wie die Figuren auf einem guten Gemälde. Geijer hat die ihm eröffneten Archive des Königshauses als Historiker benutzt und seine Resultate als Künstler vor unser Auge gebracht. — Um den schwedischen Nationalcharakter zu erfassen, dazu ist Erich wenig geeignet. Daß sich soviel Denkmale seines Lebens in Schweden vorfinden, daß man von den Inländern selbst so oft an ihn erinnert wird, zeigt eben, daß er in Schweden selbst eine befremdliche Erscheinung ist. — Will man den Schweden begreifen, so sammele man die Züge aus dem Leben anderer Männer. Dann wird man verstehen, was man in Deutschland mit dem Ausdruck „Du alter Schwede!“ eigentlich meint. Birger Jare, Gustav I. Wasa, Gustav II. Adolf, Christian, Carl XII., Linné, Bellmann, Sergel, Polhem, Wahlenberg, Graf Platen, Hörberg, Byström, Geijer und mancher andere, das sind, wenn freilich zum Theil auch einseitige, Repräsentanten des specifisch schwedischen Charakters.

Im hehren Argonautenkreise
War Jeder brav nach seiner Weise,
Und nach der Kraft, die ihn beseelte,
Konnt er genügen, wo's dem andern fehlte.

An Erich findet selbst der Philosoph wenig. Der Wahnwitz ist unbegreiflich, an ihm denkt sich der gesundeste Verstand zu Schanden. Desshalb ist auch für die Dichtkunst wenig von ihm zu erwarten; dichten und denken sind doch wol verwandt. Schicksalstragödien könnte man daraus machen, aber sie sind aus der Mode gekommen, und um einen zweiten Lear zu schreiben, fehlt es an dem zweiten Shakespeare. Einzelne Personen, die in seiner Geschichte auftreten, handelnd und duldend, erwecken Mitleid, andere Abscheu; aber Erich selber sehen wir mit stummem und dummem Staunen an. Das ist aber nichts weniger als eine poetische Empfindung. Selbst Schloss Gripsholm begreifen wir viel zu wenig, weil uns aus allen Ecken das Gespenst angrinst. —

Um den Streit unter Gustav's Söhnen und Erich's blutiges Misstrauen gegen die Familie Sture zu verstehen, müssen wir in der Geschichte etwas zurückgehen. — Schon 1526, als der Rath den König Gustav I. anging, sich eine Gemalin zu wählen, wurde seinem erstgebornen Sohn die Thronfolge, den übrigen reiches Lehn verheissen. Gustav vermälte sich 1532 mit Katharina, Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen-Lauenburg, Schwester der Königin von Dänemark, und 1533 am 13. Dezember ward Erich geboren. Seine Mutter starb zwei Jahre später plötzlich. Die Ehe war nicht die glücklichste gewesen und die launenhafte Gemüthsart hatte sie auf ihren Sohn vererbt. Gustav wählte nun 1536 ein Landeskind Margaretha Lejonhufvud, Tochter eines im Stockholmer-Blutbade enthaupteten Reichrathes. Sie war früher mit Swante Sture verlobt, mit demselben, dem die Gegner des Wasastammes bei der Vertreibung der Dänen vergeblich die Krone antrugen. Sture ward auf Margaretha's Bitte mit ihrer zweiten Schwester Marthe vermält. Beide Ehen waren sehr glücklich. Margaretha's ältester Sohn Johann war des Vaters Liebling. Er stellte ihn und Erich 1540 dem Rathe feierlich vor und liess beide als Erben des Reichs anerkennen. Erich empfing 1544 zu Westerås, wo

er später sein trauriges Grab fand, die Huldigung als Kronprinz. Ein heftiger Donner begleitete die Feierlichkeit und ein sehr glänzender Regenbogen erschien. — Gustav legte auf diese „Testamentsordnung" viel Gewicht und ward dabei nicht von bloss persönlichen Rücksichten auf sein Haus geleitet. Er brachte im Grunde seine Familie zum Opfer. Er musste den drohenden Bruderzwist voraussehen, er hatte geschwankt, ob er Erich in's Gefängniss oder auf den Thron setzen sollte. Nun machte er den einen Sohn zum Könige, die andern zu mächtigen Herren mit nicht recht ausgesprochener Selbständigkeit. Einem Könige gegenüber waren die unruhigen Grossen leicht geneigt, sich der Fremdherrschaft in die Arme zu werfen, die für Schweden nur verderblich sein konnte. Die Herzoge waren allein mächtig genug, der Willkühr des herrschenden Bruders Schranken zu setzen und nöthigenfalls die kleinen Grossen in Banden zu halten. —

Johann und Erich zankten schon als Knaben. Erst galt's ein Spielwerk, später Lehen, endlich das Leben. Ihr Zwist machte dem alternden Könige viel Sorge. Seine alten Freunde starben vor ihm dahin, er fühlte sich einsam. 1551 starb seine geliebte Margaretha. Er vermälte sich wider den Wunsch der Geistlichkeit mit deren Schwiegertochter Catharina Stenbock. Auch diese Ehe war glücklich; aber so wie Margaretha wusste ihn Niemand mehr zu behandeln und — zu lieben. — In Erich entfaltete sich die Wunderlichkeit der Mutter und das heftige Wesen des Vaters immer deutlicher. Alle glänzenden Eigenschaften seines Geistes wurden dadurch verdunkelt. Seine ausgezeichnete Erziehung diente nur dazu, seiner Neigung Nahrung zu geben. — Er bekam 1557 Schloss Kronoberg bei Kalmar sammt Dependenzen. Er nahm dem Adel dort den Eid in seinem Namen ab und — Gustav I. umgab sich mit einer deutschen Leibwache. Doch zeugen ihre Briefe von wechselseitigem Vertrauen in Regierungsangelegenheiten, wenn das persönliche Vernehmen auch manche Störung litt. Die Briefe des alten Königs sind oft rührend. Bald tadelt er ihn freundlich und väterlich, dass er die Rechnungen nicht richtig abgeschlossen, dass er das Volk zu

sehr belaste. Dann beschwert sich der König, daß ihm sein Sohn auftrage für seine Diener Kleider beim Schneider zu bestellen, daß er vom Zeugmeister Harnische fordere zu einem Schauspiel. „Willst Du“, sagte er, „ein Schauspiel haben, so magst Du mit unsern Reitern Heerschau halten. — Ein andrer Vorfall beunruhigte den König noch mehr und Erich's unkluges Benehmen dabei preßte ihm Thränen aus, als er darüber mit Margarethen sprach. In Waldstena entdeckte der Herzog ein Liebesverständniß zwischen seiner Schwester Cecilie und dem Grafen Johann von Ostfriesland und ließ den Liebhaber bei Nacht im Schlafzimmer der Prinzessin gefangen nehmen. Gustav klagte, daß man ihn zu Rathe zöge wie den Schnitter nach abgemähtem Acker. Er drohte dem Grafen den Tod und gab ihn erst nach längerer Haft auf dringendes Ersuchen auswärtiger Fürsten frei. Erich ließ, um den Ruf seiner Schwester zu reinigen, eine Medaille schlagen, auf der ihr Bildniß neben dem der keuschen Susanna zu sehen war. Ceciliens späteres Leben entsprach diesem ersten Abenteuer. Sie starb 87 Jahr alt, katholisch, nach einem aus- und umherschweifenden Leben. — Der Briefwechsel Gustav's mit seinem Sohn in dieser ärgerlichen Angelegenheit ist charakteristisch. Erich gab auf des Vaters Vorwürfe trotzig zu verstehen, daß man an Herzöge nicht schreibe wie an Vögte. Gustav's Antwort lautet: „Lieber Sohn Erich. Du schickst uns mancherlei Schreiben; mit welcher Freude wir sie lesen können, weiß Gott der Allmächtige. Um Christi Tod und Leiden und um unserer Liebe und des Gehorsams willen, den fromme Kinder gegen ihre Eltern haben sollen, laß doch ab von einem solchen Martyrium, womit Du uns, Deinen armen, alten Vater, belästigst und plagst.“.

Mit Johann scheint Erich damals gegen den Vater Parthei gemacht zu haben, vielleicht war es auch Eigennutz, was den Herzog Johann bewog, seine Heirathspläne in England zu unterstützen.

Erich hielt in Kalmar ein wildes und ausschweifendes Hoflager. Bei seinen Spielen waren ausgestochene Augen und

abgehauene Arme und gebrochne Beine nichts Ungewöhnliches. Er lachte darüber. In seiner Umgebung sieht man jetzt schon jenen verruchten Jöran Persson, der später sein Mephisto wurde. Persson war früher in Gustav's Diensten gewesen, soll aber dann wegen gemeiner Verbrechen zum Tode verurtheilt worden sein. Er lebte in der Verbannung. Er war eines Priesters Sohn aus Sala und hatte in Wittenberg studirt. Er pflegte hart über König Gustav zu urtheilen, wesshalb ihn einst der alte Björn Pederson Bât schalt: „Ihr thut Unrecht und macht's wie ein Hund, der den Mond anbellt. Flecken hat der alte Herr wol auch, aber er ist ein Meisterstück Gottes." — Unter den französischen Herren an Erich's Hofe war Denis Burrey (gewöhnlich Dionysior Beurreus genannt) ein eifriger Kalvinist. Er nährte den Plan Erich's, sich mit der damals noch nicht gekrönten Elisabeth zu vermälen. Er ging zu dem Ende selbst nach England, blieb auch sehr lange da. „Weil ihm die Luft da besser zusagt!" sagte Gustav, der das Thörichte dieser Bewerbung einsah. Johann warb auch persönlich für den Bruder, der ihn dafür in Liefland unterstützte. Erich wollte auch selbst hin, bald verkleidet, bald in voller Königspracht. Gustav klagt, dass das thörichte Wesen sehr viel Geld koste. — Die Unternehmung in Liefland ist für Schwedens gegenwärtige Lage von Wichtigkeit und auch für die nachherigen Streitigkeiten der Söhne Gustav's bedeutsam. Ich kann sie hier übergehen. — Elisabeth schrieb endlich gegen ihre Gewohnheit ziemlich deutlich. Erich erklärt die Wendung für einen Scherz. Gustav führt die lateinischen Worte des Briefes an, „durch welche die Sache füglich und schicklich abgeschlagen sei." — Zum Aerger des Königs, behauptet Erich, derselbe habe das Lateinische nicht verstanden. Gustav fühlte sich schwach, er trat seine Regierung an Erich ab, hielt am 25. Juni 1560 seine Abschiedsrede vor dem Reichstage in Gegenwart seiner Söhne, von denen Karl, der einzige ihm Aehnliche, noch ein Kind war. Er dankte, dass man ihn zu einem Stammvater schwedischer Könige gemacht habe und legte sich bald darauf auf sein Sterbebette. Erich

wollte nun nach England, doch scheint's ihm nur darauf angekommen zu sein, unter diesem Vorwande eine Macht zu sammeln. Als die Nachricht vom Tode Gustav's am 29. September 1560 ihn in Elfsborg ereilte, kam er schnell nach Stockholm, trat die Regierung an und bestattete den Vater am 21. Dezember in Upsala. Es ist mir ordentlich bange, daß der alte Schwede von der Bühne meiner Erzählung abgetreten. —

Erich erbte das Reich in blühendem Wohlstande, ein friedliches Verhältniß mit den Nachbaren, eine volle Schatzkammer und das jungen Fürsten stets entgegenkommende Wohlwollen des Volkes. Er war 27 Jahr alt, wohlgestaltet wie alle Kinder Gustav's, mehr von angenehmem als von hohem Körperbau. Meister in allen Leibesübungen, hielt man ihn auch für einen tüchtigen Soldaten. In Red und Antwort zeigte er sich sanft und freundlich; in der Behandlung von Geschäften zeigte er Scharfsinn und seine Rednergabe war bedeutend; er kannte mehre Sprachen, man hat Schriften von ihm in der lateinischen und schwedischen, darunter ein Buch über Astrologie, in der Beurreus sein Lehrer gewesen war. Er portraitirte, dichtete und komponirte. „Es war die Fruchtbarkeit, unter der die Lava glüht." Man bewahrt in Skokloster einige Liebeslieder an seine Karin auf.

Johann war 23 Jahr alt. Seine Gestalt war schön und schlank, er hatte den Ausdruck der Güte in seinem Wesen. Die durchblickende Ehrsucht gab ihm keine Kraft. Wenn seine Geberden und Worte hochherzig waren, so hatte er doch ein furchtsames Herz. Darin glich ihm Erich und beide Brüder haben sich mit dieser Angst verfolgt. Hohen Muth hatte nur der 10jährige Karl. Er bewies ihn schon als Jüngling unter den Mauern von Warberg.

Höfliche Worte verhüllten anfangs den Groll der Brüder. Doch fordert Johann bald nach Gustav's Tode eine ordentliche Theilung der baaren Hinterlassenschaft; er erbietet sich zu einer Zusammenkunft mit Erich, der sie ihm abschlägt: „Wir bitten, daß Euer Liebden uns für diese Zeit brüderlich verschonen und

für uns selber lassen.“ — Adel und Volk war für Erich
es gelang ihm, die Rechte seiner Brüder zu beschränken.
seiner Krönung ließ er auch die neu ernannten Adligen
fen und Freiherren krönen und ein Herold rief wol mit
ug auf die Herzöge aus, dass das Volk sich nicht von der
heit der Kronen möge irren lassen, da nur die eine könig-
von Gott, die übrigen vom Könige verliehen seien. —
Die ersten Regierungshandlungen Erich's zeugen von gutem
len, Einsicht und Geschick. Er versuchte auch eine geordnete
tspflege einzuführen. Gustav hatte, wenn die Vögte nicht
z werden konnten, jede Sache unmittelbar und nach seinem
den Menschenverstande entschieden. Erich sah die Gefahr
patriarchalischen Verfahrens und suchte ihm abzuhelfen. —
Seine unstäten Heirathspläne hatten während der Zeit
Fortgang und verschlangen ungeheure Summen. — Er
t an Elisabeth 18 scheckige Pferde und mehre Kisten ge-
ten Goldes und Silbers. Er sendete Schneider und Perlen-
voraus und setzte den englischen Hof in Verlegenheit, als
529 wirklich aufbrach. Doch fragt er vorher den Reichs-
an, ob es nicht dienlich sei, auch noch andere Unterhand-
n anzuknüpfen; er sendet einen Vertrauten nach Schott-
ob Maria wirklich so schön sei. Später ging Peder
wirklich als Brautwerber dahin ab. Dem Gesandten
stjerna giebt er den Befehl, den englischen Rath zu be-
und den Grafen Leicester, und sollte es auch zehntausend
kosten, umzubringen. Früher hatte er denselben vergeblich
Zweikampf herausgefordert. Zu gleicher Zeit hält er um
von Lothringen, Christian II. Enkelin an, bricht die
ndlung mit ihr ab, um sich mit Christina von Hessen
h zu verloben. Nach England schreibt er, dass dies Alles
chein sei. Der Brief ward aufgefangen und das Projekt
en zerschlug sich. Erich giebt aber seinen Geschäftsträgern
fehl, sich weiter in Deutschland umzusehen. Dabei giebt
ganz genaues Signalement, wie die Braut aussehen
Fände sich solch eine Prinzessin, so müsse man sie auf

der Ueberfahrt vor Nachstellungen durch Gift hüten. Doch wäre es wünschenswerth für seinen eigenen Gebrauch einige Giftmischer zu engagiren. Zu der Reise nach England ließ er sich mehr als hundert herrliche Kleider machen. Man erstaunte was für Kisten voll Perlen, Edelgesteinen u. s. w. zu seiner Krönung verschrieben wurden. Auch seltsame Thiere, z. B. Löwen und Auerochsen wollte er haben, daneben zweihundert Kaninchen. Von seinem Baumeister Påfvel ließ er auf sein Schloss in Upsala einen Vogelkäficht von Kupferdrath setzen. Das Geld war nun bald am Ende. 1651 bat er seinen Bruder Johann um einen Vorschuss, bis das vorräthige Silber würde gemünzt sein.

Johann erinnert dagegen an die rücksichtlich Lieflands gemachten Versprechungen. Erich besetzte einige Plätze, aber für eigne Rechnung und war auch nur Anfangs für Johanns Vermälung mit der polnischen Prinzessin Katharina Jagellonika, die er eigentlich selbst zu heirathen Lust hatte. Später versprach er sie dem Czar auszuliefern. Unter den geheim gehaltenen Punkten der Ehestandsakte zwischen Johann und Catharina war vermuthlich auch der, dass Johann sich von nun an als selbständiger Fürst benehmen würde. Als Johann mit seiner Gemahlin in Finnland ankam, erließ Erich an ihn den Befehl, sich in Stockholm wegen Hochverraths vor Gericht zu stellen und forderte die Edelleute Finnlands auf, sich für den Krieg Schwedens gegen Polen zu rüsten. Johann ließ die Gesandten des Königs verhaften, nahm den Eid der Vasallen für sich an, rüstete sich und ward in Stockholm als Aufruhrstifter zum Tode verurtheilt, „wenn der König nicht wolle Gnade für Recht ergehen lassen.“ Johanns Unternehmen misslang. Die gehoffte Hilfe von Preußen und Polen blieb aus. Er ward in Abo eingeschlossen und musste sich an Erichs Heerführer ergeben. Er ward in Schweden in des Königs Abwesenheit von Persson mit einer Strafrede empfangen. Man versuchte Katharina von ihm zu trennen und machte ihr glänzende Anerbietungen. Sie wies einfach auf ihren Trauring, auf dem die Worte standen: „Nichts als der Tod!“ — Der Herzog musste auf dem Verdeck eines

uns für uns selber lassen." — Adel und Volk war für Erich und es gelang ihm, die Rechte seiner Brüder zu beschränken. Bei seiner Krönung ließ er auch die neu ernannten Adligen Grafen und Freiherren krönen und ein Herold rief wol mit Bezug auf die Herzöge aus, dass das Volk sich nicht von der Vielheit der Kronen möge irren lassen, da nur die eine königliche von Gott, die übrigen vom Könige verliehen seien. —

Die ersten Regierungshandlungen Erich's zeugen von gutem Willen, Einsicht und Geschick. Er versuchte auch eine geordnete Rechtspflege einzuführen. Gustav hatte, wenn die Vögte nicht fertig werden konnten, jede Sache unmittelbar und nach seinem gesunden Menschenverstande entschieden. Erich sah die Gefahr dieses patriarchalischen Verfahrens und suchte ihm abzuhelfen. —

Seine unstäten Heirathspläne hatten während der Zeit ihren Fortgang und verschlangen ungeheure Summen. — Er sendet an Elisabeth 18 scheckige Pferde und mehre Kisten gemünzten Goldes und Silbers. Er sendete Schneider und Perlensticker voraus und setzte den englischen Hof in Verlegenheit, als er 1529 wirklich aufbrach. Doch fragt er vorher den Reichsrath an, ob es nicht dienlich sei, auch noch andere Unterhandlungen anzuknüpfen; er sendet einen Vertrauten nach Schottland, ob Maria wirklich so schön sei. Später ging Peder Brahe wirklich als Brautwerber dahin ab. Dem Gesandten Gyllenstjerna giebt er den Befehl, den englischen Rath zu bestechen und den Grafen Leicester, und sollte es auch zehntausend Thaler kosten, umzubringen. Früher hatte er denselben vergeblich zum Zweikampf herausgefordert. Zu gleicher Zeit hält er um Renata von Lothringen, Christian II. Enkelin an, bricht die Verhandlung mit ihr ab, um sich mit Christina von Hessen förmlich zu verloben. Nach England schreibt er, dass dies Alles nur Schein sei. Der Brief ward aufgefangen und das Projekt in Hessen zerschlug sich. Erich giebt aber seinen Geschäftsträgern den Befehl, sich weiter in Deutschland umzusehen. Dabei giebt er ein ganz genaues Signalement, wie die Braut aussehen müsste. Fände sich solch eine Prinzessin, so müsse man sie auf

der Ueberfahrt vor Nachstellungen durch Gift hüten. Doch wäre es wünschenswerth für seinen eigenen Gebrauch einige Giftmischer zu engagiren. Zu der Reise nach England ließ er sich mehr als hundert herrliche Kleider machen. Man erstaunte was für Kisten voll Perlen, Edelgesteinen u. s. w. zu seiner Krönung verschrieben wurden. Auch seltsame Thiere, z. B. Löwen und Auerochsen wollte er haben, daneben zweihundert Kaninchen. Von seinem Baumeister Påfvel ließ er auf sein Schloss in Upsala einen Vogelkäfich von Kupferdrath setzen. Das Geld war nun bald am Ende. 1651 bat er seinen Bruder Johann um einen Vorschuss, bis das vorräthige Silber würde gemünzt sein.

Johann erinnert dagegen an die rücksichtlich Lieflands gemachten Versprechungen. Erich besetzte einige Plätze, aber für eigne Rechnung und war auch nur Anfangs für Johanns Vermälung mit der polnischen Prinzessin Katharina Jagellonika, die er eigentlich selbst zu heirathen Lust hatte. Später versprach er sie dem Czar auszuliefern. Unter den geheim gehaltenen Punkten der Ehestandsakte zwischen Johann und Catharina war vermuthlich auch der, dass Johann sich von nun an als selbständiger Fürst benehmen würde. Als Johann mit seiner Gemahlin in Finnland ankam, erließ Erich an ihn den Befehl, sich in Stockholm wegen Hochverraths vor Gericht zu stellen und forderte die Edelleute Finnlands auf, sich für den Krieg Schwedens gegen Polen zu rüsten. Johann ließ die Gesandten des Königs verhaften, nahm den Eid der Vasallen für sich an, rüstete sich und ward in Stockholm als Aufruhrstifter zum Tode verurtheilt, „wenn der König nicht wolle Gnade für Recht ergehen lassen." Johanns Unternehmen misslang. Die gehoffte Hilfe von Preußen und Polen blieb aus. Er ward in Abo eingeschlossen und musste sich an Erichs Heerführer ergeben. Er ward in Schweden in des Königs Abwesenheit von Persson mit einer Strafrede empfangen. Man versuchte Katharina von ihm zu trennen und machte ihr glänzende Anerbietungen. Sie wies einfach auf ihren Trauring, auf dem die Worte standen: „Nichts als der Tod!" — Der Herzog musste auf dem Verdeck eines

Schiffs nach Stockholm fahren, wo die Leichen seiner Anhänger am Galgenrad hingen. — Erich wagte sich nicht an das Leben seines Bruders. Er suchte indessen des Herzog Magnus Unterschrift für das Todesurtheil zu bekommen. Magnus weigerte sich und ward bald nach diesem Briefwechsel, vielleicht durch ihn wahnsinnig. Es war ein eigner Fluch, der über dem Hause Wasa waltete. —

Johann wurde mit seiner Frau in Gripsholm bewahrt aber gut gehalten. Der Schlossvogt ward bestraft, weil er es an dem nöthigen Wein hatte fehlen lassen, „so dass sie zur Wasserkanne gehen müssen." Auch Bücher wurden ihm zugeschickt. Die Fürstin durfte unter Begleitung im Garten lustwandeln. —

Erich war im Ganzen noch immer beliebt. Indessen hatte er nun doch die Familien gegen sich, denen Johanns Mutter angehört hatte. Die Männer, die sein krankhafter Argwohn verfolgte, waren offen und edel, und dem legitimen Könige von Gottes wegen ergeben. Aber die Brut, welche den König umgab, sonderte ihn immer schroffer von Adel und Volk. Es ward ein Spionir- und Angebersystem eingerichtet, das an die Zeit der römischen Kaiser erinnerte. Dem Angeber wurde anfangs „ein ehrliches Geschenk", später das halbe Vermögen des Ueberführten zugesichert. Es finden sich Instruktionen, an denen Erich überhaupt sehr fruchtbar war, für die Provinzen, dass hochgestellte, reiche Männer von besoldeten Spähern umgeben werden sollten. Zwar warnt Erich den Gerichtshof, „des Königs Nämnd" vor einem leichtsinnigen Verfahren in Halssachen. Doch waren allein 1563 fünfzig politische Verbrecher verurtheilt, wenn vielleicht auch nicht alle hingerichtet. Göran war „der Königlichen Majestät Prokurator und Sekretair, und trat als Kläger auf. Ward er ja einmal abgewiesen, so glückte es ihm zum zweitenmale meistens besser. — Um von vielen Beispielen nur zwei anzuführen, so wurde 1566 ein Stallknecht gehangen, weil er — das schwedische Wappen verkehrt auf eine Thür gemalt hatte und 1567 ein Kammerschreiber, wegen der Aeu-

ſerung, daſſ der König Inſtruktionen erlaſſe, denen kein Menſch nachkommen könne. —.

Ein Krieg, den er damals mit den Dänen führte, verlief nicht zum glücklichſten. Der Hauptgrund war des Königs Miſſtrauen gegen die Führer, mit denen er oft wechſelte, deren Operationen er oft durch widerſinnige Befehle durchkreuzte. — Die Art der damaligen Kriegführung ſchildert uns am beſten ein Brief Erichs an das geſammte Reich. Calmar 15. Sept. 1564. Nach einigen Prahlereien allgemeiner Art, berichtet er: „Die Bauern in Bleckingen waren ſo erbittert, daſſ ſie die vereinzelten ſchwediſchen Soldaten mit Harniſch und Waffen an den Bäumen aufhängten. Da befahl der König, daſſ zwiſchen Lyckeby und Rottneby Alles niedergemacht und verbrannt würde. Dazu gab ihn Gott ſo viel Gnade, daſſ bei tauſend Menſchen auf dem Wege und in den Wäldern erſchlagen wurden. Die Beſatzung von Rottneby antwortete ſpöttiſch auf die Forderung der Uebergabe, dafür iſt auch nach der Eroberung ein ſolches Blutbad angerichtet, daſſ alles Waſſer im Strom roth gefärbt wurde. Bei zweitauſend Männer wurden erſchlagen, die Weiber und Kinder haben außerdem noch alle ſterben müſſen, als ganz zuletzt auch die Finnen eindrangen. Größere Beute iſt nie gemacht worden, obwol vieles mit der Stadt verbrannte. — Nachdem er Bleckingen mit Feuer und Schwert verwüſtet hatte, ſo daſſ „bloß noch einige wenige Bauern ſich in Bleckingen fanden, die demüthigſt um Schutz baten“, hielt er einen Triumphzug in Stockholm. — Es folgte dem Heere ein beſonderer Brandmeiſter, ohne deſſen Befehl weder Brand noch Schatzung vorgenommen werden ſollte. Bengt Svenske wurde 1567 zum Tode verurtheilt, weil er in Norwegen gegen den Befehl „nicht geſengt,“ ſondern gebrandſchatzt hatte. — Die Kriege koſteten viel Mannſchaft. 1568 ward Clas Hwitt, Paſtor in Söderköping von Weibern zu Grabe getragen, weil die Gegend ganz entmännert war. — Man ſchadete ſich nur durch Plünderungszüge. Einer Schlacht muſſ ich erwähnen. Bei Svarterå in Holland ward Daniel Ranzow von einer viel geringern Anzahl Dä-

nen besiegt. Er schob die Schuld auf Nils Sture, den Obersten der königlichen Leibfahne, der die deutschen Reiter kommandirte. An Nils selber schrieb Ranzow: „Was ich an diesem Tage von den ritterlichen Thaten Eurer Herrlichkeit gesehen habe und vernommen, werde ich zu keiner Zeit nicht verschweigen.“ —

Wir stehen nun an der eigentlichen Katastrophe des Trauerspiels. Erich nennt in seinem astrologischen Journal 1567 sein Unglücksjahr. — Das Haus Sture war damals das mächtigste nach dem königlichen. Das gegenwärtige Haupt war Svante Sture, dessen ich schon früher erwähnte. Er hatte die unzweideutigsten Beweise von Treue gegeben. Von seinen 5 Söhnen waren 2 noch Kinder: sie überlebten den Sturz ihrer Familie. Ein Sohn war früher ruhmvoll in der Schlacht gefallen. Nils war früher Erich's Günstling, bis die Sterne vor einem Menschen mit blonden Haaren warnten und sowol bei Nils, als auch bei Johann traf das Zeichen zu. Nach der Schlacht bei Svarterå nahm ihn der König gnädig auf, sendete ihn aber nach Westergottland und gab ihm eine von den Instruktionen mit, die in den allermeisten Fällen den Empfängern zum Verderben wurden. Er sollte die deutschen Reiter lieber niederhauen als entkommen lassen und er sollte die Umgegend der Festung Worberg verwüsten, deren Bewohner sich weigerten, beim Schanzen zu helfen. — Zurückgekehrt ward Nils vor Gericht gestellt. Er hatte nicht die nöthige Strenge geübt. Ein Theil der Reiter war zum Feinde übergegangen, vier und dreißig hatten eine Räuberbande gestiftet und waren erst nach manch grausamer Gewaltthat hingerichtet. Nils ward zum Tode verurtheilt. Der König begnadigte ihn, doch musste der ritterliche Jüngling auf einem schlechten Gaul mit theerbestrichenem Strohkranz um's Haupt durch die Straßen ziehn. Der Henker führte das Pferd und rief: „Seht einen Reichsverräther!“ — Die Soldaten äußerten laut ihr Missfallen und riefen, dass er sich als biederer Schwede gegen den Feind gehalten habe. — In einem Anfall von Furcht schenkte ihm Ehrich wieder seine Gunst, verbot bei Lebensstrafe des Vorgefallenen zu erwähnen und

sandte ihn eilig an die Prinzessin Renata von Lothringen. Ueber die erlittene Schmach schrieb Nils an seine Eltern: „Ich trank einen Trunk in Stockholm, der Sinne, Freude und all meine Wohlfahrt hier in der Welt verzehrt“ und über die Sühne seiner Ehre: „Ich hoffe mich einmal mit anderem, als Brief und Siegel vertheidigen zu können.“ Es war wol wirklich die Absicht der Sture's an Göran und dessen Anhängern Rache zu üben; dass sie bis an den König gehen wollten, haben sie einstimmig und beharrlich geleuguet. Wäre es ihre Absicht gewesen, Erich vom Thron zu stoßen, so gab er ihnen später dazu die Gelegenheit und die Mittel selbst in die Hände, was sie nicht missbrauchten. —

Zum ersten Mai sollte der Reichstag zusammentreten, zu dem Erich diesmal auch den Adel einlud. Er pflegte das wol nicht immer zu thun. An die Herren, deren Untergang es galt, wurde besonders dringend und höflich geschrieben. Die meisten stellen sich ein. Erst Erich Sture, dann Abraham Gustavson Steinbock, Sten Axelsson Baner, Iwan Iwarsson zu Strömstadt, Sten Erichsson Lejonhufoud und zuletzt der alte Graf Svante Sture, der in Telge vorher das Abendmal nahm, da er hörte, Alle die Genannten wären in Svartsjö gefangen. Selbst Svante's Gattin, die ihren Sohn zu sehen herbeigeeilt war, hatte man gefangen gesetzt. — Unterdessen hatte Erich durch Trommelschlag in Stockholm verkünden lassen, dass eine gräßliche Verschwörung gegen König und Reich entdeckt sei und dass der Reichstag desshalb nach Upsala verlegt werde. — Der Prozess auf Svantsjö ist in Dunkel gehüllt. Man kann auf die Anklage nur aus dem Urtheil schließen, das später Göran von den Ständen unterschreiben ließ. Das Verfahren war ein Gewebe von nichtswürdigen Ränken. Die Zeugenaussagen ohne Kraft und Zusammenhang. Unglaubwürdige Menschen erzählten zum Theil nur von Hörensagen her allerlei zweideutige Aussprüche; Bedientengeschwätz und Aehnliches sollte die Lücken füllen. Um etwas Dokumentartiges zu haben, musste Steenbock im Kerker einen Brief nach Deutschland schreiben, in dem er Waffen bestellte und sich auf früher besprochene Pläne bezog.

Da die Folter den Ritter nicht schreckte, so brachte ihm Göran einen eigenhändigen Befehl des Königs, dem sich Steenbock fügte und der sich später in den Kleidern des Ermordeten fand. Ein anderer noch vorhandener Brief sollte an Nils Sture gerichtet sein, bezog sich aber auf einen Scherz und war an ein Fräulein gerichtet, dem man den Namen Fähnrich gegeben hatte, weil sie bei einem Fest eine Fahne im Saal herumgetragen hatte. — Die Gefangenen wurden von Svantsjö, einem Inselschloss, nach Upsala gebracht und Erich folgte. Schon scheute man ihn. Er beschwert sich bitter, dass ihn bei Flötsund alle seine Diener verlassen hätten und dass er einsam zu Fuß angekommen und nur von dem Erzbischof Laurentius Petri und dem Reichskanzler Nils Gyllenstjerna empfangen sei. — Er sollte am Pfingstmontage den 19. Mai die Stände begrüßen. Er hatte Tags zuvor ungewöhnlich viel Wein getrunken, fand die zu dem Zweck ausgearbeitete Rede nicht und klagt, dass er ohne Vorbereitung sprechen müsse. Er verbreitete sich über die Verschwörung, berief sich auf das Zeugenverhör, las den Steenbockschen Brief vor, fand aber eine nicht mehr zweifelhafte Stimmung vor. Einige murrten gegen seine Härte, die Priester verweigerten jede Verurtheilung, Viele riefen, dass die Männer sich gut vertheidigt hätten. Selbst aufrührerische Reden hörte man. Der Lärm wuchs und — Erich löste die Versammlung auf. Er überließ Göran und Beurreus die weitere Verhandlung. Schwankend in seinen Entschlüssen und von den verschiedensten Gemüthsbewegungen hin und her geworfen, empfing er am 21. Mai den Nils Sture, der ihm das Jawort der lothringischen Prinzessin brachte und gleich nach abgestattetem Bericht in's Gefängniß geschickt wurde. Am folgenden Tage erhielt Graf Svante einen Brief vom Könige, wie böse Menschen ihn schwer beschuldigt hätten und dass sich doch hoffentlich Alles aufklären würde. Jedenfalls sollten weder Er noch seine Söhne an Leben und Ehre geschädigt werden.

Es war am 24sten Mai des Abends, — am Mittage soll der König den Sten Lejonhufoud und Svante Sture besucht

und ihnen die Freiheit unter Versicherungen seiner Reue versprochen haben, — als man den König nach einem Spaziergange mit Petrus Caroli, dem Ordinarius von Kalmar, höchst aufgeregt in's Schloss zurückkommen sah. Man hatte ihm so eben die falsche Nachricht gebracht, dass Herzog Johann losgekommen sei und einen Aufruhr angefangen habe. Er stürzte mit dem bloßen Dolch in der Hand in Nils Sture's Kerker. Es wird noch ein gewölbtes Gemach im Schloss als Schauplatz der Gräuel gezeigt. Nils lag der Sage nach angekleidet auf dem Ruhebett und las in seinem Gebetbuch. Erich stürzte auf ihn zu und stieß ihm den Dolch in den Arm. Er zitterte so heftig, daß ihm die Waffe aus der Hand fiel. Nils hob sie auf, küsste sie und reichte sie dem Könige zurück und betheuerte knieend seine Unschuld. Die Trabanten waren dem Könige so heftig gefolgt, dass sie sich in der Thür drängten. Einer von ihnen, der einäugige Peder Welamsson, ein Neffe Göran's, sprang hinzu und durchbohrte den knieenden Ritter mit mehreren Stichen. Kaum hatte Erich den Nils todt zu seinen Füßen gesehen, so stürmte er in das Gemach des Vaters, dessen Kniee er umfasst und dessen Verzeihung er in den übertriebensten Ausdrücken erbittet. „Alles", sagte Svante, „verzeihe ich. Aber wenn Ew. Majestät meinen Sohn ermordet haben, so fordere ich Rechenschaft vor Gott und Menschen." — Da sprang Erich auf und schrie: „Ha, das weiß ich, dass Ihr mir nie vergeben könnt und darum muss Euch Allen dasselbe geschehen." Er lief wie rasend aus der Stadt nach dem See zu. Bald darauf kam ein Trabant zurück mit dem Befehl, alle Gefangenen zu tödten mit Ausnahme des Herrn Sten. Der Henker war in Zweifel, denn es waren zwei des Namens da, Sten Lejonhufond und Sten Baner. Er ließ Göran um Rath fragen, den man in der Stadt beim Kartenspiel fand und der kurz antwortete: „Thut, was Ihr wollt!" — Man verschonte glücklich Beide. Die Andern fielen. —

Erich war in den Wald gelaufen. Beurreus folgte ihm und suchte ihn zur Mäßigung und Rückkehr zu bewegen. Erich

befahl den Trabanten, ihn niederzustechen und es geschah. Nun irrte er weit umher und seine Begleitung fand ihn erst am dritten Tage in Bauernkleidung auf einem Dorf, mehre Meilen weit von Upsala. Er war ganz wahnsinnig. Er schrie: „Ich bin nicht König. Ich habe meinen Lehrer ermordet, ich bin Nero, Nils Sture ist Reichsverweser!“ — Er weigerte sich zu ruhen oder etwas zu genießen. Endlich besänftigte ihn seine Geliebte Karin etwas. Man brachte ihn nach Svartsjö und von da nach der Hauptstadt. Hier hielt er seinen Einzug mit gefaltenen Händen und gen Himmel gerichteten Augen. —

Göran hatte indessen von den Ständen oder doch einem Theil derselben ein Todesurtheil, datirt vom 18. Mai, gegen alle Gefangenen zu erpressen gewusst — doch war er für's Erste von Erich getrennt und wurde sogar selbst zum Tode verurtheilt. Erich's Brief vom 27. Mai befiehlt, an jeden Landtagsmann eine halbe Tonne Salz zu geben. Er vertheilte auch sonst reichliche Geschenke an edlen Metallen und erklärte förmlich die Ermordeten für unschuldig. Später hat er diese Periode der Zerknirschung für eine Zeit geistiger Schwäche ausgegeben und machte sogar Versuche, das damals Geschenkte wieder an sich zu nehmen. Es existiren viele Briefe aus dieser Zeit, zum Theil mit deutlichen Spuren des Irrsinns. Sein vollständiges Tagebuch ist noch deutlicher Beweis. Johann kam mit ihm zusammen, bewilligte alle gemachten Bedingungen und ward in Freiheit gesetzt. Die betreffende Urkunde ist ein Gemisch von Verstand und Tollheit. Erich glaubte seines Bruders Gefangener zu sein. Er fordert die Freiheit, mit Johann über Religion zu disputiren, er will seine Geschichte selbst nach der Wahrheit schreiben, einen Triumpfbogen von Marmor errichten u. s. w. Wichtig ist Johann's Zugeständniss, dass die etwaigen Kinder der Karin thronberechtigt sein sollten.

Karin Månsdotter war die Tochter eines Korporals. Man erzählt, dass sie schon als Kind dem Könige aufgefallen sei, als sie auf dem Markte Nüsse feil hatte. Er liess sie gut erziehen und lebte mit ihr in einem poetischen Liebesverhältniss. Sie

hing mit großer Treue und Innigkeit an ihm. Er hätte sich schon früher von dem Rath und den Ständen die Zustimmung geben lassen zu einem Bündnisse mit einer Einheimischen, gleichviel welchen Standes. Im Dezember 1567 legte er seinen Ehekontrakt vor und nannte die Karin seitdem Königin, die Weihe erfolgte erst später und sein erster Sohn ward 1568 geboren. — Am 4. Juli 1568 ließ er sich feierlich trauen und seine Gemalin krönen. Es bedurfte nicht des trüben Vorzeichens, dass der Reichskanzler bei der Gelegenheit die Krone fallen ließ; wer die Verhältnisse einigermaßen übersah, wusste, dass der Thron unter ihm bebte. Kaum ließen sich einige Herren bewegen, an dem Tage den Ritterschlag anzunehmen. —

Der Krieg ward wol von beiden Seiten lau geführt, sonst hätten die Dänen bis in's Herz des schwedischen Reiches dringen müssen. Uebrigens hatte Erich hauptsächlich nur Unglück, wo er sich selbst in die Kriegsangelegenheiten mischte. Für die Feldzeichen, — das Uniformwesen war damals noch nicht erfunden, hatte er dagegen viel Sinn und Lust. Er requirirt sogar rothgefärbte Gänsefedern, Eichhornschwänze, Holzbecher dazu. Requisitionen mussten damals alle Bedürfnisse des Heers herschaffen. — Göran Persson gewann seinen Einfluss wieder. Erich durchstach einen Schreiber, Martin Helsing, mit der Ofengabel, weil demselben ein Wort gegen den Günstling entfallen war. Der Mann starb bald darauf an der Wunde. — Erich erließ nun eine sonderbare Erzählung und Erklärung der Ereignisse des letzten Jahres, die aus sich widersprechenden Behauptungen und reinen Erfindungen zusammengesetzt und mit frommen Redensarten gewürzt war. — Er befahl auch in andern Fällen, dass die Heerführer nach einer Niederlage die Sache ganz leugnen oder doch als geringfügig darstellen sollten, damit das Volk nicht bestürzt werde. —

Die Herzöge hatten die Einladung zur Hochzeit höflich abgelehnt. Wenige Tage nachher brachen sie los. Einig waren Johann und Karl schon im Herbst 1567 geworden. Die Zusammenkunft fand unter einer Eiche, die noch Königseiche heißt,

statt, bei Knappforssen in Wermeland. Eichenlaub am Hut war das Zeichen ihrer Anhänger. Karl wollte nur Göran's Einfluss brechen, doch waren ihm Johann's Pläne wol schwerlich ganz verborgen und für diesen blieb allerdings auch kein anderer Weg, dem Kerker oder dem Tode zu entgehen, als den Bruder zu stürzen. Bei der ersten Nachricht verlor Erich den Muth. Er wollte sterben. Er verlangte von dem Leibarzt Lemnius die nöthige Anweisung und wollte ihn erwürgen, als der Doktor entgegnete: „Es ist meine Sache, das Leben zu verlängern, nicht es zu verkürzen." — Dann wurden Meuchelmörder gegen die beiden Brüder abgesendet. Es war vergeblich. Er suchte Unterhandlungen anzuknüpfen, man ging auf keinen Vorschlag ein; er forderte den Herzog Karl zum Zweikampf, man schlug es ab. Da stellte er sich an die Spitze seiner Truppen und focht mit verzweifelter Tapferkeit. Aber seine Stunde war gekommen, Land und Heer fielen ab; er erwartete im Schloss von Stockholm, ob er das Leben behalten würde, denn er wusste wol, dass Johann ihn seinen Bruder und bittersten Feind zu nennen pflegte. — Als die Fahnen der Empörer vor den Thoren erschienen, sagte Göran: „Wenn Ihr gnädiger Herr meinem Rathe gefolgt und dem Herzog Johann den Kopf vor die Füße gelegt hättet: so wäre das nun ungethan!" — Göran ward von des Königs Dienern ergriffen und den Gegnern ausgeliefert. Er litt die grausame Todesstrafe ohne Klage. Sein hasserfülltes Herz sprach noch in den Bekenntnissen auf der Folter. — Am 28. September war Erich eben in der Hauptkirche, als die Herzöge durch Verrath und Abfall der Bürgerschaft in die Stadt drangen. Erich floh nach dem Schlosse. Sten Lejonhufoud wollte ihn ergreifen, ward von einem Trabanten niedergestochen. Kurz darauf erschien der König auf der Mauer und ergab sich als Gefangener dem Herzoge Karl. —

Im Anfange des Jahres 1569 stand Erich vor den Ständen. Er vertheidigte sich in einer heftigen Rede. Als ihn Johann mit dem Ausruf unterbrach: „Schweig still, Du bist ja von Sinnen!" sagte er: „Ich war nur einmal von Sinnen,

als ich Dich aus dem Gefängnisse entließ." — Seine Absetzung ward ausgesprochen. Eine weitläuftige Schrift voll wahrer und unwahrer Anklagen motivirte das Urtheil. Seine niedrig und ehrlos gebornen Kinder verloren das Erbrecht. Er sollte „lebenslänglich in fürstlichem Gefängniss gehalten werden." „Auf Bitten der Königin Wittwe", sagte Johann, „will ich sein Leben verschonen." Er hätte seinem Hass wol Raum gegeben, wenn nicht der edelmüthige Karl entschieden gegen solche Maßregeln gewesen wäre. — Die Schrecknisse der entsetzlichsten Kerkerhaft kommen über den gestürzten Monarchen. Er erfuhr selbst körperliche Misshandlungen. Olof Gustavsson, einer von den wildsinnigen Brüdern Steenbock, verwundete nach einer Rauferei durch einen Schuss seinen Arm und ließ ihn dann im Blute liegen. „Gott weiß es am besten", klagt er in einem Briefe an Johann, „wie unmenschlich man mich quält mit Hunger und Kälte, Gestank und Finsterniss, Stoß und Schlag; ich kann doch nicht glauben, dass das Alles auf Deinen Willen geschehe." — Er bittet um die Freiheit, er fügt sich in die Landesverweisung und fügt die schauerlichen Worte hinzu: Nam mundus est satis amplus, ut odia inter fratres distantia locorum et regionum bene possint sedari (d. h. Die Erde ist ja weit genug, dass auch Bruderhass sich durch Entfernung abstillen kann)". Es fehlt aber auch nicht an andern Zeichen, seine Klagen zu bestätigen. Seine Drohungen, die Ausbrüche der Raserei, die wiederholten Versuche seiner Anhänger, ihn zu befreien, sollten diese Grausamkeit entschuldigen, gegen die Karl wiederholt protestirt. Gripsholm lag zwar in Karl's Gebiet, aber die Wächter waren königliche Soldaten. — In ruhigen Stunden beschäftigte sich Erich mit Lesen und mit der Musik. Er hat auf den Rand der Bücher mit einem Holzspahn und Kohlenwasser lange Vertheidigungen geschrieben. Anfangs durfte er seine Familie sehen, seit 1574 ward ihm auch das entzogen. — Die Verschwörungen zu seinen Gunsten sind meist in Dunkel gehüllt. Sie gingen von der Leibgarde aus, die Johann beibehalten hatte. Erich pflegte die jungen Leute aus der Schule

auszusuchen und dass seine Wahl nicht unglücklich war, zeigt nicht bloß ihre Anhänglichkeit, sondern auch der Umstand, dass Karl mehre derselben in seine Dienste nahm. —

Erich's Wächter hatten einen schriftlichen Befehl zu seinem Morde, der es mit abscheulicher Ausführlichkeit beschreibt, wie man ihn, sollte er sich weigern das Gift zu trinken, mit Tüchern an einen Stuhl binden und ihm die Adern öffnen sollte. Es scheint sich kein Werkzeug gefunden zu haben. — Man brachte ihn später nach Oerbyhus in Upland. Es schien dem Könige zu gefährlich, ihn länger in Karl's Gewalt zu lassen. Auch dort empörten sich die Umwohner zu seinen Gunsten. Da verurtheilte ihn der königliche Gerichtshof am 10. März 1575 einstimmig zum Tode. Indessen gaben sich die Herren, denen man seine Bewachung anvertraut hatte, nicht dazu her und erst im Jahr 1577 am 26. Februar bekam Erich durch des Königs eigne Diener Gift in einer Erbsensuppe. Er starb 44 Jahr alt und war 9 Jahre lang König gewesen. Der Mörder Philipp Kern hat später die Burg Upsala befehligt und sich ungestraft unzählbare Gewaltthätigkeiten erlaubt. — Johann schrieb an Karl, dass Erich an einer Krankheit ganz plötzlich gestorben sei, so dass er gar nicht Nachricht bekommen habe. Karl gab seinen Verdacht und seinen Verdruss des schimpflichen Begräbnisses unverholen zu erkennen: „Es war doch ein gesalbter und gekrönter König, der mit dem Bösen, Gott verzeihe es, wo hinein er gerathen, auch viel Gutes und Männliches ausgerichtet."

Erich's Leichnam ward neben einen Pfeiler in der Kirche zu Westarås begraben. Daneben stand auf einer hölzernen Tafel das schwedische Wappen und die Anfangsbuchstaben E. R., darunter der Spruch aus dem ersten Buch der Könige 2, 15. „Nun ist das Königreich gewandt und meines Bruders worden. Von dem Herrn ist es ihm worden." — Gustav III. ließ Krone und Scepter von Johann's Sarkophag in Upsala nehmen und für das Denkmal bestimmen, das auf Staatskosten dem unglücklichen Erich errichtet und 1800 fertig wurde. Die Inschrift

lautet: „Dem Könige Erich dem Vierzehnten, der nach tapfern Kriegsthaten durch Familienzwiste das Scepter, die Freiheit und endlich sein Leben einbüßte und hier erst vor der Verfolgung seines Bruders Frieden fand, setzte dies Denkmal Gustav III.“

Erich's Sohn Gustav starb nach einem romanhaft abenteuerlichen Leben 1607 in dem Städtchen Kaschin in Rußland. Jakob de la Gardie sah dort sein einsames Grab am Ufer der Kaschenka. —

Upsala und Carolus Linnäus.

Die Franzosen sind sehr höfliche Leute,
wenn sie gleich nicht viel damit meinen.
Holberg.

Ich fand Upsala ziemlich still und verödet; die Sommerferien hatten den größten Theil der Studirenden entfernt. — Die Stadt, die Umgegend, die Reise in die Bergwerkdistrikte — das ist Alles so vielfach, so vortrefflich beschrieben. Ich kann mit Wahrheit sagen, dass ich nichts sah, was ich nicht schon kannte; nichts erfuhr, was ich nicht schon wusste. Mich selbst hatte eine Verstimmung ergriffen, die ich erst als Heimweh erkannte, als sie vorübergegangen war und ein liebenswürdiger Mann in Umeå mir von seinem Aufenthalt in den fruchtbaren Ebenen Deutschlands erzählte. „Es war Alles so herrlich, die vollen Felder, die blühenden Bäume, die steinernen Städte: aber nirgends Felsen und kahle Klippen, keine Tannen und Fichten. Wenn ich spazieren ging, so war es mir, als sollte ich die Mütze herunterreißen und unter die Füße legen, um nur etwas höher hinauf zu kommen."

Ich hatte unter andern einen Brief an den Adjunktus Marklin in Upsala. Es war am 1. Juli, als ich den alten Herrn aufsuchte, der an diesem Tage eben sein siebenzigstes Lebensjahr vollendete. Er feierte das Fest — d. h. er stand vor der Thür seines Museums und stäubte Versteinerungen ab. Das war zugleich seine Ferienergötzlichkeit. Dabei sah er selber aus wie ein staubiges und verdorrtes Kabinetsstück, war aber die personifizirte Gefälligkeit und Zutraulichkeit. Es war ihm nun endlich gelungen, für seine Sammlungen ein passendes Lokal zu bekommen, nach dem er lange vergeblich getrachtet hatte. Er selbst hatte seine Schlafstelle in einem Winkel auf der Erde und

einige umgestürzte Stühle sollten es verhindern, daſſ er nicht etwa von der Matrazze herunterrollte. „Die Herren“, sagte er, „meinen, für solch einen ehemaligen Knecht, denn das bin ich in meiner Jugend gewesen, wäre Alles gut genug. Sie denken, ich will stolz werden.“ Nein, mein ehrlicher Marklin, das wird denn doch schwerlich Jemand von Dir denken. Dein abgeschabter, blankgeriebener Rock, der große Knopf von gelblichem Knochen, in dem eben nicht ängstlich saubern Hemdkragen, der grobe in den Nacken gestülpte Hut, deuten auf nichts weniger als auf irdische Eitelkeit und die Art Deines Lebens geben Jedem gewiſſ die Ueberzeugung, daſſ Du, was den Luxus und den Genuſſ dieser Welt betrifft, überaus anspruchslos bist. — Alle Zimmer, alle Räume bis unter das Dach hin waren mit Schränken, Kisten, Sammlungen von Insekten, Flechten und Petrefakten angefüllt. Während ich mich unter den zum Theil wirklich interessanten Sachen umsah — Marklin beschränkte sich fast nur auf einheimische Merkwürdigkeiten — aß er sein Abendbrod, d. h. er ging mit einem Grütznapf in der einen, dem Löffel in der andern Hand umher, setzte beides hier und dort zur Seite, um mir etwa eine neue Schieblade von Steinflechten zu öffnen. „Mittags“, sagte er, „esse ich recht gut mit einigen Uhrmachern für 8 Schillinge (ohngefähr gleich zwei Guten Groschen), Sonntags haben wir Braten und Gurken. Sein jährliches Einkommen betrug c. 250 preußische Thaler. In einer Dose von Birkenrinde trug er seine Baarschaft bei sich. Er klagte bitter, daſſ er sich viel über seine Haushälterin ärgern müſſe. „Die Weiber“, sagte er, „taugen alle nichts. Nur eine nehme ich aus, das war ein Engel — meine Mutter. Ich habe mich nie mit einer im Mindesten abgegeben und wenn ich mit meiner Wirthin spreche, zanken wir uns.“ — Er führte mich mit der größten Bereitwilligkeit allenthalben umher. „Ich gehe doch täglich spazieren“, meinte er, als ich bedauerte, seine Zeit zu verkürzen. Dabei lief er, daſſ ich trotz der anderthalb Fuß, die ich mehr maß als er, ihm kaum folgen konnte. — Marklins eigenthümliches Genie ist das Sammeln. Wie er mit solchen Mitteln

solche Schätze, für den Liebhaber sind's Schätze, aufhäufen konnte, das ist ein Räthsel. Eine Sammlung von Dissertationen hatte er eben an die königliche Bibliothek in Stockholm für 5000 Thaler Banco verkauft. Er hatte sogleich wieder angefangen und stand wegen der neuen Sammlung mit einem Engländer in Verhandlung. In diesen Dissertationen steckt viel alte Gelehrsamkeit, viel Stoff, weniger für die Wissenschaft, als für deren Geschichte. Marklin zeigte mir mit Begeisterung manche Rarität, die ich freilich nicht zu würdigen verstand. — Die Flechtensammlung, die schwedischen Versteinerungen sind sicher von mehr Werth. Alles ist sehr übersichtlich geordnet und viel sauberer gehalten, als der Inhaber der Herrlichkeiten selber. — Das meiste Gewicht legte er auf seine Gallwespen. Es waren diese mitunter sehr kleinen Thierchen so sorgfältig aufgespannt und unter Glas gebracht, dass die verwendete Mühe unermesslich gewesen sein muss. Er war nicht damit zufrieden gewesen, die vollständig entwickelten Wespen aufzuspiessen und neben einander zu stecken. Er hatte sie in verschiedenen Lebensstufen, die Gallen u. s. w. aufbewahrt. Man sah die Geschichte der Thiere ziemlich vor sich. „Ich habe sie alle in meiner Stube erzogen,“ sagte er. In der That eine süsse Gesellschaft. — Er klagte bitter über einen gelehrten Freund, dem er zu seiner Geschichte der Insekten die wichtigsten Beiträge geliefert hatte: „Denken Sie, ich hatte einer von mir neu unterschiedenen Gallwespe den Namen Cynips superciliosus gegeben und — er hat ihn nicht aufgenommen. Er hat über mich gespottet und gesagt: Der Marklin hat den Wespen in os et in anum gesehen. Das ist ganz richtig, aber es ist ein Lob, obgleich ich nicht so eitel bin, als Linné. Das war ein Smaländer und die sind alle eitel.“ — Er war in frühern Zeiten in Deutschland gewesen und sprach auch noch deutsch, d. h. er machte es, wie er es mir anrieth, rücksichtlich seiner Muttersprache: „Sie müssen nicht viel an's Konjugiren und Dekliniren denken. Sagen Sie nur die Worte, die Leute werden sie schon zusammenbringen.“ — Er zeigte mir ein altes Stammbuch und suchte lange und vergeblich

nach einem leeren Plätzchen für meinen Namen. — Mag dies Blatt hier anzeigen, dass ich sein nicht vergaß. —

Außer dem Schloss, an dem durch vielfache Umbauten jeder alterthümliche Stempel verwischt ist, ragen in Upsala der Dom, Schwedens größte und schönste Kirche und das neue, sehr wohlgebaute Bibliothekgebäude hervor. Im Dom sieht man viele Grabdenkmale. Linné liegt hier unter einem platten Grabstein. In der Wand ist ihm ein einfaches Denkmal mit seinem Bilde im Medaillon gesetzt — darunter steht:

Carolo a Linné
botanicorum
principi
amici et discipuli
1798.

Johann III. liegt in Marmor gehauen auf dem Sarge wie auf einem Sopha, die Beine über einander geschlagen und auf den Ellenbogen gestützt. — Von wirklichem Interesse ist nur Gustav I. Grabstätte hinter dem Altar. Er liegt darin mit seinen beiden ihm vorausgegangenen Frauen. Man hat die 3 Särge in einen kupfernen eingeschlossen. Die 3 liegenden Bildsäulen auf dem Grabe sind würdig und schön. Die Halle ist hell und frei erleuchtet. An den Wänden hängen 7 große Oelgemälde, welche die wichtigsten Begebenheiten aus Gustav's Leben darstellen: Gustav trägt in der Schlacht bei Bränkyrka das Hauptbanner; Gustav vor dem Rath zu Lübeck; Gustav zu Rankyttan in Dalarne läuft Gefahr, auf einer Tenne erkannt zu werden; Gustav bei der Morakirche zu den Dalekarliern redend; Sein Einzug in Stockholm 1523; Die Gebrüder Laurentius und Olaus Peder überreichen ihm die schwedische Bibelnübersetzung 1541; Gustav zum letztenmal zu den Reichsständen sprechend 1560. Die Bilder sind von J. G. Sandberg recht brav gemalt. Er hat von 1831 bis 1838 daran gearbeitet und die reiche Kirche zahlte ihm 14000 Thlr. Banco dafür aus. Man findet gute und schlechte Kopien weit im Lande verbreitet. Ich habe nie eine würdigere Gedächtnissstätte gesehen. — Die Re-

miniszenzen in Dalarne selbst sind nur interessant, weil sie den Fremden überzeugen, daſſ Gustav I. viel mehr Wichtigkeit für sein Land gehabt und darum sein Andenken auch vielmehr Dauer habe, als es mit dem mehr deutschen Gustav II. Adolf und dem mehr finnländischen Karl XII. der Fall ist. Die Nation hat ihn als ihren vollendetsten und edelsten Repräsentanten viel mehr zum Schutzheiligen gemacht und jeder Dalarne weiß die Geschichten genau zu erzählen, die sich auf den König und seinen Aufenthalt in ihren Grenzen beziehen. — Gustav hat sich mancherlei Gegner zugezogen und es ist erst Geiger gelungen, uns ein recht treues und lebendiges Bild von ihm zu zeichnen. Gustav hat viel Willkührliches gehabt, aber er hatte die unbefangenste Ueberzeugung, ganz recht zu handeln. Er sammelte Schätze und nahm unbedenklich, besonders wo viel zu nehmen war. Die Bauern trieb er, wenn sie sich in Geschäfte mischten, die seiner Meinung nach nur ihn angingen, tüchtig zu Paaren, aber er hat sie nie bedrückt. Er pflegte in schwierigen Verhältnissen so lange mit dem Strome zu schwimmen, bis er unter sich festen Boden fühlte. Er war ein Meisterredner, weil er immer aus voller Ueberzeugung sprach. Er hat vom Pferde herab manche Reformationspredigt gehalten. Immer wiederholte er, daſſ er keinen neuen Glauben einführen wolle, daſſ sich sein Streit nur auf die ihn und sein Volk tyrannisirende Klerisei richte, die ohne Arbeit die ihnen nutzlosen Schätze anhäufe. Er hat mit einer Art von Divination die Sachlage der politischen Welt bis in die fernen Zeiten hin erschaut und sich mit seiner Frau in weitläuftigen und gemüthlichen Briefen über das Kochen und Backen zur bevorstehenden Hochzeitsfeier der Tochter unterhalten. Sein Verstand war überaus klar und einfach, sein Herz sehr weich. Er wuſſte oft durch einen Witz den Gegner schlagend abzufertigen und hat mehr als einmal ohne alle Affektation vor Aerger und Kummer öffentlich geweint. Als ihm die Stände Schwierigkeiten machten, hielt er ihnen eine tüchtige Strafpredigt und — dankte ab. Das war nun freilich eine Komödie, denn er wuſſte recht gut, daſſ die Bauern und

seine Parthei alle Gegner würden zum Schweigen bringen. Er ließ sich aber lange bitten und die Stände waren in äußerster Verwirrung, während er auf dem Schloss mit seinen Feldobersten lustig tafelte. Als sie seiner Meinung nach mürbe genung waren, erschien er wieder und seine Vorschläge gingen alle schnell durch. —

In einer besondern Kammer werden Kleinodien und andere Raritäten aufbewahrt. — So die blutbefleckten, zerstochenen Kleider des Nils Sture. An seiner Mütze ist ein Frauenhandschuh befestigt. Die Ritter pflegten solch ein Zeichen ihrer Dame bei Turnieren und in andern Fährlichkeiten zu tragen. Hier sieht's recht traurig aus. — Ein alter hölzerner Heiliger muss als Gott Thor gelten, wie im Süden umgekehrt manche antike Gottheit im Heiligengewande steckt. — Ein Ring, der an einer Kette hängt, soll von Gustav II. Adolf herstammen. Er schenkte ihn der Ebba Brate und eine Königin ließ ihn aus deren Sarge nehmen. Die Arme verlor im Leben den Geliebten und im Tode noch seinen Ring. — Ein herrlicher Goldkelch, ich glaube eine Kriegsbeute aus Deutschland, ward einmal nach Rom gebracht, weil Gustav III. daraus das Abendmahl nehmen wollte. —

Die Handwerksburschen haben für bedeutende Städte ihre Wahrzeichen. Wer in Danzig war, weiß von dem Ofen im Artushofe zu erzählen; wer Bremen besuchte, kennt die Maus am Gitter im Dom. Wer in Schweden gewesen und nur einigermaßen für gelehrt gelten will, muss etwas vom Codex argenteus erzählen. Es ist in der That ein merkwürdiges Stück und ich verdenke es den Schweden nicht, wenn sie dasselbe unter einen Glaskasten gestellt haben. Männer von Fach werden es sicher näher besehen und nöthigenfalls benutzen dürfen. Das Buch enthält übrigens die 4 Evangelien in der gothischen Uebersetzung des Ulfilas und stammt aus dem vierten Jahrhundert. Die Gleichmäßigkeit der zum Theil silbernen Buchstaben ist vollkommen unbegreiflich. Wir haben keine Drucke von solcher Schönheit. Man ist der Meinung, dass die Schrift mit Stempeln eingebrannt ist. —

Es werden hier zwei Kalender von 1566 und 1567 aufbewahrt, in denen Erich XIV. seine größtentheils astrologischen Bemerkungen mit guter und sehr geläufiger Hand geschrieben hat. Der Kalender von 1567 ist eine sorgfältige Kopie. Vorn hat der König die Worte eingeschrieben: Annus 1567 infelicissimus Erico Regi. Das Original verpfändete Gustav Erichsson in Wilna an seinen Speisewirth. Gregorius Larsson, ein Schwede, im Dienste Sigismund's von Polen, löste das Buch 1603 ein. Dann kam es mit König Johann Kasimir nach Paris. Der Zwerg des Königs verkaufte es an einen Krämer; und 1673 ward es von dem Schweden Åke Rålamo zum zweitenmale befreit. Es ist jetzt im Privatbesitz. — Der Kalender von 1566 schließt mit den Zeilen:

Quem non formosae delectant casta puellae
Oscula, non homo, sed truncus habetur iners.

Am interessantesten ist indessen doch ein starkes Heft von biographischen Aufzeichnungen über Linné, die er zum Theil selbst geschrieben, zum Theil diktirt hat. Man hat das Dokument vor längerer Zeit herausgegeben und wir besitzen auch eine gute, selbst dem gewöhnlichen Menschen zugängliche Uebersetzung. Ich will meinen Lesern hier einen Auszug mittheilen und mich genau an Linné's eigne Worte halten. Er diktirte und schrieb diese Blätter für seinen Freund Menander, der danach in lateinischer Sprache eine Lebensbeschreibung Linné's bearbeiten sollte und auch zu schreiben anfing. Eine naivere Selbstbiographie ist mir weder bekannt noch denkbar. Man sieht das treueste Spiegelbild der ganzen Persönlichkeit.

Linné sagt in dem das Manuskript begleitenden Schreiben an seinen Freund:

„Ich habe hier meinen eignen Panegyrikus aufgesetzt und gefunden, daß propria laus sordet. — Ich würde ihn nie irgend einem Menschen in der Welt gezeigt haben, wenn nicht dem einzigen aller meiner Freunde, der solches unveränderlich gewesen ist von den Zeiten an, da ich mich in weniger vortheilhaften Umständen

befand. Wenn Sie es für gut finden sollten, mein bester Freund, einen Auszug daraus zu machen, so würde derselbe Aufmerksamkeit erregen, da er aus einer solchen Feder wie die Ihrige käme. — Ich erröthe wirklich, Ihnen dies Manuskript zu zeigen, und ich würde es nicht gethan haben, wenn ich nicht überzeugt wäre von Ihrer Freundschaft und unveränderlichen Aufrichtigkeit.

Karl Linné.

Potest e casa vir magnus exire.

Das Kirchdorf Stenbrohult liegt in Småland gegen die Schonische Grenze zu, in einer der anmuthigsten Gegenden von ganz Schweden. Der lange Mökelnsee erstreckt sich mit einer langen Bucht bis an den Fuß des Kirchenberges. Ebene Getreidefelder dehnen sich nach verschiedenen Seiten hin aus. Weiter im Süden liegt ein Buchenwald, nördlich ragen Taxås hohe Berge herüber, im Osten wechseln Tannenwälder mit Ackerbreiten ab. —

Hier wurde dem Pastor Nils Linnäus sein ältester Sohn geboren, im Jahr 1707, in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai um 1 Uhr, gerade im schönsten Frühling, da der Kukuk den Sommer ausrief im rechten Laub- und Blüthenmond. Der Vater hatte einen Garten angelegt, in dem er seine liebste Zeit zubrachte und in dem er allerlei Blumen und Gesträuche sammelte. Der kleine Karl wuchs gleichsam in diesem Garten auf und seine Mutter konnte ihn nicht besser still machen, wenn er auf ihrem Arm schrie, als dass sie ihm eine Blume in die Hand steckte. Er war kaum vier Jahre alt, als er von seinem Vater die Eigenschaften und Namen der Pflanzen zu fragen anfing. Aber nach der Kinder Weise vergaß er die Namen wieder, weshalb er auch einmal hart vom Vater angelassen wurde, der ihm drohte, keinen Namen mehr zu nennen, wenn er nicht besser aufmerken würde. Daher war des Knaben ganzes Sinnen und Denken darauf gerichtet, sich der Namen zu erinnern, damit er nicht seines Hauptvergnügens verlustig gehe. Die ersten Informatores hatten eine rohe Methode, den Kindern Lust zu den Wissenschaften zu machen, dass ihnen die Haare zu Berge

flehen mochten. — Der Knabe fasste ein ordentliches Grauen vor den Wissenschaften und war in allen Stücken, in denen auf dem Gymnasium die jungen Leute zu dienlichen Prediger-subjekten präparirt wurden, der allerschlechteste. In den mathematischen und namentlich in den physikalischen Stunden dagegen war er der beste. Auch hatte er auf seinen wiederholten Wanderungen nach Stenbrohult die Blumen am Wege betrachtet und wusste die Standorte der einzelnen Pflanzengattungen ganz genau. — Er hatte sich einige botanische Werke verschafft, in denen er Tag und Nacht las, bis er sie an den Fingern auswendig wusste. Obgleich nun Bücher und Meister zum Theil seiner Wissbegierde nicht entsprachen, zum Theil sehr hochgelahrt für ihn waren, so erwarb er sich doch sehr bald den Titel des kleinen Botanikus.

1726 machte Linnäus, der Vater, einen Besuch in Werlö, um sich nach seinem lieben Sohne zu erkundigen. Da sagten denn alle Lehrer einhellig und nach ihrem Gewissen, dass der kleine Karl in den Wissenschaften nichts erreichen werde und der Vater am besten thäte, ihn je eher desto besser zu einem Handwerker, einem Tischler oder Schneider in die Lehre zu thun. Das war nun ein Donnerschlag für den armen Mann, der nach seinen Kräften schon bedeutende Opfer gebracht und Alles an sein liebstes Kind gewendet hatte. Während er nun mit sich wegen eines zu wählenden Handwerks zu Rathe ging, besuchte er den Lektor Rothmann, der zugleich Arzt war und ihm einen medizinischen Rath geben sollte. Dabei kommt denn die Rede auch auf den Carolus und Rothmann macht den Vater wieder getrost, wie freilich der Knabe nie ein Prediger werden, aber sonst als Arzt sein gutes Brod haben könne. Er erbot sich auch, ihn für das noch rückständige Jahr in sein Haus zu nehmen; und das geschah denn auch. Nun las Rothmann dem Linnäus die Physiologie privatissime und zeigte ihm, wie man die Pflanzen nach Tournefort bestimmen müsse. — In dem Testimonium Academicum, mit dem Linnäus 1527 nach Lund ging, verglich ihn der Rektor mit einem jungen Wildling, der

noch nach der Versetzung gute Früchte bringen könnte. — Linnäus behielt das Zeugniß in der Tasche und wurde durch Vermittelung eines alten Bekannten und frühern Informators zum Dr. Stobäus gebracht. Der ersah an dem jungen Menschen anfangs nichts besonderes, und seine Handschrift wurde für untauglich erachtet, als er einmal einen Brief dictando geschrieben hatte. Stobäus hatte einen jungen Deutschen, mit Namen Koulas zu sich genommen, der wie der Sohn vom Hause lebte und vollen Zutritt zu des Doktors Bibliothek hatte. Linnäus las demselben nun Physiologie, wie er sie bei Rothmann gehört hatte und erhielt dafür in jeder Nacht Bücher, soviel er wollte. Aber des Stobäus alte Mutter bemerkte das späte Licht in des Linnäus Kammer und klagte ihrem Sohn, daß der junge Småländer alle Nacht bei Licht einschlafe und das ganze Haus in Gefahr bringe. Da kam der Doktor einmal in der Nacht um zwei Uhr auf die Kammer und fand, den er schlafen glaubte, bei seinen eignen Büchern sitzen. Linnäus erzählte nun Alles. Stobäus befahl ihm, schlafen zu gehen und künftig wie andere Menschen die Nacht zu verwenden, gab ihm auch den Schlüssel der Bibliothek und änderte seine ganze Meinung von ihm. Er schickte ihn sogar zu seinen Patienten und ließ ihn an seinem Tische essen; ja er sagte ihm, daß er ihn zu seinem Erben machen wollte.

1728 traf Linnäus bei einem Besuch in Stenbrohult seinen alten Lehrer Rothmann, der ihm rieth, nach Upsala zu gehen. Linnäus ging von seinen Eltern mit hundert Thalern ausgestattet im Herbst dahin ab. Das Geld war bald zu Ende und ihm als dem Mediziner vertraute Niemand den Unterricht seiner Kinder an, als wodurch sich sonst arme Studenten fortzuhelfen pflegen. Linnäus mußte beim Speisewirth Schulden machen und konnte seine Schuhe nicht besohlen lassen, sondern mußte Löschpapier hineinlegen, um nicht auf den bloßen Strümpfen zu gehen. Nun wäre er gern zu seinem Gönner Stobäus zurückgekehrt, aber er fürchtete mit Recht eine unfreundliche Auf-

nahme, da er sich zu dem Abgang von Lund ohne dessen Rath einzuholen entschlossen hatte.

1729 saß Linnäus im botanischen Garten, mit der Beschreibung einiger Pflanzen beschäftigt, als ein ehrwürdiger Geistlicher zu ihm trat und ein botanisches Gespräch mit ihm anknüpfte. Es war der Dr. theologiae Olaus Celsius, der damals an einem Werk über die biblische Botanik arbeitete. Er entdeckte in dem jungen Linnäus den Sinn für die Wissenschaft, nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch. Linnäus konnte die Bibliothek des Doctors benutzen und arbeitete fleißig. — Die Studenten fingen an bei ihm privatissime Vorträge über naturwissenschaftliche Gegenstände zu hören. Für das Geld schaffte er sich Schuhe und Kleider.

Petrus Arctädius, später Artedi genannt, war damals der einzige Medizin Studirende, der sich etwas auszeichnete. Er kam um diese Zeit aus Angermannland, wo er seinem Vater die letzte Ehre erwiesen hatte. Mit ihm schloß Linnäus eine vertrauliche Freundschaft, obgleich beider Natur und Sinnesart ganz verschieden war. Artedi war lang gewachsen, etwas saumselig, ernsthaft. Linnäus klein, wild, hastig, lebhaft. Jener liebte die Chemie, besonders Alchemie, dieser die Botanik. Da sie bald einsahen, daß sie in denselben Fächern nicht mit einander wetteifern konnten, so legte sich jeder mit desto mehr Kraft auf das Seinige. So behandelte Artedi die Fische und Amphibien, Linnäus die Insekten und Vögel. Es war zwischen ihnen eine beständige Eifersucht, heimlich zu halten, was sie gefunden hatten und konnten doch nie über 3 Tage Stich halten, sondern mußten gegenseitig mit ihren Entdeckungen prahlen.

Die Professoren der Medizin waren damals Rudbeck und Roberg. Jener las über seine wohlgezeichneten Vögel, dieser über die Problemata Aristotelis nach des Cartesius Prinzipien. Man sah und hörte nichts über Anatomie und Chemie und Linnäus hatte nie eine botanische Vorlesung gehört, weder publice noch privatim.

Linnäus las in den Actis Lipsiensibus eine Rezension von

noch nach der Versetzung gute Früchte ... en und fand näus behielt das Zeugniß in der ... e Botanik dem mittelung eines alten Bekannten ... für die er nun Dr. Stobäus gebracht. Der er... us nahm sich nun fangs nichts besonderes, un... System zu machen tauglich erachtet, als er ei... Einige Bogen, die hatte. Stobäus hatte e... ...lsius dem Rudbeck zu las zu sich genommen ... lernen wollte. Als Rudbeck und vollen Zutritt ... seine Vorlesungen einen Vicarius las demselben w... er dazu den Linnäus, obgleich derselbe noch hatte und er... studirt hatte, nahm ihn auch als Lehrer seiner Aber des ... Haus. — Linnäus ließ nun den ganzen bota- Linnäus ... ändern, verschaffte sich Pflanzen von auswärts länder ... Lande die seltensten, welche er alle nach seiner Methode Ge... Im Jahre zuvor hatte er sich um die Gärtnerstelle ... die ihm Rudbeck abschlug zu seinem großen Verdruß. ... konnte er dem Gärtner befehlen, der seinen Anord- ... nachkommen mußte.

Linnäus fing an botanische Exkursionen in Privatkollegien anzustellen. Es fanden sich viele Theilnehmer und Linnäus konnte sich Kleider und Schuhe schaffen. Nun wurden die Tage zur Arbeit mit den Schülern und die Nächte zur Ausbildung des neuen Systems verwendet, und der Reformation, die Linnäus in der Botanik begonnen. Er fing nun an, seine wichtigsten Werke zu schreiben, so daß er keine Minute verschleuderte, so lange er sich in Upsala aufhielt.

1731 kehrte der Adjunctus Rosen von ausländischen Reisen zurück und zeigte Eifersucht auf den steigenden Linnäus. Der Aufenthalt in Rudbecks Hause wurde ihm verleidet und Linnäus entschloß sich zu einer Reise nach Lappland. Er war dabei oftmals in Lebensgefahr. So als er einmal auf dem Gebirge Pflanzen und Steine sucht, schießt ein Seefinn auf ihn, trifft aber nicht und macht sich aus dem Staube, als Linnäus seinen Hirschfänger zieht. War aber die Beschwerde sehr groß — da Linnäus anderthalb Monate mit den Lappen umherziehn

ur ein Wort mit ihnen reden zu können — so
·trag für die Wissenschaft noch viel größer.
·tte er durch Rosen mancherlei Anfechtungen
sah ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler
seine botanischen Manuskripte von ihm,
· damals besaß; da dies nicht durch
..angen war, so ward es durch Drohungen
..o zum Theil wirklich überliefert. Da aber Linnäus
., daß eine Abschrift davon genommen wurde, vermochte keine Drohung, das Andere zu erpressen. Auch sonst hat er manche Kränkung von und durch Rosen erfahren. 1734 machte Linnäus verschiedene Reisen durch Dalekarlien, von dem Landshöfding Reuterholm aufgefordert und unterstützt. — Johann Browallius, damals Hausprediger und Informator bei Reuterholm, in der Folge Bischof und Professor in Åbo, schloß mit Linnäus eine besondere Freundschaft und hatte Lust von ihm Probirkunst, Mineralogie, Botanik und anderes zu lernen. Daher entschloß sich Linnäus in Fahlun Probirkunst zu lesen, wozu er die Probirkammer des Bergwerks benutzen durfte und hinreichende Zuhörer bekam. Mittlerweile war Linnäus in Fahlun in eine neue Welt gekommen, wo ihn alle liebten und begünstigten und er auch eine ansehnliche medizinische Praxis bekam. Aber Browallius sah kein Mittel für ihn, auf einen grünen Zweig zu kommen, wofern er nicht auswärts reisen und Doctor werden konnte, da er dann nach der Rückkehr sich niederlassen konnte, wo er wollte, und unfehlbar geborgen sein würde. Da aber dazu Geld erforderlich wäre, so bliebe nichts anders übrig, als daß sich Linnäus eine reiche Braut suchen müsse, welche erst ihn glücklich machen könne und darauf er sie. — Die Sache gefiel dem Linnäus in der Theorie; aber ungeachtet aller Vorschläge ward praktisch nichts ausgerichtet. Endlich that er einen kühnen Schritt. Der Stadtphysicus Dr. Joh. Moräus, ein reicher Mann nach seinem Stande, welcher die Fortschritte des Linnäus mit Bewunderung und Neid ansah, war seiner beschwerlichen Praxis nachgerade müde; Linnäus wiewohl noch bloßer

Vaillant Traktat über das Geschlecht der Pflanzen und fand Gefallen daran. Artedi hatte sich, als er die Botanik dem Linnäus überließ, die Umbelliferae vorbehalten, für die er nun eine neue Methode zu finden gedachte. Linnäus nahm sich nun vor, für das ganze Gewächsreich ein eignes System zu machen und es nach den Staubfäden einzutheilen. Einige Bogen, die Linnäus darüber schrieb, kamen durch Celsius dem Rudbeck zu Gesicht, der den Verfasser kennen lernen wollte. Als Rudbeck 1730 Erlaubniß erhielt, für seine Vorlesungen einen Vicarius zu ernennen, wählte er dazu den Linnäus, obgleich derselbe noch nicht drei Jahre studirt hatte, nahm ihn auch als Lehrer seiner Kinder in sein Haus. — Linnäus ließ nun den ganzen botanischen Garten ändern, verschaffte sich Pflanzen von auswärts und vom Lande die seltensten, welche er alle nach seiner Methode ordnete. Im Jahre zuvor hatte er sich um die Gärtnerstelle beworben, die ihm Rudbeck abschlug zu seinem großen Verdruß. Nun aber konnte er dem Gärtner befehlen, der seinen Anordnungen nachkommen mußte.

Linnäus fing an botanische Exkursionen in Privatkollegien anzustellen. Es fanden sich viele Theilnehmer und Linnäus konnte sich Kleider und Schuhe schaffen. Nun wurden die Tage zur Arbeit mit den Schülern und die Nächte zur Ausbildung des neuen Systems verwendet, und der Reformation, die Linnäus in der Botanik begonnen. Er fing nun an, seine wichtigsten Werke zu schreiben, so daß er keine Minute verschleuderte, so lange er sich in Upsala aufhielt.

1731 kehrte der Adjunctus Rosen von ausländischen Reisen zurück und zeigte Eifersucht auf den steigenden Linnäus. Der Aufenthalt in Rudbecks Hause wurde ihm verleidet und Linnäus entschloß sich zu einer Reise nach Lappland. Er war dabei oftmals in Lebensgefahr. So als er einmal auf dem Gebirge Pflanzen und Steine sucht, schießt ein Seefinn auf ihn, trifft aber nicht und macht sich aus dem Staube, als Linnäus seinen Hirschfänger zieht. War aber die Beschwerde sehr groß — da Linnäus anderthalb Monate mit den Lappen umherziehn

mußte, ohne nur ein Wort mit ihnen reden zu können — so war doch der Ertrag für die Wissenschaft noch viel größer.

In Upsala hatte er durch Rosen mancherlei Anfechtungen zu erfahren. Rosen sah ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler an, darum begehrte er seine botanischen Manuskripte von ihm, das liebste, was Linnäus damals besaß; da dies nicht durch Schmeicheleien zu erlangen war, so ward es durch Drohungen erzwungen und zum Theil wirklich überliefert. Da aber Linnäus erfuhr, daß eine Abschrift davon genommen wurde, vermochte keine Drohung, das Andere zu erpressen. Auch sonst hat er manche Kränkung von und durch Rosen erfahren. 1734 machte Linnäus verschiedene Reisen durch Dalekarlien, von dem Landshöfding Reuterholm aufgefordert und unterstützt. — Johann Browallius, damals Hausprediger und Informator bei Reuterholm, in der Folge Bischof und Professor in Åbo, schloß mit Linnäus eine besondere Freundschaft und hatte Lust von ihm Probirkunst, Mineralogie, Botanik und anderes zu lernen. Daher entschloß sich Linnäus in Fahlun Probirkunst zu lesen, wozu er die Probirkammer des Bergwerks benutzen durfte und hinreichende Zuhörer bekam. Mittlerweile war Linnäus in Fahlun in eine neue Welt gekommen, wo ihn alle liebten und begünstigten und er auch eine ansehnliche medizinische Praxis bekam. Aber Browallius sah kein Mittel für ihn, auf einen grünen Zweig zu kommen, wofern er nicht auswärts reisen und Doctor werden konnte, da er dann nach der Rückkehr sich niederlassen konnte, wo er wollte, und unfehlbar geborgen sein würde. Da aber dazu Geld erforderlich wäre, so bliebe nichts anders übrig, als daß sich Linnäus eine reiche Braut suchen müsse, welche erst ihn glücklich machen könne und darauf er sie. — Die Sache gefiel dem Linnäus in der Theorie; aber ungeachtet aller Vorschläge ward praktisch nichts ausgerichtet. Endlich that er einen kühnen Schritt. Der Stadtphysicus Dr. Joh. Moräus, ein reicher Mann nach seinem Stande, welcher die Fortschritte des Linnäus mit Bewunderung und Neid ansah, war seiner beschwerlichen Praxis nachgerade müde; Linnäus wiewohl noch bloßer

Student, trat hervor, hielt bei dem Vater förmlich um seine älteste Tochter an, mit der er sich auch beredet hatte, und erhielt darauf ein rasches Ja! zu seiner eignen und anderer Verwunderung, doch stimmte die Mutter nicht mit bei.

1735 trat Linnäus seine Reise ins Ausland an. In Hamburg entdeckte er, daß die siebenköpfige Hydra im Museum des Bürgermeister Andersen nicht ein Mirakel der Natur, sondern ein Werk der Kunst sei, weshalb er schleunig abreisen mußte, um der Verfolgung des Andersen zu entgehen. Er promovirte am 24. Juni und damit war sein von Schweden mitgenommenes Geld zu Ende, und seinen Schwiegervater wollte er nicht beschweren, da ihm dessen Denkungsart bekannt war. Durch Burmann und Boerhave ward er aber mit dem Banquier Clifford bekannt, dessen Garten er zu ordnen übernahm. Er konnte nun leben wie ein Prinz, alle Pflanzen verschreiben, die im Garten, und alle Bücher kaufen, die in der Bibliothek fehlten. Das ward denn auch fleißig benutzt und verschiedene Werke hier fertig und gedruckt.

Inzwischen kam Artedi von London und traf in Leyden mit Linnäus zusammen. Er klagte, daß ihm das Geld ausgegangen, daß er zu Kleidern, Büchern und besonders zur Promotion nichts habe. Linnäus tröstete ihn, er sei jetzt nicht mehr in Upsala unter Druck und Zwang, und er wolle schon Alles gut einrichten. Albert Seba, der deutsche Apotheker in Amsterdam; hatte kurz vorher Linnäus Beihilfe zur Ausarbeitung seines Thesaurus verlangt. Der 3te Theil handelte von den Fischen und den übernahm nun auf Linnäi Empfehlung Artedi gegen eine anständige Vergeltung. — Es waren nur noch 6 Fische zu beschreiben, als Artedi Abends in die Gracht fiel und jämmerlich ertrank. Sobald Linnäus dieses erfahren, fuhr er nach Amsterdam und suchte Artedis Manuskripte über die Fische zu retten. Da aber der Wirth eine Rechnung von mehr als 200 Gulden machte, und Seba sich zu nichts weiterem als zu 50 Gulden zum Begräbniß bewegen ließ, kaufte Clifford die Handschriften, die Linnäus mit vieler Mühe in Ordnung brachte.

1736 reiste Linnäus auf Cliffords Kosten nach England, wo er in Oxford mit vieler Achtung empfangen wurde. Nur der gelehrte Botanist Dillenius behandelte ihn anfangs höhnisch, da er sich von ihm angegriffen glaubte. Später behielt er ihn jedoch einen ganzen Monat bei sich und entließ ihn mit Thränen und Küssen, da Linnäus auf seinen dringenden Wunsch ganz bei ihm zu bleiben nicht eingehen konnte. — Boerhave's Vorschlag, auf Staatskosten nach dem Kap und nach Ostindien zu reisen, wies Linnäus ebenfalls ab, unter dem Vorwande, er könne die warmen Himmelsstriche nicht vertragen, da er unter einem kalten auferwachsen sei. Aber er hatte andere Gründe, nämlich daß er zu Hause verlobt war. — Ebenso ging er nicht auf die glänzenden Anerbietungen ein, die man ihm für den Fall machte, wenn er ganz in Holland bleiben wollte. Er verließ Clifford und ging nach Paris, um dann nach der Heimath zurückzukehren.

Ehe Linnäus von Leyden Abschied nahm, war schon der alte Boerhave von seiner Hydrops thoracis auf welche eine starke Engbrüstigkeit folgte, so sehr ergriffen, daß er nicht mehr im Bette aufsitzen konnte, sondern aufsitzen mußte, hatte auch lange schon verboten, jemand zu ihm einzulassen. Linnäus war auch der einzige, welcher hineinkommen durfte, um seines großen Lehrers Hand zu küssen mit einem betrübten: Vale! Da denn der schwache Greis noch soviel Kraft hatte, daß er die Hand des Linnäus zu seinem Munde führte und sie hinwiederum küßte, indem er sagte: „ich habe meine Zeit und meine Jahre gelebt, auch gethan, was ich vermocht und gekonnt habe. Gott schone dich, dem das noch Alles bevorsteht. Was die Welt von mir verlangte, hat sie erhalten; aber sie verlangt noch viel mehr von dir. Lebe wohl mein lieber Linnäus. Die Thränen gestatteten nicht mehr und als Linnäus in seine Wohnung zurückkam, sandte ihm jener ein prächtiges Exemplar seiner Chemie.

Auch in Paris machte man dem Linnäus annehmbare Vorschläge, aber eine stärkere Neigung zog ihn nach dem Vaterlande. Doch lebte er in Gesellschaft der beiden Jussieu und an-

derer Naturforscher angenehme Tage, dachte jedoch seiner Heimreise, da er schon in Holland gehört hatte, daß einer seiner Freunde seine Braut zu gewinnen suche und von der Schwiegermutter begünstigt werde. Auch war es des Linnäus Sache nicht, französische Sitten und ausländische Sprachen zu lernen, indem er dafür hielt, die Zeit sei in alle Wege zu kostbar, um sie bloß der Sprachen wegen im Auslande zu verreisen. Soviel ist gewiß, daſſ die Zeit des Linnäus ihm nicht erlaubte, den Sprachen obzuliegen; aber es bleibt auch zu bemerken, daß sein Genie so durchaus nicht für Sprachen war, daſſ er weder Englisch noch Französisch, noch Deutsch noch Lappländisch lernte, ja nicht einmal Holländisch, wiewol er sich ganzer 3 Jahre in Holland aufhielt; nichts desto weniger kam er allenthalben gut und glücklich durch.

Linnäus landete in Helsingborg, besuchte seinen Vater in Stenbrohult, feierte seine förmliche Verlobung und ging nach Stockholm, um da sein ferneres Glück zu versuchen.

Stockholm empfing den Linnäus im Septembermonat wie einen Fremdling. Er beabsichtigte sich hier als Arzt zu ernähren; da er aber unbekannt war, wagte das ganze Jahr hindurch keiner, sein theures Leben den Händen eines unversuchten Doctors anzuvertrauen, ja nicht einmal einen Hund, daſſ er oft an seinem Fortkommen im Reiche verzweifelte. Er, der allenthalben außerhalb des Landes als ein Fürst der Botanik geehrt wurde, war daheim wie ein Klim, als er aus der unterirdischen Welt kam, so daß Linnäus, wenn er nicht verliebt gewesen, unfehlbar wieder abgereist wäre und Schweden verlassen hätte. Die einzige Auszeichnung, die ihm von seinen Landsleuten widerfuhr, war, daſſ ihn die Upsalenser Wissenschaftssozietät einhellig zu ihrem Mitgliede machte.

1739 bekam Linnäus erst einige, allmälig sehr viele Patienten. Um diese Zeit stiftete er mit Kapitain Triewald und Baron Höpken wie auch einigen andern Männern die schwedische Akademie der Wissenschaften. Er ward durchs Loos ihr erster Präses. Nun wurde auch der Reichstag auf ihn aufmerksam.

Der Landmarschal Graf Tessin ließ ihn zu sich rufen und fragte ihn, ob er beim Reichstage etwas zu suchen habe. Man würde sich freuen, die Wünsche eines im Auslande so berühmten Landsmannes zu erfüllen. Linnäus sagte, er habe nichts zu suchen. Tessin bat ihn, sich bis zum nächsten Tage zu besinnen; und auf Triewalds Rath hielt Linnäus um die 100 Dukaten an, die er früher einmal als Stipendium bekommen hatte und die nun erledigt waren. Er erhielt sie auch mit der Bedingung, daß er dafür im Sommer auf dem Ritterhause Botanik und im Winter über das Mineralienkabinet des Bergkollegiums publice lesen sollte. Zugleich ward Linnäus auch Admiralitätsarzt und Tessin nahm ihn in sein Haus, gab ihm die Wohnung, die er selber als unverheiratheter Mann inne gehabt hatte und machte ihn an seinem Tische mit den angesehensten Männern bekannt. Da mehrt die Praxis sich auch sehr und Linnäus hält dafür, es sei nun Zeit, seine Arbeit zu genießen und begehrt Hochzeit zu halten, welches auch geschieht, da er am 26. Juni auf seiner Schwiegereltern Gut Sweden bei Fahlun seine lang ersehnte Braut Sara Elisabeth Moräus erlangt.

1740—41. In Upsala machte man allerlei Winkelzüge, um den Linnäus nicht zum Professor zu bekommen, welches aber zuletzt auf ausdrücklichen Befehl der Reichsstände geschehen mußte. Nachdem er noch eine Reise durch Gottland und Oeland gemacht hatte, ging er im Herbste 1741 nach Upsala, einigte sich mit Rosen über die Vertheilung der Collegia und fing seine Thätigkeit an.

Ich habe bisher den alten Herrn selbst reden und aus seiner Relation nur fortgelassen, was nicht von allgemeinerm Interesse zu sein schien. Das Folgende enthält meist nur Notizen über erfahrene Ehren, erworbene Meriten und Familiennachrichten. Er bemerkt Alles mit großer Treue, die Geburt seiner Kinder, ihre Pathen, zählt die gelehrten Gesellschaften auf, zu deren Mitglied er ernannt wird, beschreibt die auf ihn geprägten Medaillen u. s. w. Vor allem interessiren ihn seine Sammlungen und darunter wieder besonders sein Herbarium, zu dem

ihm Beiträge aus allen Weltgegenden eingesendet werden. Ich begnüge mich hier einzelne Sätze auszuheben und bediene mich immer der eignen charakteristischen Worte des merkwürdigen Mannes.

1745. Als seine Königliche Hoheit Adolf Friedrich zum erstenmale die Akademie besuchte und alle Professoren von dem Kanzler Graf Gyllenberg präsentirt wurden, hat er den Andreas Celsius und Carolus Linnäus als Lumina Academica besonders vorgestellt wegen ihrer innerhalb und außerhalb des Reichs bekannten Gelehrsamkeit. Und auch in demselben Jahr, da Ihre Königliche Hoheit vom Rector und vier Professoren, unter welchen Linnäus einer war, zu ihrer Ankunft beglückwünscht wurden, deutete man dem Linnäus allein an, nach Ekholsund zu folgen, um dort noch eine Privataudienz bei Ihrer Königlichen Hoheit zu haben.

1747 am zehnten Januar geruhten Seine Majestät ohne Ansuchen und ohne daß Linnäus es sich hätte träumen lassen, ihn mit dem Titel und der Würde eines Archiaters zu beehren. — Den 14. Februar, als die Berliner Akademie der Wissenschaften restaurirt werden sollte und aus allen Reichen Europa's Mitglieder gewählt wurden, war Linnäus der einzige unter allen Schweden, dem diese Ehre zu Theil wurde.

1748 gab Linnäus den Hortus Upsalensis heraus und die 6te Auflage seines Systema naturae mit essentiellen Charakteren, trieb also hier in Upsala die Naturkunde auf die höchste Spitze, so daß man behaupten konnte, daß in keinem Reiche der Welt die Botanik mehr im Flor war. Denn, wenn er jährlich im Sommer botanische Exkursionen anstellte, hatte er ein Paar hundert Auditores, welche Pflanzen und Insekten sammelten, Beobachtungen anstellten, Vögel schossen, Protokolle führten, und nachdem sie von Morgens 7 bis Abends 9 Uhr am Mittwoch und Sonnabend botanisirt hatten, kamen sie auf die Stadt zurück mit Blumen auf den Hüten, begleiteten auch ihre Anführer mit Pauken und Waldhörnern durch die ganze Stadt bis zu dem Garten. Mehrere Ausländer sowohl als auch Herren

aus Stockholm wohnten diesen Exkursionen bei. Aber auch gerade jetzt hatte die Wissenschaft ihren Gipfel erreicht.

Das königliche Kanzlei-Kollegium gab eine Verordnung heraus, daß kein Schwede außerhalb Landes sollte drucken oder verlegen lassen, bei einer Strafe von 1000 Thalern Banco, welches einzig auf den Linnäus zielte, da kein anderer etwas außer Landes herausgab, und wurden ihm also die Hände gebunden. Er hätte beinahe verschworen, jemals wieder einen Traktat zu schreiben, es mögten denn einige Disputationen sein.

1749 reisten Linnäus Schüler gleich wie als Apostel seiner Lehre: Montin nach Lappland, Hagström nach Jemtland, Hasselquist nach Aegypten.

Ihre Majestät die Königin fasste Neigung für die Naturkunde und schaffte sich stattliche Sammlungen an, die ihr Linnäus in Drottningholm ordnen und beschreiben musste. Er hatte hier das Vergnügen, täglich mit einer so großen und herrlichen Königin und einem so milden Könige zu konversiren. Er musste Hofmann werden, er, der es nie gedacht.

1752 hatte Linnäus die Herzenstrauer, dass einer seiner geliebtesten Schüler, Dr. Hasselquist, wegen zu großer Anstrengung in Palästina am 9. Februar in Smyrna starb. Alle seine Sammlungen und Manuskripte wurden mit Beschlag belegt. Doch löste Ihre königliche Majestät dieselben für 14000 Thaler ein, auf Bitte des Archiater Bäck, der des Linnäus einziger ganz vertrauter Freund war. Ein großer Zug von dieser erhabenen und weisen Fürstin.

Linnäus ward am 27. April zum Ritter des königlichen Nordsternordens geschlagen, von Sr. Majestät eigner Hand, am gewöhnlichen Platze und Orte, eine Gnade, die in Schweden nie zuvor irgend einem Doktor, Archiater oder Professor geschehen war. Ja, kein Kammerherr war noch, obgleich von adligem Stamme, mit diesem Stern begnadigt worden.

Linnäus gebrauchte in den Hundstagen, nach seiner Gewohnheit, anstatt des Sauerbrunnens die Erdbeerenkur und befand sich recht wohl dabei.

1756. Rolander, dieser undankbare Schüler, gab dem Linnäus nichts von allen seinen Sammlungen, im Gegentheil verleumdete er ihn allenthalben. — Am 20. November ward Linnäus nobilitirt und nannte sich nun Linné. — Er schlug zum Wappen vor: die 3 Felder der Natur, schwarz, grün und zu oberst roth, darüber liegend ein anatomirtes Ei, und im Helm, die Linnaea borealis. Aber Tilas, der Wappencensor, veränderte es in totum.

1764 den 3. Mai ward Linnäus von einer tödtlichen Pleurosie ergriffen, aus deren Klauen er mit genauer Noth und durch Rosen's treue Bemühungen entwischte, worauf er eine unglaubliche Freundschaft für Rosen fasste. Er begab sich in sein neuerbautes Wohnhaus auf seinem Landgute Hammarby hinaus, um frische Luft zu schöpfen, feierte hier seine eigne Silberhochzeit und am 12. Juni die Hochzeit seiner ältesten Tochter Lisa Stina mit dem Lieutenant beim upländischen Regimente Carl Friedrich Bergencrantz.

1772. Der undankbare Solander schickte keine einzige Pflanze oder Insekt von Allem, was er auf den neuen australischen Inseln gesammelt hatte. — Forster dagegen ging nach der Südsee und schickte an Linné seine ganze Sammlung kanadischer Insekten, er, der Linné nie gesehen hatte.

1744 Anfangs Mai, als er eben privatim las, wurde er von der ersten Todespost, der Asphyxie, ergriffen, so dass er weder vom Stuhl aufstehen, noch sich bewegen, noch den Kopf aufrecht erhalten konnte. Es wurde ziemlich wieder verwunden, aber spät, zwar gelindert, aber nie völlig geheilt.

Um Weihnachten schickte seine Majestät 4 Fuhren mit Naturalien aus Surinam. Linné erhielt gleichsam neues Leben, alles dieses während der Feiertage zu beschreiben und auseinander zu setzen.

1776. Der König schreibt an Linné einen eigenhändigen Brief. Linné hinkt, kann kaum stehen, redet undeutlich, kann kaum schreiben. Begehrt vom Könige seinen Abschied, der aber

will, daſſ er zur Ehre der Universität bleibe, sintemal sie keiner so geehrt habe.

Horrbrow und Berger aus Dänemark und Grüno aus Hamburg kommen als Schüler an. Aber Linné ist so krank, daſſ er kaum mit ihnen reden kann; denn es ist zu seiner Lähmung und Mattigkeit nun noch das Tertianfieber gestoßen.

Damit endigt Linné's Selbstbiographie. Man hat unter seinen Papieren noch viel Aehnliches: Verzeichnisse seiner Werke, seiner Glücksgaben, Beschreibung seiner Persönlichkeit u. s. w. Einmal stellt er alle Botaniker der Zeit zu einem Leibregiment Flora's zusammen. Er ist General. Unter den Obersten figurirt zuerst Haller, Feldwebel ist Siegesbeck.

Daſſ er seine Verdienste nicht zu hoch anschlägt, glauben wir den gelehrten Naturkundigern auf's Wort. Er hat allerdings durch Erfindung einer besondern Sprache für seine Wissenschaft die Veranlassung gegeben, daſſ viele die Natur zu verstehen glauben, wenn sie die Sprache geläufig reden können. Aber man kann ihm so wenig die spätere Philologie der Naturkunde zur Last legen, als etwa Christo den Jesuitismus und die Autodafés. Er hat auf ein inneres geistiges Verständniſſ hingearbeitet und seine strenge, oft willkührliche Systematologie sollte nur die Fundamentsteine des eigentlichen Tempels legen.

Linné ward im hohen Alter zum Kinde, dessen einzige Freude wieder das Spiel mit den Blumen seiner Sammlungen wurde. Er starb fast 71 Jahr alt am 10. Januar 1778.

Man hat viele Briefe von ihm gesammelt, es leben noch im Munde seiner Anhänger viele Anekdoten von ihm. Ich will, um meine Leser nicht zu lange bei einer mir so lieben Persönlichkeit festzuhalten, von jedem nur ein Beispiel geben.

An Dr. Hagström:

Edler und Hocherfahrner Herr Provinzialmedikus!

Ich habe jetzt zum achten Male des Herrn Doktors Pan Apum gelesen, welches der Herr Doktor mir zu senden die Güte hatten. Ich kann ohne Heuchelei behaupten, daſſ es ein Juwel

ist. Des Herrn Doktors durchaus neue Beobachtung, kurze und sinnreiche Schreibart, leichte Gedanken und Schlüsse machen, dass derjenige einen Stein statt des Gehirns haben müsste, der nicht ergriffen würde und Affektion für das Buch gewänne, wie roh auch der Leser wäre. Der Herr Doktor hat mit diesem einzigen Werke seinen Namen so tief in den Felsen der Zeit gegraben, dass kein Wechsel der Jahre ihn verwischen kann. Ich gratulire dem Herrn Doktor zur Unsterblichkeit.

Verbleibe

meines alten Freundes

Upsala 1768 gehorsamster

den 25. Oktober. Karl von Linné.

NB. Gar zu artig sind die Spezies determinirt.

Bei einer Exkursion in der Umgegend von Upsala, als Linné im Kreise seiner Lieblingsjünger im Grase lag und ausruhte, meinte einer von ihnen, dass Linné selbst doch wenig Freude bei solchen Spaziergängen haben könnte, da ihm alle vorkommenden Naturgegenstände schon längst bekannt wären. „Was glauben Sie?“ sagte Linné und schlug mit der Hand auf den Boden; „hier unter meiner Hand ist sicherlich ein mir noch unbekanntes Wesen!“ Man untersuchte die Stelle sorgfältig und fand wirklich eine noch unbestimmte Schwammart. —

Wer es verstünde und wagte, könnte eine interessante Parallele zwischen Linné und dem Heroen unsers Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, ziehen. Ich — überlasse die Reflexionen dem Leser und bemerke nur, dass Parallellinien solche sind, die, nach Belieben verlängert, sich in keinem Punkte berühren.

Man hat in Upsala und gegen Linné nicht die Reliquiensucht geübt, die den schwedischen Königen und hohen Herren folgt. Sein Garten ist kein botanischer mehr, sein Haus ist anderweitig eingerichtet und, wenn ich nicht irre, gegenwärtig von dem Stallmeister der Akademie bewohnt. Sein Herbarium ist in England. — Im Hörsal der Botanik steht seit 1829

seine von den Studenten angeschaffte sehr schöne Bildsäule. Er sitzt mit einem Buche in der Hand. —

Der neue botanische Garten ist zum Theil noch Park, gehörte früher zum Schlosse, wurde von Gustav III. der Universität geschenkt. Als sein Sohn sich dort aufhielt, kam der König oft nach Upsala und ließ sich dann auch die einzelnen Professoren vorstellen. Sein Günstling war Linné's Schüler Thunberg. Einst forderte er ihn und einen Professor der Theologie auf, sich eine Gunstbezeugung auszubitten. Thunberg bat sogleich um einen neuen botanischen Garten für die Universität, der Theologe um ein eben erledigtes reiches Pastorat bei Upsala für sich selbst.

Lappland.

„Ich bin kein großer Nebukadnezar, ich habe keine sonderlichen Graskenntnisse.“
Shakespeare.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer und backen
Sich Fische und quäcken und schrein.
Heine.

Man hat mich nach meiner Rückkehr aus dem Norden oft und am häufigsten nach der Natur Lappland's und nach den Sitten seiner Bewohner gefragt. Ich will hier den Versuch machen, Land und Volk möglichst genau und treu abzuzeichnen. Lappland liegt uns räumlich so nahe, man könnte es von Berlin aus in weniger als zwei Wochen erreichen: die lappländischen Zustände sind uns desto ferner und fremder. — Ich selbst meinte, daſſ man in den elenden Hütten Masurens und sonst an vielen Orten unseres gepriesenen Vaterlandes Aehnliches finden könnte. Dem ist nicht also! — Unsere Proletarier sind Menschen, verkümmert durch die geschichtliche Entwicklung des sozialen Lebens. Ihre Zahl wird größer, ihre Lage kläglicher. Der Lappmann ist ein Autochthone, er ist der Gestalt wie der Lebensweise nach, wozu die Natur ihn machte, was sie ihm zu sein verstattet. — Lappland ändert allmälig sein Exterieur, seine Urbewohner werden bald zu den antediluvianischen Gestalten gehören. Die Wüste wird kultivirt, ihre ächten Kinder verschwinden vor der Civilisation. Wir übersehen die Lappmarken in allen Stufen ihrer Entwicklung vollständig; ein Blick reicht von den uranfänglichen Voraussetzungen bis zu den endlichen Resultaten, ich meine von der geologischen Gestaltung des Bodens bis zu der Mythologie der Bewohner. Das sind die Pole, die Endpunkte eines Landes und des dort entstammten Volkes. In Lappland ist

das Alles in den einfachsten Zügen hingeschrieben. Ein Kind kann es lesen.

Ich habe absichtlich jene wunderlichen Worte aus dem brittischen Dichter zum Motto dieses Abschnitts meiner Reisebeschreibung gemacht. Ich weiß von der Wissenschaft eben nur genug, um mich des hohlen Prunks mit den tönenden Schellen der Kunstausdrücke zu schämen. Schleiermacher fing seine Vorlesung über Dialektik mit der Voraussetzung an, daß seine Zuhörer noch nie philosophirt hätten. Ich traue unhöflicher Weise meinen Lesern garnichts zu und werde Alles nicht allgemein Verständliche vermeiden, wo es mir auf allgemeines Verständniß ankommt. —

Skandinavien ist eine langgestreckte Felsenkuppe, ein langsam aus dem Meer hervortauchender Gebirgskamm. Das Gestein ist ein sehr alter Gneus, der in Lappland oft von Granit ersetzt wird, mitunter in Hornblendeschiefer übergeht und selten von jüngern Formationen bedeckt ist. Man hat Lapplands Berge noch nicht mineralogisch untersucht, wenigstens nicht so vollständig als man dort die Pflanzen- und Thierwelt durchforschte. Die Winterreisen geben nur spärliche Ausbeute und die Reisen im Sommer sind ungemein beschwerlich. An eine bergmännische Benutzung der Erzlager ist vorläufig nur in sehr wenigen Fällen zu denken. Die weiten, unwegsamen Strecken zwischen Gebirg und Meer; die Schwierigkeit, Arbeiter dorthin zu ziehen und dann zu unterhalten; die Unmöglichkeit, große Lasten zu transportiren, das sind Hindernisse, die man erst später überwinden wird. Sie sind ganz unbesiegbar, solange der langsam vordringende Ackerbau nicht weiter im Lande und festeren Fuß gefaßt hat.

Bis jetzt wird nur Eisenerz regelrecht gewonnen. Das Metall findet sich in seltener Reinheit und in kolossalen Lagern hauptsächlich in Glimmerschiefer. Die Eisenlager von Kiirunavara und Luossavara, $2\frac{1}{2}$ Meile von Jukasjervi Kirche und 34 Meilen von Tornå, werden nur durch einen $\frac{1}{4}$ Meile langen See getrennt und hängen unter ihm vermuthlich zusammen.

Das von Kiirunavara hat auf einer Länge von 8400 Fuß eine Mächtigkeit von 400—800 Fußen und ist fast ganz von fremden Beimischungen frei. Das Lager von Luossavara ist vielleicht noch bedeutender, wird aber von Erdlagen bedeckt. Das Gebirge hier ist porphyrartig. — Der Gellivara, 22 Meilen von Luleå, erhebt sich beinahe bis zur Alpenhöhe und scheint ganz aus Eisenerz zu bestehen. Die zunächst liegenden Felsen sind granitartiger Gneus. — Auch im Süden von Schweden treten solche Eisenklippen aus dem Plateau des Landes, z. B. der Taberg bei Jönköping. Das einschließende Gestein verwitterte und ließ die Eisenmasse freiliegend zurück. — Das Gellivara-Eisen ist nicht so geschätzt als das von Dannemora. Es ist zu kaltbrüchig und kann nicht ohne Zusatz geschmolzen werden. Man verwendet es zu allen Gusswaaren mit gutem Erfolg. Das Erz ist ungefähr achtzig prozenthaltig. Das Vorkommen ist meist körnig, mitunter oktaedrisch krystallisirt. Zur Gewinnung bedient man sich durchgängig der Holzkohle. Dadurch wird am besten die oft gehörte Meinung widerlegt, als wäre das englische Eisen schlechter als das schwedische, weil es mit Steinkohle bereitet wird. Wenn ich nicht schon soviel Biographisches vorgebracht hätte, würde ich hier Manches von dem Baron Hermelin erzählen, der um die Gegend von Gellivora wie überhaupt um die Lappmarken sich große Verdienste erwarb. Er hat hier „der schwedischen Krone im Frieden und innerhalb ihrer Grenzen eine Provinz erobert."

Man hat Kupfer und Silberzeichen in Lappland gefunden; auch Gold, meines Wissens freilich nur eine Stufe. Die Lappländer sind wenig geneigt, ihre derartigen Kenntnisse zu verbreiten; sie würden von Eindringlingen nur noch mehr bedrängt werden. Auf reiche Silbergruben ist auch schwerlich zu rechnen. — Sobald aber die Kultur der Cerealien weiter vorgedrungen ist und die Kolonien feste Anhaltspunkte gebildet haben, werden die Schätze des Gebirges aufgeschlossen werden. Englische Kapitalien finden hier passende Anlegestellen. Die Regierung scheint die Auswanderung in's Innere nur wenig und ohne System

zu unterstützen. Freiheit von Abgaben für einige Zeit, 5, 10 bis 15 Jahre, ist doch nur eine passive Hülfe. Wege anlegen, Schulen einrichten ist die Sache der meist schwer bedrückten Ausbauer selbst. —

Die westliche Abdachung des lappländischen Gebirgszuges ist steil abfallend und berührt fast das Meer; an vielen Stellen treten Busen tief in das Gestein. Es giebt hier Berge, deren Gipfel der ewige Schnee bedeckt und deren Fuß sich in Salzwasser taucht. Die östliche Seite, die schwedische, ist ein angeschwemmtes Terrain, aus dem Felsen hervorragen, die früher im Meer Skären waren. — Man darf den Höhenzug nicht als zusammenhängendes Gebirge denken. An verschiedenen Stellen schlängeln sich Thäler von Westen nach Osten hindurch und nur wenige Berge ragen bis in die Region des ewigen Schnees hinauf.

Man hat schon lange Zeit ein allmäliges Emporsteigen der Halbinsel über das Niveau des Meeres bemerkt und in neuerer Zeit durch unzweifelhafte Beobachtungen erwiesen. Es scheint fast, es wäre dies die einzige geologische Begebenheit, welche der Norden erfuhr. Man findet von den Schichtungen anderer Gebirgsländer fast nichts. Es giebt keine Steinkohlenlager, die als ungeheure Grabstätten einer üppigen Flora der Vorwelt auf andere klimatische Verhältnisse schließen lassen. Es giebt kein Fluthland, in dem sich Ueberreste gigantischer, längst ausgestorbener Thierarten finden. Man erzählt von einer mehlartigen Erde, welche die Umwohner von Degerfors an den Wurzeln der Waldbäume finden und mit Roggenmehl zu Brod verbacken sollen. Die erdige Substanz, die manche Völker Amerikas essen, zeigt Spuren von einem animalischen Stoff. Ob hier in Lappland etwas Aehnliches stattfinde und wie die Geologen darüber urtheilen, habe ich nicht erfahren. — Auf den Gebirgen sieht man weit über der jetzigen Baumgränze noch manch starken festgewurzelten Stumpf. Bäume fanden also hier oben noch ihr Gedeihen, als das Land sich weniger hoch über dem Meere befand. Man findet keine Spur von Unterholz, es ist also auf

ein plötzliches Sinken der Temperatur nicht zu schließen, wie es allein z. B. der Uebergang der Bernsteinflora in die Braunkohlenschicht des preußischen Samlands erklärt. Zwischen der östlichen Küste und dem Gebirge liegen weite Sümpfe und am Fuß der Berge große Seen, aus denen Flüsse in weitem östlichen nach Süden geneigten Lauf zwischen Felsen und Höhen hindurch nach dem bottnischen Meerbusen strömen. An ihnen entlang zieht sich eine Vegetation von der Küste bis weit in's Innere, die von der auf den anliegenden Höhen bedeutend abweicht.

Lapplands Flora genau zu bestimmen war nicht allein deßhalb von Wichtigkeit, weil sie ein Glied in der allgemeinen Pflanzengeographie bildet, sondern auch weil durch Lappland die nördliche Grenze aller Vegetationen, besonders aber des Getreidebaues, geht. Wahlenberg, der jetzt regierende princeps botanicorum, hat faktisch bewiesen, wie gerade eine solche Lokalität geeignet ist, die leitenden Ideen der Pflanzengeographie anschaulich zu machen. Man würde ihn noch unbestrittener als den ersten Anfänger dieser Betrachtungsweise ansehen, wenn er nicht aus fanatisirtem Patriotismus und Vorliebe für seinen großen Landsmann es verschmäht hätte, statt der Linnéschen Eintheilung die des natürlichen Systems anzunehmen, das hier ganz entschieden den Vorzug verdient. Er beschreibt 1087 Lappländische Pflanzen und darunter 496 Phanerogamen. Man hat in neuerer Zeit die Zahl vermehrt, oft wol nur scheinbar, indem minutiöse Scheidungen Arten und Unterarten bestimmten. Wahlenberg warnt in seiner Flora Lapponica ausdrücklich vor solcher Verirrung, als verderblich und hinderlich aller wesentlichen Erkenntniß der Pflanzen und ihres Lebens.

Man hat durch genaue Beobachtungen die Grenzlinien ausgemittelt, zwischen denen sich bestimmte Pflanzen auf der Erde ausgebreitet haben. Man hat Vegetationsgürtel um die Erde gezogen, sie in Pflanzenzonen eingetheilt. Daß diese Linien von den mathematischen Parallelkreisen auf der Erdkugel vielfach abweichen, darf uns weniger befremden, als daß sie auch mit den Linien selten zusammenfallen, durch die man die Punkte

verbunden hat, an denen die mittlere Jahrestemperatur gleich ist. Die Temperatur eines Landstrichs ist nicht allein von seiner Lage gegen die Pole oder den Aequator abhängig. Es wirken Gebirgszüge, die Nähe des Meeres und vielleicht in den meisten Fällen und am entschiedensten die Luftströmungen dabei mit, die fast in allen Gegenden der Erdoberfläche sich durchschnittlich gleich bleiben. Jede Strömung vom Aequator her führt Wärme mit sich und verleiht Ländern, die sie trifft, ein glücklicheres Klima, setzt aber auch, da die Luft wie das Meer sich in Gleichgewicht zu setzen strebt, eine entsprechende polarische Strömung voraus, die den von ihr berührten Landstrichen ein rauheres Klima bringt. —

Die Vegetation ist zunächst durch die geologische und mineralogische Zusammensetzung des Bodens bestimmt. Man hat beobachtet, dass es auf die geologische Epoche, der der Grund und Boden seine Entstehung verdankt, weniger ankomme, als auf die chemischen Bestandtheile desselben. Es giebt Kiesel-, Kalk-, Salz- Sumpfpflanzen u. s. w. Von Temperaturbestimmungen ist nicht allein die mittere des Jahres von Wichtigkeit. Man muss auch die höchsten Thermometerstände und die niedrigsten kennen. An vielen Orten reicht die äußerste Sommerhitze nicht mehr aus, um bestimmte Pflanzen zur vollständigen Entwickelung zu bringen, an andern tödtet die scharfe Winterkälte alle Keime. Außerdem giebt's lokale Ursachen und natürlich viel Unbegriffenes, vielleicht Unbegreifliches. — Im Garten von Upsala z. B. findet man keine lappländischen Alpenpflanzen. Es ist für sie zu kalt, d. h. sie erfrieren, bevor eine schützende Schneedecke sie verhüllt. — Folgen wir einer Pflanze, so finden wir die Hasel (Corylus avellana) an der Küste des Westoceans mit der Eiche gemeinsam wachsend, sie verschwindet in derselben Breite in Sibirien ganz, geht in Schweden 8 Grad höher als die Tanne, in Norwegen gleichweit mit derselben und ist auf den orkadischen Inseln der am meisten der Kälte trotzende Baum. — Es ist mit den deutschen Pflanzenbenennungen eine üble Sache. Ich bemerke hier für den, dem das etwas hilft, dass ich unter

ein plötzliches Sinken der Temperatur nicht zu schließen, wie es allein z. B. der Uebergang der Bernsteinflora in die Braunkohlenschicht des preußischen Samlands erklärt. Zwischen der östlichen Küste und dem Gebirge liegen weite Sümpfe und am Fuß der Berge große Seen, aus denen Flüsse in weitem östlichen nach Süden geneigten Lauf zwischen Felsen und Höhen hindurch nach dem bottnischen Meerbusen strömen. An ihnen entlang zieht sich eine Vegetation von der Küste bis weit in's Innere, die von der auf den anliegenden Höhen bedeutend abweicht.

Lapplands Flora genau zu bestimmen war nicht allein deßhalb von Wichtigkeit, weil sie ein Glied in der allgemeinen Pflanzengeographie bildet, sondern auch weil durch Lappland die nördliche Grenze aller Vegetationen, besonders aber des Getreidebaues, geht. Wahlenberg, der jetzt regierende princeps botanicorum, hat faktisch bewiesen, wie gerade eine solche Lokalität geeignet ist, die leitenden Ideen der Pflanzengeographie anschaulich zu machen. Man würde ihn noch unbestrittener als den ersten Anfänger dieser Betrachtungsweise ansehen, wenn er nicht aus fanatisirtem Patriotismus und Vorliebe für seinen großen Landsmann es verschmäht hätte, statt der Linnéschen Eintheilung die des natürlichen Systems anzunehmen, das hier ganz entschieden den Vorzug verdient. Er beschreibt 1087 Lappländische Pflanzen und darunter 496 Phanerogamen. Man hat in neuerer Zeit die Zahl vermehrt, oft wol nur scheinbar, indem minutiöse Scheidungen Arten und Unterarten bestimmten. Wahlenberg warnt in seiner Flora Lapponica ausdrücklich vor solcher Verirrung, als verderblich und hinderlich aller wesentlichen Erkenntniß der Pflanzen und ihres Lebens.

Man hat durch genaue Beobachtungen die Grenzlinien ausgemittelt, zwischen denen sich bestimmte Pflanzen auf der Erde ausgebreitet haben. Man hat Vegetationsgürtel um die Erde gezogen, sie in Pflanzenzonen eingetheilt. Daß diese Linien von den mathematischen Parallelkreisen auf der Erdkugel vielfach abweichen, darf uns weniger befremden, als daß sie auch mit den Linien selten zusammenfallen, durch die man die Punkte

verbunden hat, an denen die mittlere Jahrestemperatur gleich ist. Die Temperatur eines Landstrichs ist nicht allein von seiner Lage gegen die Pole oder den Aequator abhängig. Es wirken Gebirgszüge, die Nähe des Meeres und vielleicht in den meisten Fällen und am entschiedensten die Luftströmungen dabei mit, die fast in allen Gegenden der Erdoberfläche sich durchschnittlich gleich bleiben. Jede Strömung vom Aequator her führt Wärme mit sich und verleiht Ländern, die sie trifft, ein glücklicheres Klima, setzt aber auch, da die Luft wie das Meer sich in Gleichgewicht zu setzen strebt, eine entsprechende polarische Strömung voraus, die den von ihr berührten Landstrichen ein rauheres Klima bringt. —

Die Vegetation ist zunächst durch die geologische und mineralogische Zusammensetzung des Bodens bestimmt. Man hat beobachtet, daß es auf die geologische Epoche, der der Grund und Boden seine Entstehung verdankt, weniger ankomme, als auf die chemischen Bestandtheile desselben. Es giebt Kiesel-, Kalk-, Salz- Sumpfpflanzen u. s. w. Von Temperaturbestimmungen ist nicht allein die mittere des Jahres von Wichtigkeit. Man muß auch die höchsten Thermometerstände und die niedrigsten kennen. An vielen Orten reicht die äußerste Sommerhitze nicht mehr aus, um bestimmte Pflanzen zur vollständigen Entwickelung zu bringen, an andern tödtet die scharfe Winterkälte alle Keime. Außerdem giebt's lokale Ursachen und natürlich viel Unbegriffenes, vielleicht Unbegreifliches. — Im Garten von Upsala z. B. findet man keine lappländischen Alpenpflanzen. Es ist für sie zu kalt, d. h. sie erfrieren, bevor eine schützende Schneedecke sie verhüllt. — Folgen wir einer Pflanze, so finden wir die Hasel (Corylus avellana) an der Küste des Westoceans mit der Eiche gemeinsam wachsend, sie verschwindet in derselben Breite in Sibirien ganz, geht in Schweden 8 Grad höher als die Tanne, in Norwegen gleichweit mit derselben und ist auf den orkadischen Inseln der am meisten der Kälte trotzende Baum. — Es ist mit den deutschen Pflanzenbenennungen eine üble Sache. Ich bemerke hier für den, dem das etwas hilft, daß ich unter

Tanne Pinus obies, unter Fichte Pinus silvestris verstehe. — In Lappland verschlingen sich die verschiedenen Bedingungen des Vorkommens so sehr, dass seine Flora einige Spezies mit Island, andere wieder mit Sibirien und noch andere mit der Schweiz gemeinsam aufzählt. —

Ich weiß nicht, ob man jemals den Gedanken gehabt hat, dass von Eden aus sich die Pflanzen allmälig weiter verbreitet haben und hier und dort ausgeartet sind. Jetzt nimmt man wenigstens allgemein verschiedene Schöpfungscentra an und diese genau auszumitteln ist die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft, die man Pflanzengeographie nennt und die aus der Vermählung der Geologie und Botanik entsprang. Als die Erde noch in der Zeit ihrer produktiven Schöpferkraft war, d. h. also wol damals als noch die von innen herausstrahlende Wärme bei der Gestaltung der Organismen entschieden mitwirkte, war jede Pflanze alsbald da, wenn die Bedingungen ihres Daseins an irgend einer Stelle erfüllt waren. Diese Bedingungen waren in verschiedenen Gegenden wol ähnlich aber nicht gleich. Kleine Nüancirungen haben es daher bewirkt, dass z. B. die Alpenfloren des Südens und des Nordens wol verwandt sind, dass sich aber doch auch bedeutende Verschiedenheiten erkennen lassen. — Jeder Punkt, auf dem sich eine solche Reihe von Bedingungen erfüllte, ward zum Schöpfungscentrum. Wo die Möglichkeit des Bestehens einer Pflanze kulminirte, da entstand sie; sie verbreitete sich von da aus ringsum, hierhin weiter, dorthin weniger weit, je nachdem sie ihre Voraussetzungen erfüllt fand. Die Birke z. B. gedeiht noch weit nach der Schneegränze hinauf, aber sie ist nur ein Gast. Es erzeugt sich keine Blüthe und kein Samen, die Blätter sehen schön hellgrün aus, wie bei uns im Frühlinge. Die Pflanzengeographische Anschauung der Botanik wird für die Erkenntniss des eigentlichen Pflanzenlebens noch wichtige Resultate geben; bis jetzt scheint man den Nachdruck mehr auf das „geographisch“ zu legen und die Biologie gewinnt weniger. Indessen hat man doch neuerdings interessante Versuche angestellt, um zu ermitteln, ob die dauernde Pflanze

durch eine ihrem Organismus eigenthümliche Wärme dem äußersten Winterfrost widerstehe. Thermometer, die man in Fichtenstämme steckte, zeigten indessen nur einen sehr unbedeutenden Unterschied von denen in der freien Luft. —

Die Verbreitung der Thiere ist mehr historisch; doch bedingt auch hier die Naturbeschaffenheit des Landes das Gedeihen seiner Bewohner. Die Antilope im Innern Afrikas, die Gemse auf den südlichen Alpen, das Reh und der Hirsch der ebenen Waldungen, das Elen des Nordens und das Renthier in Lappland bilden gewiss eine natürliche und für die Bestimmung der Länder selbst wichtige Stufenfolge. — Mitunter scheint die Natur erst die Bedingungen des Daseins für eine Thiergattung erfüllt zu haben, als die originale Schöpfungskraft schon erloschen war: darauf deutet z. B. das Gedeihen und die ungeheuer üppige Vermehrung europäischer Hausthiere in Südamerika hin.

Ueber die Temperatur Lapplands lassen sich keine allgemeinen Sätze aufstellen, der nördliche, der südliche, der östliche und westliche Theil, die Hochgebirge, die Ebenen, die Thäler bieten sehr verschiedene Data dar. — Ich führe, um einen ungefähren Begriff zu geben, die Bestimmung der Jahreszeiten für das Thal von Alten an, etwa unter dem 70sten Grade nördlicher Breite und dem 41sten der Länge. — Der Winter dauert 7 Monate, vom Oktober bis zum April, die mittlere Wärme beträgt — 5° C. Die Pflanzen liegen im Winterschlaf. — Der Frühling: im Monat Mai + 4°,81. Die Vegetation erwacht, wird aber häufig zum Stillstand genöthigt. — Der Sommer: Juni bis August + 10°,13. Die Pflanzen wachsen ohne Unterbrechung, weil das Thermometer nicht mehr unter 0° fällt. — Der Herbst: September + 5°,66. Zeit der Samenreife, verspätete Blüthe einiger Gewächse. — Von Mai bis zum September sind 43 Tage durchschnittlich heiter. — Dieses Thal bildet den nördlichsten Punkt für den Ackerbau. An für sie günstigen Stellen steigen Alpenpflanzen fast bis an's Meer hinab. —

Gehen wir nun zur speziellen Betrachtung des eigentlichen Lapplands über. Die Küstenbewohner trennen das bottnische

Meer in 2 Theile und nennen den nördlichen oberhalb der [illegible] Lappland [illegible] ([illegible]), den südlichen [illegible] ([illegible]). Bis an diese Grenze geht nach Süden zu Lappland hinab, obwohl die [illegible] noch weiter gehen. Die Ostküste ist von Schweden [illegible] nur bilden einen ziemlich unfruchtbaren, [illegible] sumpfigen Landstrich mit Knieholz und Birkengebüsch bewachsen, nur die Flußthäler machen eine Ausnahme und eignen sich vorzugsweise zum Ackerbau. Ungefähr 3 bis 8 schwedische Meilen von der Küste und ihr parallel bildet eine Hügelreihe von durchschnittlich 500 Fuß Höhe die sehr markirte Grenze Lapplands. Diese Hügel sind domenartig abgerundet und bewachsen. Viele Pflanzen überschreiten diese Grenze nicht, z. B. der officinelle Ehrenpreis, die Sumpfcalla, die weiße Wucherblume u. s. w. Jenseits treten wir in die ungeheuern Nadelwälder, die sich in zwei ziemlich deutlich unterschiedenen Regionen um die Nordspitze des bottnischen Busens herumbiegen. —

Die erste — die untere Waldregion besteht hauptsächlich aus Tannen. Anfangs wird dieselbe von dem Wiesenklee begleitet: man sieht an feuchten Stellen unser Maiglöckchen, die schöne Lysimachia thyrsiflora, die weiße Teichrose u. s. w. Gegen die folgende Region zu verschwindet auch der kriechende Klee, die gelbe Teichrose und die meisten Wasserpflanzen. Die Gegend wird namentlich im Norden sehr sumpfig, der Süden ist etwas trockener. Einige Berge, z. B. der Gellivara, erheben sich hier und zeigen, obwohl ihre Höhe nicht so beträchtlich ist, entschiedene Alpenflora, von der sich einzelne Vorläufer auch in die Ebene verlieren. —

Die zweite — die obere Waldregion ist charakterisirt durch die Fichte. Ihre Breite ist weniger beträchtlich und ihre Abgränzung durch die Verschiedenheit des Terrains viel beschwerlicher. Die Vegetation ist ärmlich, weiße zierliche Flechten bedecken den Boden, von dem sich die dunkelgrünen Blätter und die rothen Beeren der strauch- und buschartigen Haidekräuter schön abheben. Die Birke belaubt sich erst gegen die Zeit des Sommersolstitiums hin. Die zahlreichen Seen und die größern

Flüsse dieser Gegend liegen meist tausend Fuß über dem Meeresspiegel. —

Die Region der Voralpen ist charakterisirt durch die Birke, die viel höher in die kalten Regionen der Erde und der Berge hinaufklimmt als die Fichten und die Tannen. — Dies Gebiet gränzt sich viel schärfer ab, als das vorige. Die Espe, unser Faulbaum (Prunus Padus), verschwinden früh; etwas weiter geht die Eberesche (Sorbus aucuparia), an manchen Stellen hört sie sogar erst mit der Birke zugleich auf. Vor Ende Juni blättert sich der Baum hier nicht auf. Runde Hügel treten über die Ebene hervor und bedecken sich mit Lichen rangiferinus, dem Renthiermoose. Man nennt die Pflanze meistens so trotz der Predigt eifernder Botaniker, daß es eigentlich eine Flechte sei. Das Gebirge schiebt einzelne Höhen mit vollständiger Alpenvegetation vor. Thäler dringen tief in's Gebirge ein und führen die Birke bis auf die norwegische Seite.

Die untere Alpenregion zeigt die Birke nur vereinzelt und verkümmert, ohne vollständige Entwicklung an wärmern, sumpfigen Stellen. Der Schnee liegt in den Thälern und Felsspalten bis zur Mitte des Juli. Die Weide der Alpen kriecht als niedriges, graugrünes Gesträuch dazwischen umher.

Die Alpenspitzen behalten den Schnee das ganze Jahr hindurch, er fließt in kleinen Bächen über die Steine hinab. Hier ist die Vegetation uns ganz fremdartig. Ich bedaure, daß meine Beschreibung den Lesern eben so wenig helfen würde als eine Namenaufzählung. — Ueber die Schneegränze sind nur wenige Spitzen erhaben. — Die norwegische Seite ist weniger wichtig. Die schroffen Bergwände, die meerzerrissene Gestalt des Ufers erlauben keine bemerkbare Stufenreihe. —

Die Thierwelt ist von der Pflanzenverbreitung abhängig. Es ist mit Recht behauptet, daß im Allgemeinen keineswegs jene die letztere voraussetze. Die Bewohner des Meeres zeigen uns, wie das animalische Leben nur durch einen Kreislauf in sich bedingt sei. Das Renthier setzt indessen allerdings die Renthierflechte voraus, und der nordische Wolf das Renthier. —

Aus den Seen am Hochgebirge entspringen Flüsse, an deren Mündung Städte liegen. Die Namen sind einander entsprechend, Torneå am Torneåelf, der aus dem Torneåsee kommt, ebenso Umeå, Umeåelf und Stor Uman. — Die Städte sind von Holz und sehen wenigstens zum Theil recht stattlich aus. Manche haben stattliche Brücken, die beide Flussufer verbinden. Etwas Ackerland umgiebt sie. Auf jedem Felde pflegt eine Scheune zu stehen, weil Wetter und Wege oft im Herbst ein Weiterfahren des Getreides unmöglich machen. Das giebt der Gegend etwas Bewohntes. Die Städte sind Vermittler für das Binnenland und treiben größtentheils überseeischen Handel mit Holz in Balken und Brettern, Theer und andern Landeserzeugnissen. Im Winter kommen die Lappländer auf die Märkte herab, bringen die Produkte ihrer Viehzucht und ihre Jagdbeute zum Verkauf und tauschen mehr oder weniger überflüssige Dinge ein. Für Fleisch, Zungen, Käse, Felle nehmen sie Wolmar, eine grobe Tuchart zu ihren Hütten und zu ihrer Bekleidung im Sommer, ferner Mehl, Salz und Branntwein. Sie sind jetzt schon schlaue Händler und lassen sich ihren oft reichlichen Ueberschuss gern in Silbergeld und Silbergeräth auszahlen. — Die Kolonisten, die Nybyggare, sind viel übler d'ran. Ihr Acker giebt geringen Ertrag, sie müssen fast immer Rindenbrod essen. Aus dem Dünger, der ihren Ländereien zu Gute kommen sollte, müssen sie Salpeter zu gewinnen suchen, um damit ihre Abgaben zu bezahlen, was man ihnen aus besonderer Begünstigung verstattet hat. Wenn sie ganz arm sind, bereiten sie Theer. Der Transport der Fässer ist sehr schwierig und die Kaufleute in den Städten, bei denen sie in den häufigen Misserndtejahren tief in's Schuldregister kommen, bestimmen den Preis. —

Die Schweden sind, was man so fromme Leute zu nennen pflegt, und jemehr nach dem Norden hinauf, desto mehr. Swedenborgische Mystik hat noch viele Anhänger und die Läsare im Norden bilden eine eigne Sekte, weniger durch besondere Glaubenslehren als dadurch ausgezeichnet, dass sie es mit dem Christenthum etwas ernstlicher meinen, als es in der grossen Welt

Sitte ist, die sich mit bescheidentlicher Theilnahme an den Aeußerlichkeiten zu begnügen pflegt. Seitenstücke zu den Läsare findet man allerorten, und es ist ein müßiger Zeitvertreib der gelehrten Theologen Systeme aufzusuchen, wo keine Spur davon zu finden sein kann. — Aber auch jeder Einheimische wird sich im Norden nicht an die Mittagstafel setzen, ohne sein Gebet zu verrichten. —

„Ich bin des trocknen Tons nun satt." Als wir dort schifften, fiel einst am hellen Tage ein dichter, undurchdringlicher Nebel, die Seeleute nannten ihn Mist. Die Fahrt wird dann nicht bloß gefährlich, sondern geradezu unmöglich. Unser Dampfboot warf Anker und wir lagen ungefähr sechs Stunden ganz fest. Die meisten Passagiere krochen in ihre Kojen und verschliefen die trostlose, inhaltslose Zeit. Mich mied der Schlaf, ich stieg vom Verdeck, wo man wirklich auf die Masten lief, in die Kajüte, ließ mir ein Glas Todde zurecht machen und vertrieb mir die Zeit damit, dass ich in mein Taschenbuch Bemerkungen und Gedanken schrieb, wie sie mir gerade in den Sinn kamen. Wenn man zum Denken nicht Lust hat, geht man ihm am besten aus dem Wege, wenn man seinen bunten Einfällen folgt. Ich gebe hier dem Leser ein Blatt aus meinen Nebelbetrachtungen. —

„Die Seekrankheit ist ein Trillhäuschen. —

Ein Student, der die Reise mitmacht, kommt direkt aus Brasilien. Dahin schicken die schwedischen Aerzte gerne ihre Brustkranken. Der junge Mann hatte dort Deutsch gelernt, das einige Aehnlichkeit mit dem Portugiesischen haben mochte. Es wird aber auch sonst auf dem Schiffe deutsch verstanden und gesprochen, aber freilich nur von mir allein. —

Als der Nebel noch etwas dünner war, sahen wir ein Schiff daherkommen. Es sah ganz so aus wie ein bloßer Schollen. — Ich habe den angenehmsten Zeitvertreib, ich warte.

Es läßt sich keine schönere Ueberraschung denken, als wenn man aus den unwegsamen Waldungen Lapplands kommt und plötzlich sich das Thal vor den Augen ausbreitet, in dem Skel-

lefteå an seinem reizenden Fluss liegt. Die Kirche ist das einzige schöne Bauwerk im Norden; sie ist im Viereck gebaut, an jeder Seite tragen acht jonische Säulen eine Attika, ein schönes Kuppeldach auf schlanken Pfeilern erhebt sich darüber. Sonst sind hier wie häufig bei mir zu Lande die Pfarrhäuser kleine Palläste und die Kirchen daneben sehen wie Spritzenhäuser aus. — Skellefteå ist eine paradiesartige Oase in der lappländischen Wüste. — Ackerfelder und Wiesen, hochgewachsene Laubbäume umgeben die freundlichen Häuser. —

Achtzehn Meilen südlich von Umeå liegt eine neue Stadt Örensköldsvik. Vor 6 Jahren war hier alles wilder Wald, und man sah nichts wie die aufsteigenden Rauchsäulen der Meiler und Theerbrennereien. Ein einfacher Bauer Odberg hat nun dort eine Kolonie gegründet. Schiffe landen, es wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Odberg's Haus ist freilich ganz von Holz gebaut, aber es sieht stattlich aus wie ein gräfliches Schloss. Eben zeigte mir ein freundlicher Mann einen Saal, dessen Wand eine gut gemalte Ansicht — von Köln am Rhein schmückte. Die gegenüberliegenden Pfeiler waren geschmackvoll mit den Emblemen der Fischerei, der Jagd und des Ackerbaus geziert. Hier tanzen die zahlreichen Glieder seines Haushalts an festlichen Tagen. Die Schweden machen es ihren Leuten bequem, man hat zahlreiche Gehilfen. Odberg hatte einen jungen Mann auf seine Kosten in Deutschland und Frankreich reisen lassen, der ihm nun die auswärtige Korrespondenz führte. —

In Sundsvall zeigte man mir den reichsten Mann in der Stadt. Ich kann auf mein Wort versichern, dass er eben so aussah, wie alle übrigen Menschen, nur noch etwas gewöhnlicher.

In Umeå erzählte man mir, dass der Pastor Mitglied der Akademie der Wissenschaften wäre. Sein Sohn, zur Zeit Student in Upsala, hatte schon für ein Gedicht eine Prämie erhalten. Ich weiß nicht, weshalb mir dabei das Wort Klopstock's einfällt:

„Und dieses Märchen ist vielleicht — ach! nicht unsterblich!"

Die Zeit kehrt sich den Teufel an akademische Censuren. Sie gleicht einem Goldwäscher am Niger. Der hält die Schaale mit Sand der Fluth entgegen und was endlich zurückbleibt, ist ächtes Gold. Manch schimmerndes Glimmerblättchen entführt die Welle. —

Die Welle verrinnt, wo ist ihr Wesen? Ein ewiges Zerrinnen ist die Persönlichkeit der Menschen. Das Meer ist die Geschichte. Der Einzelne schmiegt sich aufhörend in's Ganze zurück. Das Meer ist nicht unendlich, wir sehen nur die Grenzen nicht. Die Menschheit ist nicht ewig. Sie stieß vom Ufer ab, die neue Heimath ist noch nicht erreicht. Nur die Wahrheit ist ewig, wer in ihr bleibt unsterblich. —

Ein dicker Weinhändler aus Bremen erzählte mir von einem jungen Landsmann, der naturwissenschaftlicher Beobachtungen wegen nach dem Norden reiste. Es hatte ihm dort so wohl gefallen, daß er wieder zurückkehrte, in Vardöehus heirathete und nun als Bärenjäger in diesem verlassensten Winkel Europas haust.

Reisegesellschafter sind Bücher aus der Leihbibliothek, die man durchblättert. Die Lieblinge hat man zu Hause.

Man sieht im Norden in vielen Zimmern Darstellungen aus Napoleon's Leben. Ich sagte zu einem Schweden Etwas von dem trüben Ende des Kaisers: „Nennen Sie mir einen Mann“, gab er zur Antwort, „der groß und gut war, und den man nicht wie einen Hund behandelt hätte. Ihr Göthe war ein Schoßhund!“

Die Leute, die so gerne von ihrem gesunden Menschenverstande sprechen, sollten daran denken, daß Aerzte die Patienten für die bedenklichsten halten, die nicht an ihre Krankheit glauben.

Die Spinne mit ihren acht Füßen ist greulich. Die Verse sind höchstens sechsfüßig wie die Schmetterlinge.

Der Nebel schmilzt, die Berge am nahen Ufer ragen aus ihm hervor wie aus dem Gespenst von einem Meer. Es war eine eigne Ueberraschung, als wir beim helleren Wetter das Schiff ruhig neben uns liegen sahen, das vorhin im Nebel und

in der Ferne verschwand; ein hundert Fuß weiter und eins von den Schiffen, vielleicht beide, begrub das Meer. —

Von den Küstenstädten hinauf nach dem Innern des Landes, die Flussthäler entlang, führen nur wenig Straßen und selbst diese sind kümmerlich genug. Hie wohnen die Kolonisten, die Nybyggare, meistens Schweden, mitunter Finnen. Die Lappländer gehen fast nie zum Ackerbau über. Diese schwedischen Hinterwäldler leben bei schwerer Arbeit dürftig, gehen oft ganz zu Grunde und gelangen sehr selten zu einem einigermaßen beträchtlichen Wohlstande. Das Land ist nicht sehr dankbar. Oft reift das Getreide nicht und man kann die Körner nur am Feuer gedörrt zur Nahrung brauchen, muss die neue Saat aus den Städten kaufen. Man bereitet das Brod aus den innersten weißen Lagen der Fichtenrinde und es kostet ziemlich viel Mühe, bis sie gespült, geklopft, getrocknet, pulverisirt und mit Mehl — oft nur mit Aehrenspitzen vermischt, zu dünnen Fladen gebacken werden kann. Der Geschmack ist, wenn man reichliche Butter dazunimmt, nicht unangenehm. — Kein Ackerstück nährt die Arbeiter, die zu seiner Bestellung erforderlich sind. Die Viehzucht, die Jagd und der Fischfang müssen aushelfen. Die Anbauer der ersten Wahlenbergschen Region haben gute und hinreichende Weiden, das Vieh ist schön, vielleicht zu stark und groß für diese Gegenden. In der zweiten Region lebt der Anbauer mehr von der Jagd und selbst da, wo günstigere Bodenverhältnisse es anders erlaubten. Der Lappländer jagt mit Beharrlichkeit nur den Wolf, der oft mordend in seine Heerden fällt, während der Bär sich mit seiner fortschleppbaren Beute begnügt. Die Lappen verfolgen das furchtsame Thier auf Schneeschuhen oft Tage lang und bedienen sich zu seiner Erlegung nur des Spießes und allenfalls des Knittels. Der Bär wird geschossen und ist weiter nicht gefährlich. Wenn man einzeln jagt, so muß man den Kampf vermeiden oder ganz sicher sein, dass der erste Schuss vollkommen tödtlich ist. Eine Umarmung des grimmigen Thiers, das unverwundet nie angreift, ist für den Menschenbau zu gewaltsam. Man erzählt manch schauer-

liches Abentheuer vom wilden Ringen zwischen Bär und Jäger, — es mag wol viel Jagdgeschichtliches darunter sein. Die Lappländer führen lange Büchsen von sehr kleinem Kaliber, fast wie die türkischen geschaftet und oft am Kolben hübsch geschnitzt und eingelegt. Sie sind sehr gute Schützen. Der Bogen ist wenig mehr üblich, obgleich die meisten noch damit umzugehn verstehen. Die Schneehühner werden zahlreich in Schlingen gefangen. — Das wilde Renthier ist sehr scheu und flüchtig. Zahme Thiere, die versprengt werden oder sich verlaufen, schließen sich den wilden Heerden an und werden ganz wild. Man hat schon oft solche Thiere erlegt, die durch das Hauszeichen an den Ohren als früher gezähmte kenntlich wurden. Ist's dem Jäger erst gelungen, eine Heerde bis auf Schussweite zu beschleichen, so kann er seiner Beute sicher sein, es müsste denn das verwundete Thier in einen Abgrund stürzen, was wol mitunter vorkommt. Der Bewohner dieser Gegenden ist entschieden auf animalische Nahrung gewiesen. Linné's Idee, eine einheimische Grasart, deren Körner etwas mehr Mehlgehalt zeigten, im Großen anzubauen, hat sich nicht ausführen lassen. Er war eben nur princeps botanicorum nicht princeps naturae. — Der Fischfang in Seeen und Flüssen ist in gewissen Jahreszeiten ergiebig, wird aber schlecht betrieben. Nach der Gränze der zweiten Region zu hört der Ackerbau mit Ausnahme der ganz in's Gebirge geschnittenen Thäler auf. Die äußersten Anbauer, die oft mehr als eine Tagereise von ihrem Nachbar, wenigstens von ihrer Kirche, entfernt wohnen, sind Fischer und Jäger. Die Weiber bestellen daheim ein kümmerliches Landfleckchen rings um das Balkenhaus. Die schwarzverkohlten Baumstumpfen ragen aus dem spärlichen Getreide fast schauerlich hervor. Die Kartoffel gedeiht so ziemlich. Ganz unfruchtbar ist vielleicht nur das Gebirge. Die Sumpfstrecken könnten durch Kanäle und Bohrungen vielfach trocken gelegt werden, die schwarze Moorrinde giebt ein hartes aber reichliches Heu, das nebst Birkenblättern die Hauptnahrung der Pferde und Kühe im Winter ist. Im Sommer häuft sich die Arbeit sehr, und man braucht

die langen Tage vollständig. Während der langen Winternächte wird mancherlei Hausgeräth gearbeitet, das oft von Geschicklichkeit und Kunstsinn zeugt. Handel wird damit nicht getrieben. Der Flachs- und Hanfbau geht ziemlich weit hinauf. Die norrländische Leinwand ist beliebt und oft recht fein. Im Allgemeinen ist die Saatzeit Mitte Mai und die Erndte Ende Juli. Unter günstigen Umständen ist in 6 bis 7 Wochen Alles überstanden. —

Man bekommt von manchen Städten aus noch eine Strecke in's Land hinein die schwedischen Postpferde, dann hört Weg und Steg, Beförderung und Obdach auf. Man hüpft im Sumpf, der übrigens mitunter bis tief im Sommer hinein festgefroren bleibt, von einem hervorragenden Hügel zum andern, man windet sich durch's Gestrüpp und das Haidekraut. Ohne einen eingebornen Führer ist's unmöglich die gangbaren Stellen aufzufinden und namentlich nicht an Feuerung Mangel zu leiden. Der Rückweg ist freilich bequemer; man fährt die Ströme abwärts im geräumigen, sehr festgebauten Boote. Der Mann am Steuer ruft mit Mund und Kopf den Gefährten seine Befehle zu, die rudernd und rückwärts im Vordertheile sitzen. Ein einziger falscher Stoß bringt unvermeidlichen Untergang. Die Fahrt ist indessen weniger gefährlich, als sie zu sein scheint. Diese Leute können fast nie schwimmen, das Wasser ist wol zu kalt zum Baden. — Die Kunst würde zwischen den Felsen auch wenig nützen. Das Wasser stürzt sich so massenhaft und mit solcher Vehemenz herab, zwängt sich so gewaltsam durch sein steinernes Gerinne, daß man einen Augenblick meint, es müsse Alles zerschmettert werden. Aber es ist eben nur ein Augenblick, dann kommt man aus den jede Aussicht versperrenden Blöcken und Steinwänden hervor in einen stillen, landseeartigen Fluß von Waldufern umgeben, an dem wol Fischerhütten sichtbar werden. Da schwimmt der Nachen friedlich fort, bis man wieder in der Ferne einen Wasserfall brausen hört. Die stärkste Senkung, die man auf dem Boote wagt, ist etwa hundert Fuß für die Viertelmeile. Steilere Wasserfälle umgeht man zu Lande. Ab-

gehauene runde Stämme liegen am Ufer bereit, auf ihnen werden die Boote ziemlich leicht und schnell fortgezogen. —

Wie die Alpenflora sich in einzelnen Gattungen, gleichsam vorgeschobenen Posten ankündigt, bevor man Hochgebirge erreicht hat: so trifft man schon Lappländer da an, wo ein Nomadenleben unmöglich ist. Einzelne verdingen sich bei den Kolonisten, selbst auf den Schiffsbauplätzen der Städte, sind fleißig und arbeiten still, bis sie sich ein kleines Eigenthum erwarben, das dann schnell in Renthiere umgesetzt wird, mit denen sie ihre geliebten Berge durchziehen können. Die sogenannten Kirchspiels- oder Bettellappen sind in jeder Hinsicht herabgekommene Söhne der Wildniss, verrichten Dienste als Abdecker u. s. w. und leben von den ekelhaftesten Speisen. Sie verschmähen weder das Fleisch der gefallenen Pferde noch das des erlegten Wolfes. — Man erzählt viele Züge von der Vaterlandsliebe der Lappen, von dem zauberhaften Reiz, den dies freie Hirtenleben übt. Ein Lappenmädchen aus Umeå Lappmark überragte ihre Landsleute so sehr, dass man ihr den Vorschlag machte, sich in den Städten und im Süden für Geld sehen zu lassen. Sie war 7 Fuß hoch. Einige Jahre lang zog sie umher. Nun ist sie mit ihren Schätzen heimgekehrt und hat vermuthlich einen kleinen Lappenjüngling glücklich gemacht. Von unserer gerühmten Kultur hat sie nichts mitgenommen, als vielleicht einige Erinnerungen für die langen Winterabende: aber auch das kaum. Die Leute haben soviel von dem zu sprechen, was ihre tägliche Beschäftigung ausmacht, dass ihnen früher die Zeit als der Stoff ausgeht.

Die Fischlappen begegnen als feste Ansiedler dem Ackerbau treibenden Kolonisten in der zweiten Region. Sie pflegen einige Renthiere zu halten, die sie ihren nomadisirenden Brüdern zur Hütung anvertrauen. Das Renthier hält sich nur in größeren Heerden und eine Zahl, geringer als etwa zweihundert, vermindert sich schnell. Das Leben der Fischlappen ist nicht angenehm. Sie fangen besonders reichlich eine Lachsart, dort Sick genannt (Salmo lavaretus). Was sie nicht frisch verzehren, wird getrocknet und hält sich dann lange. Sie führen ihren Vorrath

im Reisebeutel mit sich. An der Lagerstelle hocken sie um's Feuer, stecken ihre Fische einzeln an Zweige und rösten sie an der Gluth. Es ist wenigstens für unsern verwohnten Gaumen ein unschmackhaftes Gericht. — Sie haben zwar feste Wohnungen: aber diese Baracken von Brettern und Zweigen sind viel weniger wohnlich als ein ordentliches Lappenzelt. Wenn sie an ihre bestimmten Seestellen auf den Fang ausziehen, so errichten sie nach der Windseite zu eine dachartige Strauchwand, zum Schutz für das Feuer. Wohlhabendere haben auch wol ein Zelt für solche Fälle. Ihre Boote sind sehr klein und überaus leicht gearbeitet, meist ganz ohne Eisen. Muss der Lappe einen Wasserfall umgehen, muss er nach einem andern See hinüber, so stülpt er den Kahn wie einen großen Hut über den Kopf, hackt seine Axt in den Schnabel und regiert mit ihr den schnellen Lauf durch niederhangende Baumäste und dichtes Gebüsch. In der linken Hand trägt er dabei sein Fischergeräth, am Halse hängt in einem Beutel von Renthierfell seine übrige Habe. Kleinigkeiten trägt er auch im Busen seines um die Hüften gegürteten Oberkleides. — Diese Lappen wohnen meist einzeln und sind ungesellige Leute. Nur zu größern Fischereien verbinden sie sich mitunter. Dem Gaste ihr Brod zu brechen, fällt ihnen nicht ein. Sie backen aus Fischen und Fichtenrinde nehmlich eine Art fast ungenießbaren Brodes. Nur wenn der Reisende mit der Flasche in der Hand zu ihnen kommt, findet er Aufnahme. Ein Juckastaka, d. h. ein Schluck, macht ihn zum lieben Bekannten. Die Gastfreundschaft der Araber, die unter Palmen im glühenden Wüstensande wohnen, findet man nicht, wo die Lappen hausen unter düstern Fichten auf Eis und Schnee. Mit schwedischen Redensarten, mit Silbergeld und mit Branntwein muss man in Lappland versehen sein, wenn man weiterkommen und nicht in ernstliche Gefahr gerathen will. Selbst von den Berglappen verstehen viele schwedisch und die meisten sprechen die bei ihnen sogenannte Bürgersprache, d. h. ein Gemisch ihrer eignen mit allerlei Worten ihrer Nachbaren. — Papiergeld nehmen sie sehr ungern, Kupfer garnicht, aber

das schöne schwedische Silbergeld reizt sie, vor allem die großen, blanken Speciesthaler, die man in Schweden selbst fast nie zu Gesicht bekommt. — Aber Branntwein! Man wird wie ein Freund aufgenommen, man wird mit dem Besten bewirthet, was die Gamme bietet, man wird am Ende gar besungen. — Ich werde mich eines solchen Schauspiels immer erinnern, als die Rumflasche in ihrem Kreise herumging und sich ein Konzert anhob, das man bei doch immer vernunftbegabten Menschen nicht erwarten sollte. Jung und Alt, Mann und Weib kauerte im Kreise um das dampfende Mückenfeuer. Die Flasche kreiste, so lange ein Tropfen darin war. Sie nicken sich mit seliggrinsenden Gesichtern zu, die höchste Befriedigung spiegelt sich in allen Augen. Die Unterhaltung wird reißend lebhaft, bis sie in's Musikalische übergeht. Die Sprache der Lappländer ist nicht eben wohlklingend, wenn die Schweden auch mit ihrer Redensart arg übertreiben, daß, wer lappisch sprechen will, erst bellen lernen soll. Geht's aber in's „Geicken“ über, so ist die Wirkung entsetzlich! Es scheint, als ob Jeder nur seine eigne Melodie beachtet und seinen eignen Text improvisirt, ja viele kümmern sich offenbar garnicht um Melodie und Sinn, gurgeln ihre bebeliebigen Worte oder stoßen unartikulirte Töne aus. Am Ende fiel Einer nach dem Andern um. Der letzte lallte noch Einiges vom „braven Deutschen“ — vackre tyske war wol all sein Schwedisch — und legte sich zu den Seinen nieder. Es war ein unentwirrbarer Knäuel, um so wunderlicher verschlungen, da Jeder den Kopf unter das Gewand des zunächst Liegenden gesteckt hatte, um sich vor dem blutdürstigen Mückenschwarm zu bergen. — Die rothglühende Sonne stand über Schneebergen, Renthiere kletterten daran umher. Ich saß an einem Felsblock und schrieb, einen zusammengebrochenen Hut auf dem Kopfe und einen großen Schleier umgewickelt, der am Rockkragen befestigt ein helmartiges Visier bildete. — Man hätte uns malen sollen.

Ich muß dabei aber bemerken, daß, je mehr die Lappen mit den kultivirten und raffinirten Küstenbewohnern in Berührung kommen, um so greller auch ihre Brutalität an den Tag

tritt. Im Hochgebirge bewahrt jeder ordentliche Hausvater seinen Branntweinvorrath bis tief in den Winter hinein und spart ihn für Nothfälle oder zu festlichen Gelegenheiten, auch findet der Reisende da freundliche Aufnahme und es gilt bei ihnen das nordische Sprüchwort: „Wer Raum im Herzen hat, der hat auch Raum in der Gamme!“ — Selbst eine Neigung für Poesie findet man bei diesen Naturmenschen. Sie gehen in der gewöhnlichen Rede bald in eine Art von rythmischer Redeweise im halbsingenden Tone über.

Ich finde bei dem alten Högström die Notiz, daß sie nicht reimen, sondern die Worte wiederholen. Er führt zu ihrer Sangesart als Seitenstück das Lied der Debora im dritten Kapitel des Buchs der Richter an und setzt hinzu: „Dergleichen Gesang betrifft theils ihre Renthiere, Reisen und Umherziehn, theils ihre Liebeshändel, Freierei und Jagd, das Wetter wie auch Prophezeiung, wie auch mehr dergleichen, womit andere Poeten angestochen kommen.“ —

Im Winter ziehen die Alpenlappen bis in die Wälder hinab, im Sommer treiben Hitze und Mücken sie mit ihren Thieren nach den Bergen. Das Ren bleibt nicht in der Ebene, wenn's zur warmen Jahreszeit kommt. Die Heerde macht sich sogar, wenn im Winter einmal ein Thauwetter eintritt, was freilich sehr selten geschieht, ohne Führer auf den Weg. Mücken giebt's übrigens auch da, wo der Schnee bis tief in das Jahr liegen bleibt. Der Lappe unterscheidet drei Arten: Tjueika, Muockir und Mueiva, die letztere ist die kleinste und giftigste. Das Ren wird besonders von zwei Bremen (Oestrus tarandi und O. trompe) geplagt; die eine, Pata Påtsko, legt ihre Eier auf den Rücken, die andere, Sarke, in die Nasenlöcher. Es entsteht dadurch eine Beulenkrankheit, Kurbma, die oft sehr verderblich wird. Die Felle der um diese Zeit geschlachteten Thiere sind durchlöchert und nur zum Nachtlager brauchbar. —

Die Nähe eines ächten Lappenlagers kündigt sich uns schon von Ferne an. Das Geklaffe der kleinen Hunde, das eigene Grunzen der Rene und der aufsteigende, sich nach den Seiten

verbreitende Rauch ist weithin wahrnehmbar. Die Hütte selbst sieht sehr unregelmäßig aus, hat aber doch im Allgemeinen die Form eines abgestumpften Zuckerhuts. Es werden 16 bis 20 Stangen kreisförmig in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden. Das Gestell wird mit Segeltuch oder Walmar oder auch wol mit Filz umhängt. Einige Stangen werden oben freigelassen und so bildet sich auf die einfachste Weise die Rauchöffnung. Der Eingang ist mit einem dreieckigen Stück Tuch geschlossen. Die Zeltdecke liegt ringsum ziemlich weit auf der Erde, um die nicht im Innern aufbewahrten Gegenstände des Haushalts und etwaige Vorräthe gegen Wetter und andere Feinde zu sichern. — Oft wirft ein Sturm die ganze Herrlichkeit um, besonders im Winter, wenn die in den Schnee gesteckten Stangen noch nicht festgefroren sind. —

Große Vorräthe schleppt der Lappe nicht mit sich. Den täglichen Bedarf geben ihm ja die Rene. Er geht alljährlich dieselben Wege und schlachtet und wintert sich ein immer an denselben Plätzen. Da baut er in Manneshöhe sein Vorrathshaus wie ein Vogelnest auf einen oben abgehauenen entästelten Baumstamm. Ein an der Erde daneben liegender eingekerbter Baum kann als Leiter angesetzt werden. Hier werden Fleisch- und andere Vorräthe, auch die Kleidung der just nicht herrschenden Jahreszeit aufbewahrt, gesichert gegen lüsterne Thiere. Ein Diebstahl ist in jenen Gegenden unerhört, der vorüberreisende Fremde nimmt dagegen ohne Scheu und ohne Tadel, was er zum Unterhalte braucht.

Wir heben die Thüre der Hütte auf und treten tiefgebückt ein. Es ist Mittagszeit. In der Mitte brennt am Boden ein Feuer von rohen Steinen eingeschlossen. An Ketten hängt von den Zeltstangen ein Kessel darüber. Der Rauch füllt den ganzen Raum und zieht sich behaglich aus dem obern Luftloch. Mücken giebt's hier nicht. Nur Lappländer können hier ausdauern. Der Hausherr bereitet eben das Mahl. Er kocht Renthiermilch, brockt Käse dazu und würzt die Speise mit Renthierblut. Er ist ein reicher Mann und guter Wirth, darum hat er auch

Salz und etwas Mehl „zum Anrühren." Das ist die gewöhnliche Sommerkost. Brod zu backen ist dem Lappländer viel zu weitläuftig. Er bedarf dessen auch nicht und muss im scharfen Winter, namentlich vor Allem um sein tägliches Fleisch sammt dazu gehörigem Fett bitten. Da geht's denn hoch her; und es fehlt keineswegs an Delikatessen. Man bereitet Wurst, man kocht das Fleisch und röstet kleine Stückchen davon als Zwischenessen, taucht das übrige in das abgeschöpfte Fett und trinkt die kräftige Brühe; der Fischlappe begnügt sich mit dem Wasser, in dem er seine Beute kochte. — Man zerschlägt die im Sommer gesammelte Milch und lässt ein Stück im Munde zergehen oder man schabt sich etwas mit dem Messer ab. Auch wird wol ein Bär, ein Biber geschossen. Der Fjälllappe führt einen sehr kräftigen Tisch und hat's viel besser als unser Landmann. — Tische freilich hat er nicht. Eine Matte, Dállo, von Birkenrinde wird auf die platte Erde neben das Feuer gebreitet. Es ist gegen ihre Sitte, vom bloßen Boden zu essen; selbst auf der Reise legt der Lappe wenigstens seinen Handschuh an die Erde, um davon zu essen. — Rings um das Feuer am Rand der Hütte liegen die Schlafstellen, Birkenreisig mit Fellen bedeckt. Der Hausherr hat auch wol ein mit farbigem Tuch besetztes Schaaffell, das ihm als Kopfkissen dient. Die Schlafstätten dienen jetzt als Sophas. Dem Eingange gegenüber sitzt der Vater, neben ihm seine Frau, zur Seite die Kinder, gegenüber Dienstboten oder arme Anverwandte, die deren Stelle vertreten.

Der Gast wird auf den Ehrenplatz zwischen den Eheleuten geführt. Man reicht ihm die Hand. Die sonst allgemein übliche Sitte des Nasenreibens wird ihm selten zu Theil. Die Leute riechen nicht zum Besten, und die Bettellappen stinken sehr. Der Kuss ist nur unter manchen Verwandten üblich; bei den Besuchen, die sie namentlich im Winter auf Schneeschuhen einander abstatten, werden viele unnütze Redensarten gewechselt und das Nasenreiben nach Stand und Würden modifizirt. — Vor und nach Tische wird baarhäuptig und still und kurz gebetet. — Beim Vorlegen des Fleisches wird allerlei beobachtet.

Namentlich dürfen die Weiber von alter Heidenzeit her nicht Alles essen. — Am Eingange des Zelts steht ein Wassergefäß, das fleißig benutzt wird. Das Wasser ist wenig kohlensäurehaltig, im Winter bloß geschmolzener Schnee. — Nach dem Mahl reicht man sich die Hand, zuerst Mann und Frau und dann in der Reihe herum. — Nun waschen die Weiber das Geräthe, die hölzernen Teller und den Kessel. Die Löffel trägt man meistens bei sich; sie sind oft ganz artig aus hartem Holz oder Renthierhorn geschnitzt und verziert. — Dann wird Alles ziemlich ordentlich weggelegt. Der Raum ist zur Unordnung in der That zu enge. An den Stangen hängt auch allerlei. Diese schwarzberäucherten rundlichen Beutel sind Renthiermagen, in denen man die Milch für den Winter aufbewahrt. Man hat dazu noch kleine Holztönnchen, die, wenn die Milch gefroren ist, in der Mitte auseinander genommen werden. Man kauft sie in den Städten ganz gern. — Die Lappländer gebrauchen den großen Reichthum an Beeren auch zur Würze der Milch.

Treten wir nun in's Freie! Der Lappe nimmt sein Fläschchen mit aufgelöstem Pech hervor und frischt den mückenfeindlichen Geruch seines Gesichts an, wie wir es etwa mit Eau de Cologne thun. Es ist Abend, obwol die Sonne noch hoch am Himmel steht. Wir sind nun schon an den stetigen Tagesschein gewöhnt, der im Anfange sehr beschwerlich fällt, namentlich wenn man den Schnee vor sich hat. Der Lappe hat viel mehr Tag als wir. Die langen Dämmerungen, das Schneelicht, der Nordschein machen auch seinen sonnenlosen Winter fast beständig hell. Die Luftspiegelung ist so stark, daß man oft schon in Torneå am längsten Tage die Mitternachtssonne beobachten kann. Bei warmem Wetter soll man die halbe Scheibe, bei kaltem wenigstens den obern Rand sehen.

Besehen wir uns nun unsere Wirthleute. Sie sind alle gleich gekleidet. Mann und Frau unterscheiden sich nur durch die Form der Kopfbekleidung, die bei dem Mann ein rundes Käppchen, bei der Frau etwas komplizirter ist. Die verschiedenen Marken haben hierin ihre bestimmten Moden. — Den Körper

deckt eine braune Blouse von Walmar, mit rothen und blauen Streifen besetzt. Der breite Gürtel von Leder ist mit selbstgezogenem Zinndrath gestickt, mit viereckigen Silberbuckeln verziert. Alles Silbergeräth muss klingeln und klappern, an Ringen, Bechern und Löffeln hängt allerlei Blattwerk und kleinere Ringkettchen. Dergleichen Zierrathen sieht man übrigens auch in schwedischen Provinzen. — Am Gürtel hängt das Messer in einer Scheide, ein Beutel mit Feuerzeug, Taback, der kurzen Pfeife von Eisen oder Holz, Tabacksdose u. s. w. Taback raucht Jeder: Herr und Knecht, Mann und Frau, Vater und Kind. —

Auch allerlei sonderbare Sachen von unerklärlichem Gebrauch tragen sie am Gürtel, zum Theil gewiss Zauberamulette. Die Stiefel sind an die Hosen befestigt und haben vorn umgelegte Sohlen, was bei dem steinigen Terrain sehr zweckmässig ist. Um die Schenkel wickelt sich der Komager, eine Lederkamasche — in den Sumpfstrecken ganz unentbehrlich. Der Komager wird um die Knöchel so festgebunden, dass nur ein Lappländer es ertragen kann, der bloss davon seine dünnen Beine herbekommt. Statt der Strümpfe wird trocknes, weichgeklopftes Riedgras zwischen Hose und Haut gebracht. — Da man sich dort, wenn's nöthig ist, ohne Scheu entkleidet, so darf ich noch hinzufügen, dass die Haut unter dem Walmar, der die Empfindung von Leinenzeug durchaus fremd blieb, gelblich, bräunlich aussieht. — Die Weibertracht ist ganz ähnlich, nur von Renthierfellen gemacht und doppelt. —

Wer, wie ich, zehn Zoll misst, ragt durchschnittlich über alle Lappen um ebensoviel fort. Die Gesichtsbildung ist nicht schön; namentlich senken sich die Augen scharf nach der Nase, sind klein und entzündet. Das breite Gesicht läuft über die eingefallenen Backen in ein spitziges, bartloses Kinn aus. Es giebt viele Augenkranke unter ihnen, im Alter werden sie oft blind und fast alle blinzeln beständig mit den Augen. Wer aber einen an der Radesyge leidenden Lappländer sah, wird den entsetzlichen Anblick nicht vergessen. Diese aus Norwegen herübergekommene Krankheit scheint in einer Zusammenschrumpfung

der Haut zu bestehen. Sie gehört zu den wenigen Krankheiten, die von den Medizinern nicht verstanden und nicht kurirt sind. — Die Lappländer erscheinen vielleicht auch kleiner als sie eigentlich sind, weil sie etwas seitlich gebückt gehen, woran sie sich beim Skilaufen gewöhnen mögen. Die Figur ist schlank, ein Dickbauch selten; sie sind überaus gelenkig und behend, wenn sie es wollen oder müssen. — Sie thun durchschnittlich garnichts, obwohl Alles, was ich von ihrer Arbeit sah, von großer Fertigkeit im Schneiden und Schnitzen zeugt. —

Nur am Abende, wenn die Heerde heimkehrt, ist Alles Leben und Thätigkeit. Man hört das eigenthümliche Knicken in den Fußgelenken schon von weitem. Es ist oft und sehr passend mit dem Geräusch verglichen, das der elektrische Funken beim Ueberspringen hervorbringt. Es rührt von einem länglichen Knochen unter dem Horn des Hufes her, der einige Aehnlichkeit mit dem sogenannten Krebsstein hat, und die Natur hat es den Thieren gegeben, damit sie sich im dichten Schneetreiben nicht von einander verlieren, denn also sollen sie leben. —

Die Heerde ergießt sich von der Höhe wie ein Strom. Die Hirten treiben mit lautem Ruf, die Hunde bellen laut rund umher. Einzelne Thiere, dort auch ein Paar zusammen, verweilen und rupfen noch einmal an dem moosbewachsenen Grund. Die Heerde drängt sich dicht zusammen. Die Geweihe — unser Gastfreund mag wol tausend Thiere haben, es giebt aber doppelt und vierfach so zahlreiche Heerden — bilden einen wandelbaren Wald. Wär all dieses Geäste belaubt, man dächte an den Hain von Birnam im Macbeth. Gewaltsam strömt endlich Alles in ein lockeres Gehege. Die Thiere stellen sich in den Rauch, der sich von den Feuern über sie wälzt, die man an der Windseite anzündete. In der Mitte des Geheges stehen Stangengerüste. Hier wird jede Kuh gebunden, um sie zu melken. Das Ren ist ein unbändiges Thier, es sträubt sich, es hält die Milch zurück und der Melker oder die Melkerin, denn an diesem Geschäft nehmen auch die Weiber Theil, traktirt es mit Faustschlägen, von denen die Haare reichlich in die Melkgefäße stäuben. Kleine

Buben fangen die Thiere, indem sie ihnen eine Schlinge über das Geweih werfen. Sie treffen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit mitten im dichten Schwarm jedesmal das bestimmte Thier. — Merkwürdig ist's, wie der Lappe die Thiere kennt, wie er mit einem Wort jedes einzelne Stück den Seinigen bezeichnet. Er steht vor der Gamme und überzählt schon von weitem die Heerde, weiß, ob ein Thier und welches sich verlor. Unser einem wird's Anfangs schwer nur die Kühe von den Männchen zu unterscheiden. Allmälig findet man freilich, daß die zahmen Rene viel mehr Verschiedenheiten haben als die wilden. Alle Hausthiere werden bunter. Auch hier sieht man hellfarbige und weiße Flecken an verschiedenen Körperstellen, zudem hat jeder Hausgenosse eigne Thiere mit seinem Zeichen unter der Heerde.

Bei Nacht wechseln die Glieder der Familie sämmtlich stundenweise in der Bewachung. Die Uhr haben sie am Himmel und im Kopf. Sie sind gute Astronomen, halten auch viel vom Kalender, weil ihre Geschäfte ziemlich nach dem Datum bestimmt sind. Früher waren Stäbe mit Runenzeichen ihre Kalender, jetzt können viele lesen oder doch im Kalender nachsehen. — Wer seine Wache gethan hat, kommt in die Gamme, kriecht mit seinen Hunden, denn es hat jeder seine bestimmten Wachtgehilfen, über die Schlafenden fort und schickt seine Ablösung fort. — Die Hunde sind klein, schmutzig braun mit zottigen Haaren und aufrecht stehenden Ohren. Der Lappländer liebt seinen Hund sehr, er theilt mit ihm seine Speise, was seine Brüder schwerlich von ihm erlangen würden. —

Im Gebirge ist ein Platz bald abgeweidet, im Walde, der nur im Winter bezogen wird, ist das Terrain größer. Deßhalb wechselt der Lappländer auch im Sommer sehr häufig seine Lagerstätte. Unser Wirth hat noch einen andern Grund dazu. Ihm ist vor einigen Tagen ein kleiner Bube geboren, den bringt er nun allmälig in die Nähe der Alpenkapelle, wo der Pastor am nächsten Sonntage einen Lappengottesdienst abhalten und die inzwischen einpassirten Neulinge taufen wird. Da werden

denn schnell die Zelte abgebrochen und etwa zwanzig zum Lasttragen geeignete Thiere tragen sämmtliche Habseligkeiten fort. —

Während der Hausherr mit dem ersten Thier abwandert, das er am Riemen führt und an das die folgenden in langer Reihe befestigt werden und während die andern Lappen die Heerde zusammentreiben, um sie langsam nachzubringen, haben wir uns nach dem kleinen Weltbürger umzusehen. Er hängt in seiner Wiege eben an einem schwanken Birkenstämmchen und schaukelt sich gemüthlich im Winde. Die Wiege heißt Jätka, und der kleine Lappländer steckt darin wie in einer Puppe der Schmetterling. Es ist ein leichter Kasten von Renthierfellen und Holzstäben, weich gefüttert und das nackte Kind liegt oder steht vielmehr, denn man hängt diese Lautenschachtel aufrecht an den Baum und trägt sie auch so auf dem Rücken, in weichem, trocknem Grase und die Mutter nimmt ihn häufig heraus, wäscht ihn im Kessel, was dem Jungen gut zu gefallen scheint und erneut die Windel von Heu. Ein von dem Rückstücke nach vorn los übergeschlagenes Stückchen Tuch schützt ihn vor der Sonne und den Mücken. Ein Paar Glasperlen hängen daran an Fäden und spielen das erwachende Kind in sein Traumschlafen zurück. — Wir wollen dem jungen Mann seine Zukunft prophezeien, was eben nicht schwer sein dürfte. —

Er hat schon zwei Geschwister und das ist hier ziemlich viel. Seine Mutter reicht ihm die Brust und daneben einen Löffel Renthiermilch, auch wol ein Stückchen Fleisch, damit er daran sauge. Der Pastor wird ihn in der Alpenkapelle taufen. Das Wort klingt recht romantisch. Wir denken an gothische Bogen mit Epheu umrankt und an ein Meisterbild von der Maria mit dem schönen Jesusknaben. Das ist aber nur so eine romantische Vision. Die Kapelle ist ein sehr schlichtes Bretterhaus mit dem allernothwendigsten Geräthe versehen, und die hiesigen Alpen sind gleichsam nur die auf eine Ebene gestellten Häupter der südlichen Alpen. Die schönern, fruchtbaren Tiefen fehlen. — Man wird den Knaben vermuthlich Jounes (Johannes) taufen. Die Lappländer vermeiden es, ihren Kindern

die Namen noch lebender Verwandten zu geben. Nun ist aber der Onkel Jounes gestorben und sein Name kommt für einige Zeit sehr in Mode. Die Verwandtschaft gilt dort viel und die Sprache ist reich an derartigen Bezeichnungen, so ist Maka der, welcher meine Schwester, und Sville der, welcher die Schwester meiner Frau geheirathet hat. Sollte der Knabe übrigens nach der Taufe krank werden, so würde ihn sein Vater mit einem Absud von Erlenrinde umtaufen. Das wendet er auch an, wenn er seinen Hunden Namen giebt. Vielleicht würde dann einer von den alten Namen Thor, Finne, Rouras, Assa wieder einmal zu Ehren kommen. Es ist dergleichen Zauberei wol verpönt, aber im Stillen geschieht viel zwischen Himmel und Erde, was eigentlich nicht geschehen sollte. — Mir fällt dabei ein, daß Shakespeare ganz Unrecht hat, wenn er irgendwo sagt:

— Dies sind phantastische Gebilde,
Und Lappland's Zauberinnen wohnen hier.

In Lappland zaubert der Mann. Das Weib darf die Zaubertrommel nicht einmal berühren. Auch die Arbeit nimmt der Mann auf sich, nicht weil er galant ist, sondern weil das Weib für unrein gilt. Sonst ist hier die Emanzipation groß und mancher Hausvater seufzt unter strengem Pantoffelregimente.

Im Taufbuch wird der Kleine als Jounes figuriren, im Leben aber vor Allem einen Beinamen bekommen, unter dem er allgemein bekannt ist; und die Lappländer zeigen dabei viel Witz und Erfindungsgabe. Doch haben sie auch ihre Familiennamen, während in Schweden und Norwegen die Verwandtschaft schon beim Enkel erlischt. — Jounes hat schon Eigenthum. Sein Vater eignete ihm gleich nach der Geburt sein bestimmtes Hauszeichen und zeichnete damit ein Renthier für ihn aus. Es sollen diese Zeichen so verschieden markirt sein, daß sie sich im ganzen Gebirge nicht oft wiederholen. Ein zweites Thier bekommt er von dem, der seinen ersten Zahn entdeckt. Später vermehrt sich durch Geschenke und Nachwuchs dieser kleine Stamm und bildet einst vor Allem seine Ausstattung. Auch die Dienstboten bekommen Thiere und ziehen sich oft allmälig soviel zu, daß sie

selbstständig leben können. — Unser Jounes wird schwerlich in die Schule gehen. Reiche Lappen, und Jounes Vater hat außer der großen Heerde sicher noch an mehr als einem Ort Metallschätze von beträchtlichem Gewicht versteckt, halten es für unanständig, ihre Kinder in die Kirchschule zu senden. Etwas Christenthum lernt er von den Eltern auswendig, später vom Pastor vor der Konfirmation. Konfirmirt muss er werden, weil er nicht früher heirathen darf. — Die armen Lappen geben ihre Kinder gern in die Schule, wo sie auch verpflegt werden, um der Sorge überhoben zu sein. Im Gebirge braucht man die Kinder frühzeitig bei der Heerde. — Jounes wird auch etwas lesen lernen; seine Eltern sind beide gelehrt genug, es ihn lehren zu können. — Es giebt keine Kinderspiele, wo das spätere Leben keine wirkliche Arbeit hat. Ich sah in einer Gamme ein aus Holz geschnitztes Schiffchen mit Mast und Segel, weiß aber nicht, ob es nicht vielleicht mit irgend einem Aberglauben zusammenhängt. — Der Knabe schnitzt sich Bogen und Pfeile, bis er der Büchse zuwächst. Er übt sich im Schlingenwerfen und lernt seine Grundlegung, damit ist er gebildet genug und kann heirathen, wenn er ein Ren zu schlachten versteht. Die Kunst ist übrigens nicht ganz leicht. Es muss kein Blut vergossen werden und die Lappen verkaufen nicht leicht lebendige Thiere, damit sie von andern geschlachtet werden. Sie stoßen das Messer zwischen Kopf und Herz und dann schnell in's Herz, wo es stecken bleibt. Damit das Blut sich in die innern Theile ergießt, bewegen sie die Glieder hin und her. Das Zerlegen wird eben so sauber gemacht, der Lappe nimmt Schnee in die Hand, mit der er das Fleisch anfassen soll und zufällig vergossenes Blut wird sorgfältig aufgesammelt.

Jounes wird sich schwerlich verlieben. Kleine Liebschaften freilich — nun, die sieht man ihm nach; aber seine Verheirathung ist Sache der Eltern. Sie gehen auf die Werbung aus, bei der die Branntweinflasche eine Hauptrolle spielt. Nimmt das Elternpaar des beanspruchten Mädchens den dargebotenen Trunk an, so ist's ein gutes Zeichen, denn wird nun nichts

aus der Sache, so erhalten die Freienden Alles bezahlt, was sie verwendeten. — Trinkend und marktend verhandelt man nun über den Preis der Braut, der in Renthieren, hauptsächlich aber in Silbergeräth ausbezahlt werden muss. Der Freier richtet sich indessen so ein, dass die Mitgabe die Kaufsumme so ziemlich aufwiegt. Wird eine Frau Wittwe, so kann sie sich selbst vermälen. Lebt ihr Vater noch, so wird er sie vielleicht noch einmal verkaufen. Das Alter macht wenig aus, wenn nur Renthiere da sind. — Die Geschenke, die das junge Paar von Gästen und Verwandten bei der Hochzeit erhält, sind oft nicht unbeträchtlich. Der anwesende Pastor pflegt die Versprechungen der Sicherheit wegen aufzuschreiben. Bei der Trauung sträubt sich die Braut, das will der Anstand, aus allen Kräften. Je gewaltsamer man sie nach der Kirche schleppt, desto mehr Ehre hat sie. Am Altar steht sie natürlich still. — Das junge Paar bleibt noch ein Jahr bei den Brauteltern und zieht dann in sein eignes Gebiet. —

Jounes wird reich werden. Das ist in Lappland nichts seltenes und nichts schwieriges. Es ist das einzige Land, wo man es ohne Arbeit und ohne Schurkerei werden kann. Ja das Gegentheil wird eigentlich nur durch besondere Unglücksfälle möglich. Selbst Dienstleute, die mit ihren als Lohn erhaltenen Thieren einiges Glück haben und von ihren Hochzeitsgästen einigermaßen anständige Geschenke bekommen, fangen ihr häusliches Leben unter günstigen Auspicien an. Man schlachtet anfangs kein Thier, sondern tauscht Renkühe ein, und der Fischfang, die Jagd muss aushelfen, auch werden von solchen Anfängern allerlei Kunstprodukte in den Städten verkauft, z. B. niedliche Käftchen von Renthierhorn oder von Maser, sehr haltbare Seile von Sehnen oder Bast, Handschuhe u. s. w. Dafür tauschen sie ihre Bedürfnisse ein und „was bedarf ein Lappländer von den Erzeugnissen unserer Kultur?“ Selbst der reichste Mann im Gebirge, geht gekleidet, lebt und ißt wie ein Armer d. h. vorausgesetzt, dass beide Hirten sind. —

Jonnes Heerde wird hin und wieder ein Stück verlieren, das sich an wilde Kameraden schließt oder einem Raubthier zur Beute wird. Es werden auch bei ihm sich einige von den vielen Krankheiten zeigen, denen die Rene ausgesetzt sind; aber das schlimmste Unheil soll ihn nicht treffen. Das besteht in einem Thauwetter mit nachfolgendem Frost, bevor der Schnee eine dichte und weiche Decke über die Erde gezogen hat. Dergleichen Fälle kommen selten vor, dann sterben aber auch tausende von Renthieren und viele ehemals wohlhabende Lappmänner sinken zu See- und Bettellappen herab. Das Renthier scharrt den Schnee mit großer Leichtigkeit fort, wenn er auch ziemlich tief liegt, ist unten aber eine Eiskruste, so reicht sein Huf nicht aus, sie zu zerbrechen und zu dem darunter versteckten Moose zu gelangen. Die Aushilfen sind alle kümmerlich. Auf Reisen bindet man das Thier an einen Baum, von dem es die Wickelflechte (Lichen plicatus) abzupft, aber auf die Dauer ist diese übrigens auch nicht sehr häufige Nahrung nicht ausreichend und in die Scheuern sammeln die Leute dort nicht. Wenn der Lappe ein Winterlager aufschlägt, so sieht er seine Rene an. Scharren sie im Schnee, was sie übrigens nie an demselben Orte zweimal thun, so wittern sie Wiste (Lichen rangiferinus), heben sie die Köpfe, so sehen sie sich nach Lapp (Lichen plicatus) um, und der Ort ist untauglich zum längern Aufenthalt. Im Sommer frißt das Ren auch Ampferarten, Hahnenfuß u. s. w. Es soll sogar die Lemminge nicht immer verschmähen, jene sonderbare Wanderratte der nordischen Gebirge. — Das Ren ist ein schönes Thier, obwohl lange nicht so stolz als der Edelhirsch und noch weniger schlank und leicht als der Dammhirsch. Die Farbe ist grau, im Sommer dunkler, über den Rücken läuft ein schwarzer Strich. Die Männchen verlieren im Herbst, die andern im April das Geweih, im Mai wächst es wieder. Anfangs ist es weich und man schneidet es ab, um es als besondere Delikatesse roh zu verzehren. Der Geruch ist den Pferden wiederlich; wie das Ren wieder nicht mit Kühen weidet. Erst allmälig gewöhnen sich die Thiere aneinander.

aus der Sache, so erh
verwendeten — Trin
über den Preis der P
in Silbergeräth ausbe
indessen so ein, daß
aufwiegt. Wird eine
mälen. Lebt ihr Vat
mal verkaufen. Das
thiere da sind. —
Gästen und Verwand
unbeträchtlich. Der a
der Sicherheit wegen
sich die Braut, das
gewaltsamer man sie
hat sie. Am Alta
Paar bleibt noch ein
in sein eignes Gebie

Jounes wird
seltenes und nichts
man es ohne Ark
das Gegentheil wi
möglich. Selbst
tenen Thieren eini
sten einigermaßen
häusliches Leben
tet anfangs kein
Fischfang, die Ja
Anfängern allerle
niedliche Käfichen
bare Seile von
tauschen sie ihre
der von den Erz
Mann im Gebir
d. h. vorausgeset

.agen, und dazu sind diese Leute zu träge und auch wohl
ach. Wer nicht gehen kann, bleibt zurück. Man läßt
einer Quelle, in deren Nähe sich das nöthige Brenn-
. finden läßt, giebt ihm Feuerzeug und Lebensmittel und
s ein Kind zur Wartung. Es dauert mitunter Wochen-
is man nach dem armen Zurückgebliebenen ausschaut.
ı Vater macht man wohl etwas mehr Umstände, indeß
'as vierte Gebot im Naturvolke nicht so tief gewurzelt,
enn bei den Thieren verschwindet. — Im Winter hat
nsport nicht viel Schwierigkeit, und da werden die La-
auch nicht so oft geändert. Stirbt endlich Jounes hoch
. h. etwa 60 Jahr alt, so wird er ordentlich bei der
begraben, wofür seine Wittwe, wenn ich die Taxe rich-
alten habe, zwei Renthiere an den Pastor geben muss.
h bitte um die Verzeihung des Lesers, wenn ich ihm nicht
taillirte Beschreibung meiner eignen Reise im hohen Nor-
ben kann. Wer im Norden reisen will, muss sich darauf
machen, den daheim gemachten Plan abändern zu müs-
So ists dem alten Arndt gegangen und sogar der Frau
ı Hahn. Mir gings nicht besser. Ich hatte die Absicht
t über den Kamm des Hochgebirges nach der norwegischen
hinüber und Norwegen der Länge nach von Norden nach
n zu wandern. Ein anderer Preuße hat eine solche Tour
selben Jahr ausgeführt und in Christiania bittere Klagen
die Bewohner des Nordens geführt. Er war mit dem
ust seiner Effekten und Instrumente unter großen Beschwer-
über das Gebirge gegangen und durfte froh sein, das Le-
aus jenen unwirthbaren Gegenden gerettet zu haben. —
gewiss hinreichenden Ersatz gebe ich einige Notizen über die
pländischen Alpen nach Wahlenberg.

Da der ganze Norden eigentlich ein anfangs allmälig, dann
offer ansteigendes Gebirge ist, so kann man die vorhin ge-
ilderten Vegetationsgrenzen schon als die untern Bergabhänge
sehen. Doch steigen die Thäler dicht am Sulitelma bis in
tiefern Regionen hinab. Der Sulitelma d. h. der Festtags-

Jounes führt ein angenehmes Leben. Im Winter bindet er seine Ski, die langen Schneeschuhe unter die Füße und fliegt über Berg und See, oder er spannt auf sehr einfache Art das Renthier vor seinen sonderbaren Schlitten. Da besucht er Freunde, man plaudert, spielt Karten oder das Wolfsspiel. Die Karten malt er sich gelegentlich auf Birkenrinde mit Renthierblut. Er schießt nach dem Ziel, klettert in die Wette u. s. w. Es kommen die Jahresmärkte. Da zieht er mit reicher Fracht nach den Städten, feilscht mit den Kaufleuten und lässt sich nicht hintergehn, denn er ist kein Thor, der vor dem Handel trinkt. Wollte er es sich nachher versagen, würde er sich selbst für närrisch halten. Er kann alle seine Nothwendigkeiten an Waffen, Zeugen und Geräthen einkaufen, Salz und Mehl mitnehmen und trägt doch noch einen hübschen Vorrath Silberthaler nach Hause. Er verwahrt sie in Felsenspalten, unter einsamen Steinen, in der Erde, kurz an Stellen, die er allein kennt. Vor seinem Tode, wenn er nicht plötzlich stirbt, sagt er seinen Erben von den verborgenen Schätzen. Eine Stelle nur verschweigt er. Was da liegt, hat er den Schutzgeistern seines Territoriums als Opfer dargebracht, trotz Grundlegung und Alpenkapellen. Seine Abgaben an den Staat sind unbedeutend, sein Bischen Christenthum kommt ihm theuer zu stehn. — In neuern Zeiten haben Einige auch wohl ihre Gelder in den Kirchenkasten gelegt. Ich weiß wirklich nicht, ob die Idee der Verzinsung schon Wurzel bei ihnen gefasst hat. Sein eigentliches Vergnügen ist eine heimliche Reise zu seinen Schatzkammern und sein Spiel mit den blitzenden klingenden Stücken. Dass ein reicher Lappe sein Nomadenleben aufgegeben und sich in glücklicheren Gegenden niedergelassen hätte, ist wol noch nicht vorgekommen. — Im Alter wird's dem Jounes freilich nicht sonderlich ergehen. Der Rauch drinnen, die blendenden Schneefelder draußen schwächen seine Sehkraft, die wenigsten Lappen erleben auch viele Jahre. Schwache und Kranke werden der wandernden Horde bald zur Last. Im Sommer ist es fast unmöglich, sie mit sich zu führen. Man müsste sie auf den Schul-

tern tragen, und dazu sind diese Leute zu träge und auch wohl zu schwach. Wer nicht gehen kann, bleibt zurück. Man läßt ihn an einer Quelle, in deren Nähe sich das nöthige Brennmaterial finden läßt, giebt ihm Feuerzeug und Lebensmittel und allenfalls ein Kind zur Wartung. Es dauert mitunter Wochenlang, bis man nach dem armen Zurückgebliebenen ausschaut. Mit dem Vater macht man wohl etwas mehr Umstände, indessen ist das vierte Gebot im Naturvolke nicht so tief gewurzelt, wie es denn bei den Thieren verschwindet. — Im Winter hat der Transport nicht viel Schwierigkeit, und da werden die Lagerplätze auch nicht so oft geändert. Stirbt endlich Jounes hoch betagt d. h. etwa 60 Jahr alt, so wird er ordentlich bei der Kirche begraben, wofür seine Wittwe, wenn ich die Taxe richtig behalten habe, zwei Renthiere an den Pastor geben muss.

Ich bitte um die Verzeihung des Lesers, wenn ich ihm nicht eine detaillirte Beschreibung meiner eignen Reise im hohen Norden geben kann. Wer im Norden reisen will, muss sich darauf gefasst machen, den daheim gemachten Plan abändern zu müssen. So ists dem alten Arndt gegangen und sogar der Frau Gräfin Hahn. Mir gings nicht besser. Ich hatte die Absicht gehabt über den Kamm des Hochgebirges nach der norwegischen Seite hinüber und Norwegen der Länge nach von Norden nach Süden zu wandern. Ein anderer Preuße hat eine solche Tour im selben Jahr ausgeführt und in Christiania bittere Klagen über die Bewohner des Nordens geführt. Er war mit dem Verlust seiner Effekten und Instruments unter großen Beschwerden über das Gebirge gegangen und durfte froh sein, das Leben aus jenen unwirthbaren Gegenden gerettet zu haben. — Als gewiss hinreichenden Ersatz gebe ich einige Notizen über die lappländischen Alpen nach Wahlenberg.

Da der ganze Norden eigentlich ein anfangs allmälig, dann schroffer ansteigendes Gebirge ist, so kann man die vorhin geschilderten Vegetationsgrenzen schon als die untern Bergabhänge ansehen. Doch steigen die Thäler dicht am Sulitelma bis in die tiefern Regionen hinab. Der Sulitelma d. h. der Festtags-

berg, die höchste Spitze jener Fjälle, ist nur 5800 Fuß über dem Meer erhaben. — Wahlenberg meint mit Recht, daß man die Pflanzengebiete von oben herab rechnen müsse. Die Tannengrenze geht also bis 3200 Fuß unter der Linie des ewigen Schnees an den Gebirgen aufwärts. Hier erscheinen die letzten Biberhäuser und höher hinauf giebts in den Seeen keine Barsche und Hechte mehr. — Ungefähr 300 Fuß höher steigt die Fichte. Hier hausen noch einzelne Bären, an geeigneten Plätzen stehen kleine Gehöfte, man treibt noch etwas Korn- und Kartoffelbau. In den Seeen haust noch der Sick (Salmo Lavaretus) und die Aesche (Salmo Thymallus). Die Blåbär (unsere Preußelbeere, Vaccinium Myrtillus) reift. — Die Birke bringt bis gegen 2000 Fuß unter der Schneegrenze. Hier hört der letzte Fisch, der Alpenlachs (Salmo Alpinus) in den Seeen auf. An abgestürzten sonnenbeschienenen Stellen überrascht eine üppige bunte Vegetation.

Alle Berge, die über die Birkengrenze hinausgehen, nennt man Fjälle. Weiden von graulicher Farbe bedecken sparsam den Boden; die Hjorton (Rubus Chamaemorus) reift noch. Unter den Blumen begrüßt uns das Siebensternchen (Trientalis Europaea). Höher als bis 1400 Fuß unter der Schneegrenze steigt der Vielfraß nicht. — Weiter hinauf wird die Vegetation noch trister. Es wächst nur noch die Krakbär (Empetrum nigrum), sie wird aber auch doppelt so groß und schmackhaft, als in den waldigen Gegenden. Das Futter des Renthiers hört hier allmälig auf. Höher als 800 Fuß unter der Schneegrenze schlagen die Lappen fast nie ihre Zelte auf. — Es fängt nun die Gegend der ewigen Schneeflecke an, wo die Gesammtwärme des Sommers nicht die Schneemassen des Winters überwindet. Sie reicht bis auf 100 Fuß an die eigentliche Schneegrenze hinan. Auf einzelnen Stellen blühen noch Alpenpflanzen, der größte Theil des Bodens ist von abrinnenden eiskalten Schneewassern erweicht und sieht ganz wüste aus. Bis dicht an die Schneegrenze, circa 4000 Fuß über dem Meer, wo nur einzelne schwarze Flecken aus dem Schnee hervorschimmern, wird man von eini-

gen Pflanzen mit saftigem Blatte begleitet. Die genaue Höhenbestimmung der Schneegrenze ist schwierig, weil sie auf den verschiedenen Seiten des Fjällrückens sehr verschieden ist. Noch fünfhundert Fuß drüber hinaus, findet man einzelne Pflanzen, freilich unentwickelt und dürftig in nackten Felsspalten und noch funfzehnhundert Fuß höher entdeckt man Spuren von Vegetation; denn erst in dieser Höhe wird der Schnee niemals feucht. Unterhalb der Schneeregion liegt also noch eine Eisregion, die nicht absolut kalt ist, denn das Eis setzt eben ein Aufthaun des Schneees voraus. — Die Schneeammer (Emberiza nivalis) ist das letzte lebendige Geschöpf, das die Höhen ersteigt. — Wahlenberg sagt, daß auch um die Pole her sich eine Eislinie zieht, die unsere Reisen in jene Gegenden vorläufig hemmt. Weiterhin muß man ein unermeßliches Schneemeer annehmen. — An die Seitenflächen der Berge lagern sich ungeheure Gletscher und reichen bis tief in die Thäler. Ich führe hier die eignen Worte Wahlenbergs an:

„An dem untern Rande des Gletschers und selbst z. T. auf dem Rande lagen Erdrücken von 1 bis 6 und 10 Klafter senkrechter Höhe, die sich parallel dem Rande des Gletschers forterstrecken. Solche Rücken gehören wesentlich zu einem Gletscher. In Savoyen nennt man sie Moraines des glaciers, auf Island Jökelsjaerde. Diese Moränen bestanden aus Glimmerschiefer-Erde mit eingemengten Rollsteinen und waren jetzt so weich, daß ich nicht darauf gehen konnte, ohne bis an die Kniee in die lose Sumpferde niederzusinken, wodurch sie auch leicht von außerhalb derselben liegenden bloßen Erdflecken sich unterscheiden. Auf ihnen findet man keine Spur von Vegetation; sie sehen aus, als wären sie erst neulich zusammengeknetet. Sie machen das Wasser, welches von dem Gletscher herabfließt, ganz trübe und lichtgrau von Farbe; und dieses Wasser schwärzt dann allen Schnee und alles Eis, wobei es vorüber fließt. Daher ist der ganze untere Rand des Gletschers so schmutzig, daß man kaum etwas Häßlicheres sehen kann. Diese Moränen machen die Untersuchung der Gletscher noch schwieriger. Indem man aus Furcht

in den Abgrund der Spalten zu fallen, sich längst des untern Randes hält, so läuft man Gefahr, in dem Moraste der Moränen zu versinken. Dies war indessen der zugängliche Theil des Gletschers.

Ich ging nun weiter in östlicher Richtung einem andern Theile des Gletschers vorüber, wo sein Rand mit Schnee bedeckt und daher am zugänglichsten war. Hier kommt die ganze Herrlichkeit, oder richtiger, Abscheulichkeit des Salajegna d. h. Spalteis (so heißt der von Wahlenberg beschriebene Gletscher) zu Gesicht. Auf ½ Meile Länge, nach der Seite des Fjäll Labba hin, zeigt er eine überhängende Eiswand von ungefähr 200 Fuß Höhe, mit beschmutzten Eisgewölben, welche Oeffnungen des Abgrunds selbst zu sein scheinen. Diese Eiswand besteht aus ungeheuern Eispyramiden und Säulen, wovon jeden Augenblick mit ansehnlichem Geboller etwas zusammenstürzte. Zu gleicher Zeit knackt und kracht der ganze Gletscher durch seine Bewegung und das Aneinanderstoßen von Eisstücken; und das dunkle Wasser rauscht im Abgrunde. Kein lebendes Wesen wagt sich zu einem solchen Rande und die scheußlichen Moränen, welche mehrfach verdoppelten Retranchements vor einer Festung ähnlich da liegen, halten dergleichen genug ab und drohen in ihrem Sumpfe Alles, was sich ihnen nähert, fest zu halten. Man ist genöthigt, aus der Ferne dies gräuliche Schauspiel zu betrachten. Jede Beschreibung oder Zeichnung desselben kann es nur unvollkommen darstellen."

So weit Wahlenberg. Meine Lappländer benahmen mir freundlich die Möglichkeit, mich solchen Gefahren auszusetzen. Als ich dem Einen meinen Wunsch begreiflich machte, dass ich über die vor uns liegenden Hochgebirge nach Norwegen zu kommen wünschte und mein Kauderwälsch mit einigen blanken Speciesthalern unterstützte, die ich in der Hand hielt, nestelte der Kerl seinen Gürtelbeutel los und nahm unter Tabakresten und allerlei Gerüll eine doppelt so große Anzahl gleicher Münzen hervor, um mir seinerseits anzudeuten, dass ich gegen ihn ein armer Schelm sei und meine Paar Thaler ihn nicht verlocken

würden, etwas ihm Unbequemes zu unternehmen. Ich mußte zufrieden sein, als man mich wieder nach der Küste zu in das Gebiet eines schwedischen Ansiedlers brachte. Sonst sind die Lappen freundlich und gefällig, brachten mir Händevoll Pflanzen und allerlei Kraut und Steine und waren äußerst lustig, wenn ich etwas davon brauchen konnte und in mein Löschpapier packte. So habe ich denn die Gipfel des Sulitelma nicht bestiegen, habe den Salajegna nicht gesehen und den rothen Schnee nicht untersucht, der sich hoch oben findet. Ich kann also auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es wirklich eine Flechte, die Leparina nivalis ist, die ihm die Farbe verleiht. Vorläufig, bis man den Schnee selber mikroskopisch und das Phänomen an Ort und Stelle untersucht und sich nicht mit dem weit transportirten Schneewasser begnügt hat, sei ein bescheidner Zweifel erlaubt. —

Der Vergleich der nordischen Berge und der nach ihrem Gipfel zu abnehmenden Vegetation mit den Untersuchungen anderer Reisenden in den wärmern und in den tropischen Gegenden ist interessant genug. In den südeuropäischen Gebirgen steigt der Weinstock höher als die Weidengebüsche in Lappland, und auf dem Sulitelma verschwinden die Birken, wo man am Abhange des Chimborazo noch unter Palmen wandelt. Die Stadt Quito liegt höher über dem Meer als die höchste Spitze der nordischen Fjälle. Ja selbst unsere Schneekoppe, die ziemlich die Höhe des zweiten Sulitelmagipfels hat, reicht nicht einmal in die Region der ewigen Schneeflecke. — Eben so wichtig sind Betrachtungen über die im Verhältniß zu andern arktischen Ländern so überaus günstigen klimatischen Verhältnisse des nördlichen Skandinaviens. Es ist indessen rein unmöglich, hier Alles herzusetzen, was sich anknüpfen ließe und es ist mehr als unwahrscheinlich, daß es den Leser ebenso interessiren würde wie mich.

Es klingt etwas sonderbar, wenn ich nun von der Geschichte des Volkes zu reden beabsichtige. Die Lappländer sind ganz strenge die Kinder ihrer Zone und ihrer Berge. Sie waren, was sie sind, und sie werden in ihrer Kindheit sterben. Alles,

was sie von kultivirten Nachbarn überkamen, ist äußeres Anhängsel und Schmucksal geblieben, von dem silbernen Ringe bis zu dem Christenthum hin. Indessen bilden eben diese Versuche der Nachbarn, auf ein Naturvolk einzuwirken, die Geschichte.

Man hat über den Ursprung des Volkes gestritten. Von den benachbarten Finnen, die auf der norwegischen Seite, unter dem unerklärten Namen Quänen, Ackerbau treiben, sind sie in jeder Weise verschieden. Alle Völker der kalten Zone haben, wie etwa alle Alpenfloren, eine gewisse Familienähnlichkeit unter sich, doch lassen sich Verschiedenheiten in Sprache, Sitte, selbst in der Köpergestalt nachweisen. Es ist ganz unstatthaft anzunehmen, daß die Nomaden verwilderte Ackerbauer wären. Die Viehzucht ist sicherlich älter auf Erden, als der Landbau. Sind die Sami — so nennt sich das Volk selbst, Lappe ist ein Beinamen, der sich auf die oben angeführte Flechte bezieht — nicht Autochthonen in „Samilanda", so sind sie in vorgeschichtlicher Zeit eingewandert, und jedenfalls ist ihre jetzige Erscheinung der Umgebung angemessen. Ob sie in alter Zeit als einzige Herren des Landes sich weiter nach dem Süden erstreckten, ist zweifelhaft. Als Beweis für die Meinung führt man einen offenbaren Lappenschädel an, der sich vor einigen Jahren in einem Torfmoor Schoonens fand. Kämpfe zwischen ihnen und den starken und großen Völkern von Süden her haben sicherlich stattgefunden. Die ganze Sagen- und Märchenwelt im Norden dreht sich um Riesen und Zwerge, was eben darauf hindeutet. Als die Wissenschaft noch bibelfest war, leitete man ihren Ursprung von den in alle Welt verstreuten Juden her.

Ich weiß nicht, in wie fern die Lappmänner die jetzt rechtgläubige Kosmogonie angenommen haben. Nach ihrer persönlichen Ansicht hängt die Sache folgendermaßen zusammen.

Jubmel berieth sich, als er die Welt schaffen wollte, mit Perkel. Nach Jubmel's Meinung sollten alle Bäume aus Mark, alle Seeen aus Milch bestehen, und an allen Gräsern, Sträuchern und Kräutern sollten Beeren wachsen. Perkel war dagegen, und so ist denn die Welt in ihrer jetzigen Gestalt halb gut und

halb böse entstanden. Eine Sündfluth verwüstete dann alles Land. Jubmel rettete ein Geschwisterpaar, indem er unter jeden Arm ein Kind nahm und auf den hohen Berg Passe-Wate trug. — Sie gingen, als die Ströme sich verlaufen hatten, aus, um Menschen zu suchen. Alles war öde, sie begegneten einander zu dreien Malen. Zweimal erkannten und trennten sie sich, das dritte Mal wurden sie Mann und Frau, und von ihnen stammt das jetzige Menschengeschlecht. — Einst stürmte und donnerte Perkel, da verkroch sich der eine Sohn unter ein Brett, der andere blieb draußen. Jubmel machte das Brett zu einem Hause und ließ von dem ängstlichen Weichling die Schweden abstammen. Der kühne Knabe wurde der Urvater der Lappen, die unter dem freien Himmel wohnen.

Zwischen den beiden Hauptmächten giebts vermittelnde Wesen. Aja Atja, den sie auch Thor und Thiermes oder Aijeke nennen, ist der Sohn Perkel's und einer von ihm betrogenen Menschentochter. Als das Kind fortwährend weinte, fragte Jubmel, ob es lieber mit dem Vater oder lieber mit der Mutter gehen wolle? Da Aja Atja das erste wählte, erzog er selbst ihn, der nun als des Teufels Kind und Gottes Pflegling die bösen Geister verfolgt. Seine Schusswaffe ist der Regenbogen.

Die Heldensage beschränkt sich auf Kämpfe mit russischen Freibeuterschaaren. Man zeigt Gruben, in denen man sich bei derartigen Einfällen verbarg. Es mögen die Ueberreste von Wohnungen sein, wie sie die Kamtschadalen noch anlegen. Vielleicht auch sind's Fanggruben für Raubthiere, die dem Aase nachzugehen pflegen. Einst kam aber eine mächtige Schaar, da zogen die Lappen auf einen hohen Berg, Käppovare, nicht weit vom Gellivare. Man machte ihn durch hinaufgetragenes Wasser zum Rutschberge und hieb dann Stufen in das Eis. Als die Russen hinankletterten, tödtete man sie von oben herab durch herabrollende Baumstämme und Felsblöcke. Es blieb eine große Menge Erschlagener auf dem Platze. Man sammelte zwei und einen halben Bogenschnur voll Feuerstahle von den Todten. Das Gras wächst noch an der Stelle des Blutbades üppiger.

Aehnliche Sagen finden sich in Luleå Lappmark und sie erhalten den Nationalhaß gegen die Russen lebendig. Sonst ist die Zeit vor ihrer Bekehrung dunkel und die Ereignisse sind gewiß unbedeutend.

Magnus mit dem Beinamen „Scheunenschloß", weil er den Diebstahl so strenge bestrafte, daß Niemand sein Eigenthum mehr besonders verwahren durfte, bot Lappland zum erblichem Lehn demjenigen an, der es der Krone Schweden unterwerfen würde c. 1277. Die Birkarler, eine Kaufmannsfamilie im finnischen Kirchspiel Birkarla, fingen Unterhandlungen an, schlugen Alle todt, die gegen die Unterwerfung stimmten, und wurden ziemlich souveräne Herren von Lappland. Die Krone erhielt einen geringen Tribut an grauen Eichhörnchenbälgen. Das arme Volk ward hart bedrückt und verminderte sich sehr. Die Birkarler gerirten sich als Könige, und ihr Familienhaupt trug zum Zeichen seiner hohen Würde ein rothes Kleid. Die Bekehrungsversuche von Seiten der katholischen Priesterschaft fielen in dem armen Lande kümmerlich aus. Die Birkarler, nur von dem Handelsinteresse des Moments geleitet, waren eher dagegen, als dafür. — Gustav I. Wasa, machte der Sache in seiner abbrevirten Manier ein Ende. Er trieb die widerspenstigen und übermüthigen Birkarler zu Paaren und steckte den letzten Rothrock, Heinrich Lorenz, ins Gefängniß. Er erhob eine mäßige und regelmäßige Satzung und nahm sich der Bekehrung sehr ernstlich an. Die Grenzabtheilung und Kircheneinrichtung stammt von Karl IX. her. — Die Pastoren herrschen patriarchalisch über ihre Gemeinden, und wenn sie von ihren „lieben Brüdern" (Rakat Weliet) auch ziemlich viel erheben, so nehmen sie die Sorge für sie doch auch recht ernstlich. Die Lappländer kommen ganz gern zur Kirche, die schwedischen Prediger können fast alle in ihrer Sprache zu ihnen reden. In Norwegen ist meist ein Dollmetscher nöthig. Man machte dort den übel gerathenen Versuch, die Lappländer dänisch zu lehren, hält sie auch nur für eine Art von Halbmenschen. Wenn man nicht vor ihrer Zauberkunst

einigen Respekt hätte, würde es den armen Leuten ganz schlecht ergehen.

Es giebt schwerlich einen einfachern Götzendienst, als der alte lappländische war, von dem Reminiszenzen in verschiedener Gestalt sich noch beim Volke erhalten. Die russischen Lappländer, um die man sich wenig kümmert, mögen wohl noch Heiden sein. — Es gab weder Priester noch Tempel. Jeder Familienvater war Oberpriester und baute einen Pfeilschuß von der Hütte sein Heiligthum, d. h. er errichtete einen einfachen, niedrigen Tisch, umsteckte ihn mit Birkenzweigen und stellte einen hölzernen Block darauf, der den Thiermes darstellte. Ein paar Schnitte in dem knorrigen Wurzelende bedeuteten Kopf und Gesicht. Ein Hammer von Holz ward queer durchgesteckt. Der Weg von der Hütte ward mit Reisig bestreut und der Lappe kroch ihn ehr demüthig auf allen Vieren entlang, wenn er ein Opfer bringen wollte oder sonst ein Geschäft mit seinem Gotte hatte. Kein Weib durfte sich dem heiligen Orte nähern, durfte nicht durch die hintere heilige Thüröffnung gehen — bei Todesstrafe!

Außer diesen hölzernen, alljährlich erneuerten Götzenbildern dicht an ihrem Hause verehrten die Lappländer noch seltsam gestaltete Steine. Jene nannte man im Allgemeinen Passe, diese Saite. Hatte die Spritzwoge an irgend einem Wasserfall einen Block sonderbar ausgespült, so richtete man ihn auf und er war der Storgunkare, der, wenn sich mehr ähnliche Steine vorfanden, seine Frau, Kinder und Gefolge erhielt.

Jubmel oder Jumala war ein abstrakter Begriff, eine Trimurti, die Gottheit an sich, und der Lappländer kannte und brauchte keine Mittel, mit ihr in unmittelbare Berührung zu kommen. — Näher stand ihm Thiermes, der Herr der Geister und Menschen, der auch wol „der gute Alte" hieß. — Storgunkare ist ein Untergott. Das Wort bedeutet wörtlich „großer Herr." Die heutigen Lappländer nennen ihre Geistlichen Storkar, was etwa „großer Vater" bedeutet. — Storgunkare sorgte für die Thierwelt im Ganzen und Großen. Für das Renthier insbesondere hatte man noch eine Göttin, Paivie, die man weder ab-

bildete, noch an besondern Orten verehrte. Man scheint an die im Jahresverlauf abrollende Natur gedacht zu haben.

Die übrigen Götter und Geister haben nichts zu bedeuten, man hatte deren in großer Menge, nahm aber im Ganzen wenig auf sie Rücksicht, ja man wurde im Nothfall mit ihnen schon fertig. So bemerkte Patto-Podnie, daß seine Tochter, wenn sie von der Heerde kam, trockne Füße hatte. Er sah sogleich ein, daß sie es mit einem Stello, einem bösen Geiste, hielt, der sie über den Sumpf trug. Er kämpfte mit dem Stello auf einem Stein und konnte ihn lange nicht besiegen, denn was er auf dem Stein gelobte, das versprach der Stello doppelt. Da gelobte er die Axt, die er in der Hand trug, und sogleich erschlug er den Stello. Die Axt lag lange, ohne zu rosten an der Stelle des Kampfes, bis ein aufgeklärter Lappe sie gegen ein Renthiergeweih eintauschte.

Renthiergeweihe spielten bei dem Opfer die Hauptrolle. Um manche heilige Stelle zog sich ein Tiorfwigardi, ein Hörnerzaun. Auch hängte man Stückchen Fleisch von verschiedenen Körpertheilen auf, machte dem Götzen im Sommer ein Heulager und bestrich ihn mit Blut. Das ihm zu Ehren geschlachtete Thier ward aber aufgegessen und zwar von der ganzen Familie und den befreundeten Nachbarn.

Die Lappländer haben ihr Heidenthum ziemlich leicht aufgegeben und glauben nun an Jumala, einen guten Gott, und Perkel, den Satan. Die Aenderung hatte für sie dieselbe Bedeutung, als da später auf das Haus Wasa das Haus Bernadotte folgte. Die Zauberei ward nicht so geschwinde vergessen und lebt sicherlich noch fort. Man hat gelegentlich einen armen Hexenmeister verbrannt oder geköpft, jetzt läßt man sie mehr walten.

Die Zaubertrommel Kunnus gebrauchen sie vielleicht im Geheimen noch. Sie halten dergleichen, namentlich vor dem Fremden sehr geheim und beim Fortziehn, wird der Kunnus immer auf den allerletzten Schlitten gepackt. Ich habe sie nur in Sammlungen gesehen. Sie ist wie ein Tambourin gestaltet, nur nicht ganz rund und besteht aus einem ausgehöhlten Bir-

kenstamm, über den eine enthaarte Renthierhaut gezogen ist. Die ist mit allerlei Figuren bemalt. In der Mitte sind an einer Schnur Arpa einige Ringe befestigt. Vierzehn Tage vor Michaelis wird nun mit einem Tförmigen Hammer auf das Fell geschlagen. Der Arpi hüpft dabei herum und das Bild, auf dem er liegen bleibt, entscheidet, welchem Gott man opfern soll.

Man singt: Maiide Aiikik Jette maiide Werro? (Wie du alter Gott, willst du ein Opfer?) Blieb beim Schluss des Gesanges der Ring nicht auf dem Zeichen des Thieres liegen, so hieß es weiter: Maiide sioel kaktun stourra passe Seate? und dann fragte man bei der Baiwie an. Versagten alle drei die Annahme des Opfers, so war das ein übles Zeichen.

Auch sonst brauchte man die Trommel zu verschiedenen Zwecken, bei Krankheit, Diebstahl, um Todte zu versöhnen u. s. w. Die Todten wurden eingewickelt, in einen hohlen Baumstamm gelegt und man gab ihnen eine Axt und einen Stahl mit. War etwas bei der Bestattung versehen, so forderte die Trommel meist ein Opfer für die unruhigen Manen (Sitte) und dann war Alles abgethan. — Die Hauptsache waren aber Verzückungen. Die Arpi wurde auf das Zeichen der Sonne gelegt und der Zauberer fing seinen Gesang an. Die Anderen sangen im Chorus dabei und mussten, wenn jener leblos umfiel, ja nicht aufhören. Nach stundenlanger Ohnmacht erwachte der Wundermann, erzählte von Reisen in sehr entfernte Länder, aus denen er oft allerlei Wahrzeichen mitbrachte. — Die Nachbarn fürchteten „die Finnekunst" sehr und sendeten oft ihre Söhne ins Gebirge, um darin Unterricht zu bekommen. Wen die Geister begünstigten, dem gaben sie in den verschiedenen Lebensaltern in schweren Krankheiten Anleitung. Wer als Mann die dritte Stufe erreichte, saß und hörte dann Alles in der weiten Welt. Dieses Allgesicht ward ihm oft lästig, weil sein Geist unaufhörlich bestürmt wurde.

Man trug — und trägt — kleine böse Geister bei sich in der Tasche, die man auf seinen Feind, oder auch so ins Blaue hin loslässt. Mitunter begegnen sie sich und dann kommt's auf

den stärkern Zauber an. Diese Geister sind zweierlei Art: Gan's und Tyre's. Jene sind kleinen blauen Thieren ähnlich, ohne Flügel, dieses sind Kügelchen von sehr leichter gelblicher Wolle, von den Samen der Weiden gesammelt. Wusste der Zauberer nicht den Namen meines Vaters, so konnte er mir wenig anhaben. — Am gefährlichsten sind die Stricke mit drei Knoten, die man bei Seereisen mitnimmt. Bei der Lösung des ersten Knotens entsteht ein guter Wind, beim zweiten Sturm und beim dritten geht Alles zu Trümmern.

Die Lage der Lappen unter den drei verschiedenen Regierungen ist verschieden. In Russland kümmert man sich wenig um sie. In Norwegen verachtet das Volk den Lappmann und braucht selbst ihre Renthierkäse nur gegen Frostbeulen. Es ist nur vor Kurzem mehr für sie geschehen. Nils Stockfleth, geb. 1787, war Jurist und kämpfte 1813 im dänischen Heere in Holstein. Er ward Kapitain und Ritter des Dannebrogordens. Da studirte er 1823—25 Theologie und ward Pastor in Ostfinnmarken zu Vadsöe. Er erlernte die Sprache der Lappländer und übersetzte mit andern Gelehrten, namentlich mit Professor Rask, die Bibel und einige Religionsbücher. Er legte seine Stelle nieder und hat lange Jahre mit rastlosem Eifer die Marken durchwandert, wo er von seinen Pfleglingen verehrt wurde und wirklich manches Wesentliche geleistet hat. — In Schweden sind die Marken ordentlich und genau eingetheilt und jeder Horde ihre bestimmten Grenzen angewiesen. Seit Christians Zeit wird sonntäglich Gottesdienst gehalten und junge Theologen ziehen als Missionäre von Horde zu Horde. Es wird ihnen in der Anciennität jedes Jahr dieser beschwerlichen Dienstzeit doppelt gerechnet. — Jeder Lappe weiß genau, zu welchem Gerichtssprengel er gehört, und es kommen viele Prozesse vor, wenn zur bestimmten Zeit an den Kirchen Gericht gehalten wird. Namentlich machen ihre Erbschaftsregulirungen viel zu schaffen; doch haben sie auch sonst viel gerichtlichen Rechtssinn. In besondern Fällen tritt ein aus Lappländern und Kolonisten, wo es deren

giebt, gebildetes Geschwornengericht zusammen. — Kirchen- und Gerichtswesen ist ganz wie in den schwedischen Provinzen.

Die Zahl der Lappen ist nicht groß — in Schweden ohngefähr 6000 — und nimmt allmälig ab. Ihr Leben hat viel Anziehendes, etwa wie das der Bettler, die bei uns den freiesten, sorglosesten Stand bilden. — Naturvölker müssen der Kultur weichen. Kapitain sagt in der Beschreibung seiner Nordpolexpedition etwa so: „Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die indianischen Völkerstämme Nordamerikas durch den Branntwein ausgerottet werden. Die Spanier schlugen die armen Wilden geradezu todt, diese haben doch wenigstens noch Vergnügen dabei." Die schwedische Regierung huldigt diesem Grundsatz nicht. Es wird, so vortheilhaft das Geschäft auch sonst wäre, nur wenig Branntwein in die Lappmarken geschmuggelt. Die Strafen sind hoch und hart.

Man ist ein Narr, wenn man über den Untergang solcher Stämme trauert und es klingt unbarmherzig, wenn man sich darüber freut. Man muß dabeistehen, wie der Arzt auf einem herrlichen Bilde von Nicolas Poussin, das ich in der Moltke-schen Gallerie in Kopenhagen sah, neben einem Krankenbette steht. Er hält den Puls des Sterbenden in der linken Hand und die rechte liegt auf dem eigenen Herzen, an dessen ruhigen Schlägen er das Stocken im Blutumlauf des verlöschenden Lebens abzählt. — Manche Völker scheinen Ruinen einer versunkenen Kultur zu sein. Auch bei solchen geistigen Erdfällen heißt es:

„An Leben reich ist die Natur!"

Die Sprache der Lappländer ist durchaus eigenthümlich und mit dem Finnischen nicht verwandter, als das Schwedische mit dem Deutschen. Es giebt eine Menge von Dialekten, die südlichen und die nördlichen Lappen verstehen einander nicht. Man sagte mir indessen, daß jeder Schwede, der die Sprache wissen-

schaftlich zu treiben im Stande wäre, die Dialekte zwar unterscheiden, aber sämmtlich verstehen und sich allen Lappländern mit Ausnahme von einzelnen Worten verständlich machen kann. Eine Bibelübersetzung, die eben allem Volk genügen soll, ist eine schwere Aufgabe. Man hat sich indessen ziemlich viel Mühe gegeben, das Lappische zur Schriftsprache zu machen. Ich finde Lexika bis ins Jahr 1648 und Fibeln bis 1619 hinauf angeführt. — Die Sprache ist arm an abstrakten Begriffen, reich an Ausdrücken, um alle Nüanzen in der eignen Umgebung zu bezeichnen. Ich führe hier einige Beispiele in diesem Sinn an.

Der Lappe nennt seine Heerde Aelo, das einzelne Ren Pälso. Ein Bock im allgemeinen heißt Arjes, eine Kuh Ningeles; ein Kalb Mese. Ein Kalb über ein Jahr heißt Kämak, dann werden die Geschlechter unterschieden. Ein Bock über zwei Jahre heißt Warrek, über drei Jahre Wobbel, über vier Jahre Sarves. In dem vierten Jahre werden die zum Lasttragen und Fahren bestimmten Thiere verschnitten (das Geschäft sollen die Lappen mit den Zähnen besorgen) und heißen dann Herke. Diese Herke's bekommen nach dem Alter wiederum verschiedene Namen. Käsetas ist ein Herke von fünf Jahren, Makanas von 6 Jahren, Nammalappo über 7 Jahre. Wojemherke oder Ronkjo nennt man die Schlittenrene. Rädoherke oder Guordmeherke die Lastrene. Die Stiere pflegt man im fünften Jahr zu schlachten. Sie heißen dann Kaddotus. Die Kuh heißt zweijährig Woignial; dann Woignia Rodno und im fünften Jahr Alto; hört sie auf, Milch zu geben, so heißt sie Rodno alto; wenn sie nicht mehr kalbt, Stainak Rodno. Auch andere Synonyma sind nicht selten: Woude ist ein Nest im Felde, Besse ein Nest auf einem Baum, Geimo heißt jeder Weg, Bohlk ein Weg im Sommer, Rati im Winter, Aito ist der Weg, auf dem man fortzieht, wenn man seine Wohnung ändern will, Däle ist ein alter, wieder mit Schnee bedeckter Weg.

Laidet = leiten; laidelet = fortfahren zu leiten; laidetet = leiten lassen; laidetallet = sich leiten lassen; laide gaetet = zu leiten.

anfangen; laidanet = begleitet werden; laidanovet = geführt werden; Herra = der Herr; Herran = des Herrn; Herrai = dem Herrn; Herrah, Herrau, Herraa, Herrava = den Herrn; Herrast = von dem Herrn; Herrain und Herraina = mit dem Herrn; Herrasne und Herrane = in dem Herrn; Herrat = ohne Herrn; Herradake = herrenlos; Herran = zum Herrn; Herralaka = herrlich; Herrais = auf Herrn Art.

Zwei lappländische Novellen.

Ich glaube meinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen ein Paar Begebenheiten mittheile, die sich wirklich in dem von mir beschriebenen Lande unter dem Volke, dessen Sitten ich schilderte, zugetragen habe. Sie sind in den letzten Jahren der dänischen Herrschaft über Norwegen vorgefallen und also etwa funfzig Jahre alt. Der schwedische Autor, dem ich sie, so gut ichs konnte, für meine deutschen Leser nacherzähle, hat lange in Lappland gelebt, manche von den handelnden Personen noch selbst gekannt. Aus dem Grunde vielleicht sind Namen und Lokalität der ersten Erzählung nicht bestimmt angegeben. Es versteht sich von selbst, daſſ seine Erzählung eben nicht gewöhnliche Vorfälle behandelte.

Welkog.

Der höhere Norden ist die Heimath der Armuth, aber einer edeln Armuth. Die Natur verbirgt ihre Schätze, sie erzieht ihre Kinder kärglich und hart; aber gerade die strenge Mutter nährt in der Seele des Lappmanns Kraft und Muth, Entsagung und Freiheit. Diese natürliche Beschaffenheit seiner Heimath ist auch die entscheidende Bedingung seines Daseins, seines Bestrebens. Lapplands Wüsten und Berge kann man nicht mit dem Schwert in der Hand erobern. Die langsam und sicher anrückende Kultur rottet das Völkchen allmälig aus, indem sie ihm die Möglichkeit einer fernern Existenz bestreitet. — Das Begegnen der freien und wilden Nomaden und der ruhig ackernden Kolonisten

ist an vielen Punkten blutig gewesen. Die Winterkälte zeitigt im Gemüth eben so heiße Leidenschaften, wenn es auf das Mein und Dein ankommt, als die tropische Sonne. —

Es giebt eine natürliche Grenze zwischen dem eigentlichen Gebiet des Lappmanns und seinem fleißigen Nachbar. Es ist der Landstrich zwischen dem starren und kalten Gebirge und dem pflanzenreichen Plattlande. Wie die Natur hier zwischen Leben und Sterben ringt, so kämpfen darum der Fjällmann und der Nybyggare. Es versteht sich von selbst, daß nicht Meßschnur und Boussole diese Grenze bestimmten, noch je bestimmen können. Thäler voll kräftiger Vegetation schieben sich zwischen Eis- und Schneeberge, Felsenklippen erheben ihr weißes, kahles Haupt im dichten Walde.

Es war eine klare Winternacht, das Nordlicht flammte über den Schneespitzen des Baddo Tjavelk, an dessen Fuß Nalta-Lanni für einige Wochen seine tragbare Wohnung aufgeschlagen hatte. Die kegelförmige Hütte stand zwischen einigen Bäumen und unter ihrer leichten Walmar-Bekleidung schlummerte Nalta-Lanni's Familie. Er selbst war herausgekommen und stand auf der Spitze eines waldigen Hügels neben seinem Lagerplatz und bewegte allerlei gewichtige Ueberlegungen in seiner Seele.

Nalta-Lani galt für den reichsten Mann und für den klügsten in einem weiten Umkreise. Er hatte große Renthierheerden und viel mehr Hausvolk, als man es sonst bei den Lappländern findet. Mehre herabgekommene Verwandte hatten sich an ihn geschlossen, sie theilten sein Glück und seine Arbeit. Er hatte sich in seinem zwanzigsten Jahre, auf den Rath seiner Eltern, mit einer zehn Jahr ältern Frau vermält und lebte etwas mehr zurückgezogen als seine Landsleute es zu thun pflegen. — Seine Mutter hatte ihn lesen gelehrt, dann war er ein Jahr lang bei dem Pastor des Kirchspiel's gewesen. Das war ein frommer und kluger Mann, der den Knaben mit Vaterliebe umfing und ihn lehrte, was ihm passend und nöthig schien. Daher kam es, daß Nalta-Lanni nun eine sehr geachtete, aber etwas vereinzelte Stellung unter seinem Volke einnahm.

Was ihn heute für Gedanken bewegten, wie ihn außer den natürlichen Sorgen eines Hausvaters und Familienhauptes noch ungewöhnliche Befürchtungen quälten, werden wir aus dem Verfolg erfahren. Er winkte dem Hunde, der mit ihm aus der Gamme gekommen war und aufmerksam in das Gesicht seines Herrn sah, dann flog er auf den Schneeschuhen schnell von dem Abhang nieder und bald hatte er seinen Lagerplatz weit hinter sich; schräge und im Zickzack gings die Hügel hinan, steilrecht nieder. Ein langer spießartiger Stab in der rechten Hand lenkte den flüchtigen Lauf, kaum konnte der keuchende Hund ihm folgen. So ging es einem See zu, der jetzt mit Ufern und Inseln nur eine weite, weiße Fläche bildete. Ein leichter Morgenschimmer lag darauf. Nalta-Lanni lenkte nach der einsamen Wohnung eines Fischlappen am Strande. —

Das war eine elende Hütte, ein Bretterverschlag mit Baumzweigen verstopft und belegt, wie anders war Lanni's geräumiges, freundliches Zelt. Der arme, alte Fischer, der hier wohnte, war als junger Mann, durch Noth und Armuth gezwungen, vom freien Gebirge hierher niedergestiegen und hatte diese Wohnung erbaut. Der See gab reichlichen Unterhalt, aber das Eis liegt da oft tief in den Sommer, die Kräfte des alten Menschen reichten zur Winterfischerei nicht aus. Er gewann nur noch im Sommer die dürftige Nahrung, sonst war er auf die Almosen gewiesen, die ihm seine Landsleute und die nahewohnenden Ansiedler gaben.

Lanni hielt vor der Thür an, er stieg von seinen Schneeschuhen ab und lehnte beide aufrecht an die Hüttenwand. Dann trat er ein und rief dem Greis, der darin auf seinem Lager lag, ein freundliches Puorist! zu. — Snattja, so hieß der Fischer, schlief nicht, seine Pfeife, mit einer Mischung von Taback und getrocknetem Moos gefüllt, dampfte schon. Er stand schnell auf, ging seinem Gaste gleichfalls mit einem herzlichen Puorist (d. h. guten Tag!) entgegen, man berührte sich mit den Nasenspitzen und Nalta-Lanni war willkommen. — Das Feuer auf dem steinernen, platten Heerde in der Mitte ward aufgefrischt, der Rauch

zog durch die halboffene Thür. Wirth und Gast nahmen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Lager von Fichtenreisern und Renthierfellen Platz; ihre Hunde legten sich daneben.

„Was giebts Neues!" fragte der Fischer. Lanni mußte sich der Sitte fügen und erst von den Renen, von ihrem Gedeihen, wie das eine sich verlaufen, das andere vom Wolf zerrissen sei und ähnliches erzählen, bevor er dazu kam seinerseits nach Dingen zu fragen, die er wissen musste und um derentwillen er den Weg gemacht hatte.

„Bist du in der Kirche gewesen Wuollik?" fragte er, indem er den Taufnamen (Olof) brauchte, denn Snattja, d. h. Ente, war nur ein Beinamen, den Olof wegen seiner pfeifenden und knarrenden Art beim Reden erhalten hatte.

„Der Pastor ist niederwärts gereist!" sagte der Alte, nach seiner Gewohnheit nicht gerade und rein heraus, sondern wie bei Seite.

„Ist er zum Könige gegangen?" fragte Lanni.

„Das habe ich nicht gehört. Aber Velkog (d. h. die weiße Lilie) ist nun allein daheim mit ihrem Hausvolk."

„Hast du sonst nichts gehört von Wölfen oder von Fremden?" —

„Von Fremden habe ich wol mancherlei gehört. Huljo, der zehn Jahre lang unten im Lande war, ist wiedergekommen. Er wohnt bei dem Pastor und will das Haus nicht verlassen."

Lanni sah verändert aus. „Huljo!" rief er, „der Meisterdieb, welcher am Ende des Kolonisten Frau todtschlug; man konnte ihn vor Gericht kaum binden."

„Ja, der Huljo, der die vier Renthiere stahl und seine Mutter an der Kirche mit Füßen trat." —

Es flog wie ein elektrischer Blitz aus Lanni's Augen, aber äußerlich behielt er seine vorige Unbefangenheit bei: „Aber wie ist der denn wiedergekommen?"

„Ja, die Dadscharne (d. h. die Schweden) haben ihn hart zur Arbeit gehalten und lange Zeit; aber weil sie nun neubauen ihr Berghaus im nächsten Jahr, so ließen sie ihn los."

„Von da kommt er also und sie nennen solch Haus die Festung, hab' ich gehört. Die Arbeit ist schwer und mancher stirbt daran.“ —

„Aber Huljo ist stark geblieben und übermüthig, wie früher. Er hat einen Brief an den Storfar mit,“ sagt er. „Deßhalb wird er da wohnen, bis der Storfar nach Hause kommt. Viel Neues weiß er zu erzählen von den Sachen und Werken der Dabscharne.“

„Das ist übel, daß der Storfar nicht zu Hause ist. Ich traue nicht, daß Huljo einen Königsbrief für ihn hat. Aber kommt Huljo in die Fjällen, so mag er sich vor unsern Schneespießen in Acht nehmen.“

Der alte Snattja nahm nun aus seinem dürftigen Vorrath und bot dem Gaste ein Mahl. Es bestand nur aus getrockneten Fischen. Lanni fügte einige Stück Renthierkäse hinzu, die er in einem Beutel mitgebracht hatte, der vor der Brust hing.

Nach der Mahlzeit machte Lanni sich zum Abschied fertig. Während er mit Snattja speiste, hatte er einen Beschluss gefasst und sagte nun also:

„Wuollik, ich gebe dir zwei Renthiere, wenn du klug und treu ausführst, was ich dir auftragen werde. Geh' hinaus auf den See und mach' mit der Axt eine Oeffnung im Eise, da an der großen Steinklippe. Du wirst einen guten Fang thun. Nimm dann ein tüchtiges Gericht Fische und geh' in das Priesterhaus. Richte dich so ein, dass du die Weihe triffst und schenk ihr deine Fische. — Du wirst dann mit dem Huljo zu reden bekommen, lass dir von ihm erzählen und sage dann, so wie von ungefähr, dass er doch zu mir kommen möchte. An die alten Geschichten denke ich nicht; und wenn er von den Renthieren und von meiner Mutter anfängt, so sollst du ihm sagen: Nalta-Lanni hat das längst vergessen; aber Nalta-Lanni hat viel Renthiere und viel anderes Eigenthum.“

Als Lanni das gesagt und Snattja Alles mit Kopfnicken angenommen hatte, brach Lanni auf. Er eilte über den See hin und näherte sich seiner Gamme. Es waren trübe, feindliche

Gedanken, die er nach Hause brachte, aber der friedliche Platz und des Lappmanns Freude an seiner offnen Heimath heiterten ihn auf. Er sang und jubelte laut, als er ankam.

Die Hunde begrüßten ihn, sein Hausvolk sammelte sich, als es seine Stimme im Waldecho klingen hörte. Er war mehrere Stunden entfernt gewesen, man konnte sich denken, daß er irgend einen Besuch gemacht hätte und allerlei Neues erzählen würde.

Nur einzig Lanni's Hausfrau kam ihm nicht entgegen. Sie war still, etwas verdrießlich in der Hütte geblieben. Als Lanni sich dem Zelt näherte, hob er die Decke auf, die zur Thür diente und sah seine Frau, die ruhig die Lagerstätten rings um die Feuerstelle her in Ordnung brachte. Lanni ging schweigend an seine Stelle und setzte sich nieder. Die Frau hatte ihr Geschäft vollendet und nahm an seiner Seite Platz. Die übrigen Hausgenossen traten nach einander ein und jeder suchte, ohne ein Wort zu sagen, seine Stelle. Es lag eine eigne Spannung auf der kleinen Gesellschaft.

Lanni sah ringsum und betrachtete die aufmerksamen Gesichter. Die Hunde selbst hatten sich in den Kreis gedrängt und sich ein jeder neben seinen Herrn gesetzt. Aber Lanni schwieg noch eine gute Weile. Seine Pfeife war in Unordnung und es dauerte lange, bis er sie im Stande hatte. Er dampfte einige Züge und sagte endlich: Ich habe den Snattja besucht, dort auf der andern Seite des Mänsees, ich habe besondere Neuigkeiten gehört." —

Er machte eine Pause und Alles sah ihn erwartend an, dann fuhr er fort: „Wir müssen nun sehr aufmerksam auf unsere Thiere sein, der Renmörder ist wiedergekommen; aber er soll bei uns nichts ausführen, wir sind klug und vorsichtig."

„Was willst du, was wir thun sollen?" sagte ein junger, lebhafter Lappmann. Sag' ein Wort, Lanni, und er soll unsere Schneespieße zu kosten bekommen, wenn er sich in unsere Grenzen wagte. Was für ein Renmörder ist's denn? Kann das Hulsjo sein? Aber der kommt wohl niemals wieder, seitdem ihn die Dabscharne mitnahmen."

„Es ist der Huljo!“ sagte Lanni, „er hat seine Strafe bestanden und wohnt jetzt unten beim Storfar, bis dass der wiederkommen wird, dann will er sich ausweisen, dass er losgelassen ist. Aber Huljo ist noch der alte Dieb und sinnt, sobald er herüber kommt, auf neue Anschläge. Wir können freilich bald mit ihm fertig werden, aber ich habe mir etwas Besseres ausgedacht.“

„Lass doch hören!“ sagte Lanni's Hausfrau, die ohne Unterbrechung ihren Mann angehört hatte.

Lanni wendete sich sogleich freundlich zu ihr hin und mit herzlichem Ausdruck, mit der Voraussetzung eines vollen Beifalls für seinen Plan von Seiten der Frau, sagte er: „Meine Meinung ist die, dass wir ihn in unsere Gamme laden und in der Nähe behalten, da können wir ihn am Besten beobachten. Zieht er sich ins Gebirge und nach Norwegen hin, so wird er uns gefährlicher.“ —

„Mach es, wie du für gut hältst,“ sagte die Frau, „aber wie ist denn das? du willst den in deine Gamme nehmen, der deine Mutter mit dem Fuße gestoßen hat? Du bist klug und vorsichtig Lanni, was du thust, wirst du nicht bereuen.“

Lanni's Blick flammte hastig auf, aber er entgegnete mit großer Ruhe: „Laß ruhn, was vergangen ist, darauf hat schon mancher Winter geschneiet. Aber das will ich Euch allen insgesammt sagen, dass wir die Augen offen haben, wenn Huljo kommt. Merkt er das, so giebt er's wohl auf, uns Uebles zu thun. Mag er doch bei den Dadscharne allerlei Künste gelernt haben. Der Lanni ist für ihn doch zu klug!“

Damit ergriff Lanni ein brennendes Reis von der Feuerstelle und hielt es an die Pfeife. Während er sie langsam rauchend in Brand setzte, verließen die Seinigen einer nach dem andern das Zelt. Sie schüttelten den Kopf voll des eben Gehörten. Ein Gast für längere Zeit ist in jenen Gegenden etwas Bedeutendes und ein Renthierdieb das Entsetzlichste.

Lanni und sein Hausvolk blieben längere Zeit in dieser Stimmung; denn Lanni war, wenn auch äußerlich ohne Unruhe,

doch eben der, der am häufigsten auf den beduschten Hügel an seiner Wohnung stieg, um nach dem See hinauszuschauen. Es vergingen mehre Tage und die erwarteten Gäste kamen nicht. —

Endlich machte sich Lanni an einem Morgen wieder reisefertig, indem er diesmal mehres tragbares Hausgeräth mitnahm. Lanni eilt, von dem treuen Hunde gefolgt, wieder auf dem See fort, hielt sich aber mehr am nördlichen Ufer.

Hier, wo ein Fluß aus dem See seinen Ursprung hat, liegt eine kleine Lappenkirche und nicht weit davon der Pfarrhof.

Als Lanni von einer Anhöhe das kleine Gotteshaus mit dem Thorwege davor und dem Glockenstuhl daneben sah, blieb er stehen und wie der Rauch sich friedlich über dem Dache kräuselte, unter dem er sein merkwürdigstes Jahr verlebte, regten sich sonderbare Empfindungen in seiner Brust. Seine jetzigen Pläne, die dort erhaltenen Lehren durchblitzten ihn wechselnd. Man schreibt den Lappen viel geheimnißvolles Ahnungsvermögen zu. Lanni entfloh seinen unruhevollen Gedanken. Er winkte dem Hunde, der sich keuchend neben ihn in den Schnee gestreckt hatte und vogelschnell gings den Berg hinab zur Wohnung des Pastors.

Auf dem kleinen Hof, der nach schwedischer Sitte das sauber gezimmerte, rothbemalte Blockhaus umgab, stand ein Mann und machte Holz klein. Ungeachtet der lappigen, schwedischen Tracht, von dem Pelzkleide der Bergbewohner so verschieden, erkannte Lanni doch sogleich den entlassenen Festungsgefangenen. —

Aber Lanni stellte, ohne jenen zu beachten, seine Schneeschuhe an den Zaun des Hofes und trat ein. In demselben Augenblick öffnete ein junges Mädchen die Zimmerthür. Ihr Auge zeigte Ueberraschung, die aber alsbald in freundliche Heiterkeit überging. Es war des Kirchenherrn Tochter, ihre Augen glänzten lichtblau, ihre Haut war zart und weiß, wie man es nur im Norden sieht. Sie war etwa 19 Jahr alt.

Sobald sie Lanni erkannte, nickte sie ihm freundlich zu, reichte ihm die Hand und führte ihn mit sich in das Zimmer. Sonst ward das Lappenvolk, wenn es seinen Pastor zu besuchen

kam, in der Küche empfangen und abgefertigt. Lanni ragte so-weit über alle seine Landsleute hervor, dass ihm der Saal geöff-net wurde, der freilich sehr einfach eingerichtet war, den rohen Leuten von dem Gebirge aber ein Wunder von Glanz und Herr-lichkeit schien. Für Lanni war nur eins darin von wunderba-rem Glanz, die Tochter des Pastors.

Das Mädchen setzte einen Stuhl für den Lappen hin und ging, ihm einen Imbiss zu bereiten. Es waren nur einfache Speisen, ganz ähnlich denen, die er selber täglich in seiner Hütte genoss; aber das Mädchen wusste Allem durch die zierliche An-ordnung einen besonders lieblichen und lockenden Anstrich zu ge-ben. Dann waren Beide einige Minuten lang still und jedes von ihnen hing einem eignen Gedankengang nach. Endlich sagte das Mädchen: „Nun, Lanni, was giebt's Neues von den Fjällen?“ —

„Es ist Alles wie immer!“ antwortete er, „in den Bergen verspüren wir nichts Neues, wir kommen hierher, um etwas zu hören. Der Vater ist nicht zu Hause, aber Velkog hat fremde Gäste im Hause.“

Das Mädchen lächelte erröthend: „Du nennst mich noch Velkog, Lanni, du hast der Kinderjahre nicht vergessen, da wir zusammen spielten.“

„Lanni vergisst niemals dessen, was gut ist und schön,“ antwortete der Mann mit einer gewissen Heftigkeit. „Hättest du nicht deine weiße Hand nach mir ausgesteckt, da ich in den Elf fiel, ich hätte das Licht und dich nicht mehr gesehen.“ —

„Es war meine Schuld, dass du beinahe ertrunken wärest. Um mir ein Paar Blumen zu pflücken, die ich mir wünschte, hät-test du beinahe dein Leben gelassen.“ —

„Ich denke mitunter,“ sagte der Lappe, dessen Auge gedan-kenvoll am Boden ruhte, „dass ich manchen Sorgen und man-chem Herzenskummer entgangen wäre, wenn du mir damals nicht die Hand gereicht hättest, als mich der Elf mit sich fortriss. Aber der, welcher uns das Leben gab und uns bewahrt in der

Höhe und in der Tiefe, der musste noch andere Prüfungen wissen, für die er mich erhalten wollte."

Des Mädchens Auge ruhte mit ausdrucksvoller Freundlichlichkeit auf ihm, dann sprach sie: „Wir müssen unser Werk vollenden in des Herrn Welt, und wer im Bergvolk hervorragt wie du, hat für die armen Stammgenossen Manches und Vieles zu thun, ihnen Hilfe und Stütze sein." —

„Dahin geht auch mein Leben und Streben," sagte der Mann, „aber es kommt viel über das arme Fjällvolk. Es wird mir oft ganz dunkel im Herzen." —

„So ist es," antwortete sie, „aber Kummer und Jammer halten uns wach und munter."

Lanni stand auf von seinem Stuhl. Er fand in der sitzenden Stellung nicht recht Ruhe. Er näherte sich dem Mädchen einige Schritte, nahm zutraulich ihre Hand und sagte mit bittendem Auge: „Ich bin hierher gekommen, weil die Sorge meinem Herzen keine Ruhe lässt; ich musste dich sprechen, du Liebling meiner Kindheit, darum kam ich aus meiner Einsamkeit her. Ich weiss, dass mein schlimmster Todfeind in deinem Hause ist. Er ist ein listiger Mörder, ein arger Schalk. Dass er niemals lebend aus meiner Gewalt komme, das habe ich gelobt, als er meine Mutter mit dem Fusse stiess. Aber ich will Vilkog befreien von seiner gefährlichen Nachbarschaft, desshalb habe ich den Snattja hierher abgeschickt, dass jener komme und als Gast bei mir lebe. Ich habe ihn erwartet mehre Tage lang, sag, warum ist er nicht gekommen? Ist Snattja nicht hier gewesen?"

„Den alten Fischer habe ich hier gesehen, ich habe gehört, dass sie zusammen sprachen; was sie aber miteinander abgemacht haben, das weiss ich nicht. Gern wäre ich den widerwärtigen Gefangenen los, aber dass du ihn zu dir nehmen sollst, Lanni, will ich auch nicht. Das wäre mir traurig, wenn ich einen solchen Mann in deiner stillen und friedlichen Koje wüsste. Du würdest mit Hukjo das Unglück in dein Haus nehmen; du sollst mir versprechen, dass du es nicht thun willst."

„Ich lasse davon ab," sagte Lanni, „aber lass er mir fol-

gen, ich will ihn nach Norwegen hinüber geleiten; nur wiederkommen soll er nicht."

Das Mädchen betrachtete den Lappen mit prüfendem und bekümmertem Blick. „Du denkst bitterer, als du sprichst," sagte sie, „aber kommt dir das Wort nicht in den Sinn: Vergebet, so wird dir vergeben."

„Velkog redet wie ihr Vater!" antwortete er, „aber ich will ja Huljo nichts Uebles thun, ich will ihm nicht Uebles mit Ueblem vergelten. Was er mir gethan hat, soll vergessen sein. Und wenn er mir hundert Rene nimmt, anstatt der vier, so will ich nicht zürnen auf ihn, weil Velkog es nicht will."

„Ich weiß das, Lanni!" antwortete sie, „du kannst für deine Person vergeben. Hundert Rene machen dich nicht arm; aber du sprichst nicht Alles aus. Hast du dem Huljo vergeben, dass er deine Mutter beleidigt?"

Ueber Lanni's Augenbraunen flog eine düstere Wolke und er schlug sein Auge nieder; das Mädchen konnte den Blick nicht sehen, der darin blitzte. Er sprach kalt: „Meine Mutter schläft im Grabe, Huljo wird sich nie mehr gegen sie vergehen. Alle Rechnung schließt sich im Tode. Ich werde dem Leben nicht zahlen, was er an der Todten verschuldete, das ist die Sache des Herrn, der vergilt." —

Das Mädchen verstand die ausweichende Rede, sie kannte die Denkungsart und Sinnesweise des Gebirgsvolks und wusste, wie tief der Hass in solchen Herzen seine Wurzeln schlägt; aber sie wusste auch, wollte sie tiefer in den Gedanken Lanni's eindringen, so würde die Gluth nur mehr lodern, die in ihm verborgen schlummerte. Darum bat sie ihn nur, sich wieder zu setzen und von den aufgetragenen Erfrischungen zu genießen.

Die sitzende Stellung ist für den Lappen ungemüthlich, weil ungewöhnt. Lanni folgte indessen ihrer Einladung. Als er sein kleines Mahl geendet hatte, stand er wieder auf und ging auf das Mädchen zu. Er fasste sie von Neuem bei der Hand und sah sie mit einem wunderbaren Ausdruck an.

„Velkog," sagte er, „ich werde Storfar's Tochter immer so

nennen; Velkog wird nach dem Süden ziehn, hab ich gehört, sie wird nicht mehr die freie Lilie im Gebirge sein, wie sie bisher glänzte weit und breit, sie wird einem Manne in sein Haus folgen. Hab ich recht gehört?"

„Du hast nicht recht gehört, Lanni!" sagte die Jungfrau mit einem leisem Beben der Stimme, „so lange mein Vater lebt, werde ich diese Heimath meiner Kindheit nicht verlassen."

In Lanni's Gesicht malte sich lebhafte Freude. Er unterdrückte den heftigen Ausruf, den er zwischen seinen Bergen hätte tönen lassen. Er war ein anderer Mann draußen und hier in der Nähe seiner Jugendgespielin; aber ein anderer Gedanke flog hastig durch seinen Sinn.

„Velkog ist jung," sagte er, „der Storfar ist alt, wenn ihn der Herr rufen wird, will denn Velkog wol auch noch bleiben bei der Kirche, im Dörfchen an der stillen Elf? Sag, der arme Lanni hat nichts Besseres und will auch nichts Besseres, als daß er einmal mit Velkog reden kann, das ist und bleibt das Licht für Lanni's Seele. Darum will Lanni eine Wohnung verschaffen für Velkog, die Schweden bauen hübsche Wohnungen für gute Bezahlung. Lanni wird Velkogs Rene weiden, so lange Lanni lebt, soll Velkog's Haus an keinem Mangel leiden."

„Du bist heute besonders, Lanni," sagte die Jungfrau, „und du sprichst von Sachen, die ja gar nicht in Frage kommen, aber das seh ich wol, daß du deine Jugendfreundin noch immer lieb hast."

Hastig zog Lanni einen Beutel aus der Busentasche und stellte ihn vor dem Mädchen auf den Tisch. „Das ist Velkog's Haus!" rief er laut, und eilend verließ er die Bestürzte. Sie wollte ihm nacheilen und faßte nach dem Beutel; der Inhalt erklang, ein plötzliches Gefühl von Neugier trieb sie an, den Beutel zu öffnen, eine beträchtliche Summe von Speziesthalern rollte hervor.

Man wußte es in der Gegend wol, daß Lanni reicher war als seine übrigen Landsleute, und daß er noch mehr Dank und Anhänglichkeit für den alten Pastor empfand, als sie, aber die-

ser Zug von großherziger Freigebigkeit machte auf die Jungfrau doch einen ganz besondern Eindruck. Sie brach in Thränen aus. Dann suchte sie mit bescheidenem und ruhigem Sinn sich zu fassen, trocknete die Thränen, sammelte die Thaler in den Beutel und wollte Lanni aufsuchen, um ihm sein Geld wiederzugeben.

Lanni begab sich geradeswegs zu Huljo und grüßte ihn nach schwedischer Sitte, indem er seine Mütze berührte. —

Aus seinem schielenden Auge schoss der freigelassene Missethäter einen listig lauernden Blick auf Lanni, aber er erwiderte den Gruss mit Demuth.

„Willst du mir folgen und mein Gast sein, alter Huljo?" fragte Lanni ohne Umschweif. „Ich habe in diesem Jahr Glück mit den Renthieren. Du findest bei mir Käse und Fleisch und Milch im Vorrath, du sollst satt werden."

„Huljo hat viel gelernt," antwortete der Dieb, „er hat einen strengen Hausherrn und magere Kost gehabt, ich möchte so gern in's Gebirge, aber ich muss ja bleiben bis der Storfar kommt, ich muss ihm meinen Pass vorweisen."

„Das kommt dann ganz auf den Storfar an, ob er dich will im Hause behalten. Die Gebirgsleute und der Voigt folgen dem Storfar, denn er ist ein kluger Alter. Sie werden dich hier irgendwo in harten Dienst geben."

Huljo zuckte unwillkührlich die Achseln. Er hatte genug in seiner Gefangenschaft gelernt, um zu wissen, dass es um sein freies Leben im Gebirge geschehen sei, wenn Alles in der Ordnung ginge. „Gieb du mir guten Rath, Lanni!" sagte er, „ich weiß, du bist der klügste Mann in den Bergen, ich will dir folgen und will bei dir bleiben, wenn du mich sicher in deinem Hause bewahren willst. Huljo weiß recht gut, wie er im Gebirge angeschrieben steht."

Lanni sah nun wohl, dass Huljo die aufrichtige Absicht hatte, seine Zuflucht im Gebirge zu suchen. „Es wird wohl gehen, Huljo," sagte er, „aber anders musst du werden. Das kann ich dir sagen, dass mancher Gebirgsmann seinen Schneeschieß geschärft hat, als wir hörten, dass du wiedergekommen

wärst. Wenn du ein Ren würgst, so bleibt's nicht ungestraft. Man wird dich wol bewachen im Gebirge, Huljo!"

Huljo vermochte es nicht stille zu verbergen: „Ich will mich nicht noch einmal in's Land hernieder schicken lassen," sagte er, „ich will lieber das ganze Jahr hindurch Flechten schleppen, ich will lieber Renthiermoos und Beeren essen, als fern von meinem Lande sein. Hilf mir, Lanni, und verlass mich nicht, du sollst es gut haben dabei, verlass dich darauf."

„Nun, wenn du willst, so komm gleich mit mit mir," entgegnete Lanni. „Du kannst dir ein Paar Schneeschuhe vom Hausknecht leihen. Meine Hütte liegt unten am Münsee und wir können in einigen Stunden da sein."

Huljo ging in die Gesindestube und rüstete sich zur Abfahrt. Er brachte sein Bündel in Ordnung, dessen schmutzigen Inhalt er sorgfältig einschnürte und verwahrte.

Während Lanni an der Hausthür seine Schuhe befestigte, kam die Tochter des Pfarrers zu ihm. Er stand hastig auf, um davon zu eilen, denn er konnte sich vorstellen, was sie von ihm verlangen würde; aber als er ihren Ruf hinter sich hörte, konnte er nicht fortkommen.

„Lanni, sagte sie, „ich will dir noch ein Wort sagen!"

Lanni hemmte seinen Lauf und kehrte langsam zur Hausthür zurück.

„Glaub mir, Lanni!" sagte das Mädchen, „ich verstehe deine Freundschaft und deine gute Absicht, aber du musst bedenken, dass mein Vater von hier fortkommen und sich Alles ändern kann. Und wer weiß, ob ich nicht bald ein Haus brauche, bloß von vier Brettern? Behalt also dein Geld, Lanni! Verwahr du es, du kannst das am Besten. Wenn ich sein bedarf, so will ich mich an dich wenden, ich weiß, du freust dich, wenn ich es thue, nun kann ich es unmöglich behalten. Ich sag dir das, Lanni, du sollst der Erste und Einzige sein, an den ich mich wende, wenn der Herr meinen Vater abruft!"

Lanni gehorchte dem bestimmten Ton, in dem das Mädchen sprach, er nahm den Beutel an sich und, indem er ihn in der

Hand wog, sann er nach und sagte: „Velkog ist klüger als Lanni, aber er wird doch Rath wissen. Aber ein's sag mir, ich will dir erzählen. Dort auf der andern Seite der Kirche spielten einmal zwei Kinder, der Knabe war ein Sohn des Gebirges, das Mädchen war weiß und von andrem Volk. Da wuchs mitten auf einer Felswand, in einer Steinspalte, eine schöne Angelikastaude. Gern hätte das weiße Kind die Blume gepflückt, aber die stand viel zu hoch. Da nahm der Knabe einen Stein und warf und die Staude fiel zu den Füßen des Mädchens und das Mädchen konnte selbst die Blumen abflücken. Weiß Velkog noch, wo die Angelika damals blühte?"

Das Mädchen erröthete. „In jedem Sommer habe ich Blumen gepflückt von der schönen Stelle!" sagte sie.

„So hör mich, Velkog!" erwiderte Lanni. „In der Spalte hinter der Angelika werde ich unter Steinen im Schnee dieses Silber verbergen, nur du und Lanni sollen darum wissen!"

Damit steckte Lanni den Beutel in seine Tasche ohne Huljo's lauernden Blick zu beachten, der war eben reisefertig aus der Thür getreten und belauschte das Paar.

„Leb wohl!" sagte Lanni mit einem bedeutsamen Scheideblick, „Leb wohl, gute Velkog! Bald zieh ich nun hin nach dem Gebirge und auf die norwegische Seite. Grüße deinen Vater, den Storfar, im nächsten Jahr komm ich wieder."

Huljo nahm mit kriechender Demuth Abschied, wie er sie im Zuchthause gelernt hatte, und die beiden Lappen eilten flüchtig dahin. Lanni's Hund lief fröhlich der Heimath zu. — Lanni und sein Todfeind bildeten einen eignen Gegensatz zu dem edeln Verhältniß der beiden Jugendfreunde. Darum war Lanni's Herz voll von wechselnden Gedanken und tief in sich versunken, setzte er lange Zeit seinen Weg mit großer Eile fort.

„Nun, Huljo," sagte er endlich, als er seinen Gefährten etwas nachbleiben sah, „du kannst auf den Ski's nicht mehr recht fort."

„Es geht nicht so, wie früher," antwortete Huljo, „aber bin ich erst in den Bergen, so werde ich bald Alles wiederhaben."

„Es wird am Besten sein," sagte Lanni, „daß wir etwas vom Wege ablenken und in Snattja's Hütte einkehren. Lass uns da nächtigen. Morgen wirst du dann leichter meine Lagerstelle erreichen."

Die beiden Wanderer lenkten also beim Ausfluss der Elf nach der Seite ab, wo die Fischerhütte zwischen Steinklippen lag. Man gelangte dorthin, als eben der letzte rothe Abendschimmer erlosch. Nach lappländischer Sitte öffnete Lanni ohne Weiteres seinen Speisesack und bewirthete die Andern. Während sie beim hellen, warmen Schein des Fichtenfeuers ihre Mahlzeit hielten, war Lanni still und schweigsam, Huljo dagegen plauderte mit geläufiger Zunge und erzählte dem vor Erstaunen halb versteinerten Greise wunderbare Spitzbubenstreiche von seinen Genossen im Zuchthause; dabei weilte sein Auge mit immer wachsender Begierde auf der Erhöhung, die das Geld in Lanni's Tasche machte. Lanni selbst bemerkte endlich seine Blicke, und eine unbestimmte Furcht vor irgend einer Schändlichkeit Huljo's hieß ihn seinen Beschluss schleunig ausführen.

Als die Beiden andern auf dem ärmlichen Lager Snattja's Platz genommen hatten, stand er noch an der Thür. Leise machte er seine Schuhe wieder fest und mit geflügeltem Lauf eilte er den Weg zurück nach der Kirche. Da, wo sich in der Nähe des Dorfes viele Wege kreuzten und Skispuren nach allen Seiten hin liefen, lenkte er nach der Bergwand und kam vorsichtig, auf einem steinigen Pfade, aufwärts, der sich zwischen scharfen Klippen hin und her schlängelte.

An der Stelle angelangt, die er der Belkog bezeichnet hatte, sah er sich sorgfältig um, ob kein Lauscher sein Geheimniß erspähe, dann schaufelte er emsig, mit dem breiten Ende seines Spießes, den Schnee bis auf den nackten Felsen fort. Er brach mit kräftiger Anstrengung einige Steine los und versteckte dann darunter seinen Beutel. Er legte mehrere Geräthschaften daneben, Angelschnüre und Aehnliches, das that er aus einem eignen Gefühl der zarten Anhänglichkeit. Wenn sie auch das Geld nicht

behalten kann, wenn das auch ausgegeben ist, so werden die Sachen sie doch an den Geber, ihren Jugendfreund, erinnern.

Es blieb ihm noch die schwerste Arbeit übrig, er musste die Spuren seines Thuns zu verwischen suchen. Nachdem die Steine über die Spalte gelegt und der Schnee darauf geschüttet war, legte er die vorhin losgebundenen Schneeschuhe wieder an und glitt nach allen Seiten hin über die Fläche und an den Abhängen umher, so dass endlich die ganze Umgegend so betreten aussah, als die Stelle, die seinen Schatz verbarg. — Nun war Alles geschehen und Lanni eilte nach Snattja's Hütte zurück. —

Ermüdet von der anstrengenden Arbeit, war er nicht eben zu schnell bei seiner Fahrt über den See. Da sah er vor sich einen andern Skiläufer in derselben Richtung hingleiten. Er förderte sich und erkannte Hulko, als derselbe eben in die Hütte des Fischers eintrat. Lanni war nicht einen Augenblick zweifelhaft, dass Hulko ihm gefolgt sei, dass er die Stelle des vergrabenen Schatzes erlauscht habe und ihn bei erster Gelegenheit berauben würde. Es war ihm schneidend unangenehm, dass ein solcher Dieb Zeuge seiner Handlung gewesen war, die für sein eignes Herz den Werth einer Heiligen hatte. Aber Lanni war klug genug seine Entdeckung und seine Besorgnisse zu verbergen. —

Früh am Morgen weckte Lanni seinen Gefährten und blies die halberloschene Gluth auf dem Heerde zur lebhaften Flamme an. „Wir müssen vorwärts eilen," sagte er, „sonst überrascht uns zum zweiten Male der Abend und das dürfte für dich, besonders auf den undeutlichen Wegen und unsichern Stiegen, nicht gut thun!"

„Ja, ich bin ganz müde," sagte Hulko, „es wird wol am Besten sein, wenn ich hier bei Snattja bleibe, oder bei Wuollik vielmehr, wie man ihn als Knaben geheißen hat. Die Dadscharne haben mich in ihrem verdammten Steinhaus ganz alt und schwach gemacht, ich kann nicht mit dir mitkommen. Sende du mir ein Renthier her, um mich zu dir zu bringen, so lange werde ich warten."

„Ich kann dir jetzt kein Ren schicken," sagte Lanni nach

einem kurzen Besinnen, „aber ich werde dich mitnehmen bis an die andere Seite der Klippe, da wohnt ein Landsmann, der dich vorläufig beherbergen wird, bis du dann allein zu mir kommen kannst. Aber deine Papiere musst du da in Ordnung haben, er wird danach fragen."

Der Räuber war in Zweifel. Die Beute lockte ihn, die ihm so sicher schien, aber die Furcht vor seinen mit Recht ihn beargwöhnenden Landsleuten war stärker. Er besann sich nicht lange und sagte:

„Nein, Lanni, du hast mich zu deinem Gaste und Schutzgenossen gemacht, dir vertraue ich allein mich an, ich will auch hier nicht bleiben. Du wirst bald nach Norwegen ziehn, da werde ich irgendwo doch einen Dienst finden, der mich ehrlich ernährt. Lauf nicht zu schnell; ich will dir folgen." —

Es war Lanni's Ernst mit dem Vorschlage nicht gewesen, er wusste recht gut, dass es mit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus nicht seine volle Richtigkeit habe und es war sein fester Entschluss, den ungebesserten Dieb nicht aus dem Bereich seiner wachsamen Augen zu lassen.

Nach einem Morgenmahl, an dem auch der Fischer Theil nahm, verabschiedeten sich die beiden Wanderer und glitten gemäßigten Schrittes fort. Lanni suchte seinen feindseligen, still gehassten Gastfreund zu schonen, aber einige blutrothe Flecken am Himmel trieben zur Eile. Der wetterkundige Bergbewohner konnte den baldigen Ausbruch eines Schneesturmes voraus wissen.

Gegen Mittag waren die Beiden dem nördlichen Seestrande schon so nahe gekommen, dass sie die einzelnen Bäume im Walde erkennen konnten. Da hörten sie über sich ein seltsames Rauschen und Knistern in der Luft, und als sie emporblickten, zuckten die schrägen Sonnenstrahlen, wie in tausend geschliffenen Diamanten. Das waren Eisnadeln, die aneinanderschlagend so sonderbar klangen und so hell blitzten. Bald fielen sie einzeln, dann dichter auf die Wanderer nieder. Es war wie ein Mückenschwarm, und die scharfen Krystalle verwundeten und ritzten die Haut; aber die Eismücken waren so kalt und ihr Klingen war Todesgesang.

[illegible] ungeheuren Anstrengung [illegible] Hulse dem Schlitten voran[illegible] [illegible] nach, der durch das undurchdringliche Gestöber [illegible] den Weg nach dem [illegible] fand.

[illegible] machten sie halt. Ueberhängende Felsen schützten sie [illegible] und Sturm, aber die Kälte war furchtbar scharf. [illegible] an Hulse, der die abgetragene [illegible] Kleidung wenig schützte. Er ließ die ganz für die [illegible] eingerichtete, [illegible] Reihen [illegible] Tracht [illegible] an, und ein [illegible] Anfang [illegible] zu ihm auf.

„Meinst du, daß der Sturm noch lange anhält?" fragte [illegible], nachdem er die [illegible] zu [illegible] Gedanken [illegible] zur Ruhe gebracht hatte.

„Der wird noch lange", sagte [illegible], „er hat ja kaum begonnen. Wir werden eine schlimme Nacht haben. Einige Stunden müssen wir es hier [illegible] bleiben."

„Ist denn kein [illegible] an der Küste, zu dem wir uns [illegible]?" fragte [illegible] der [illegible].

„Wenn das Wetter erst [illegible] wäre, würden wir an der nördlichen Seite des [illegible] zu einem Gehöft kommen, der dort seinen [illegible] hat, aber jetzt ist das nicht zu wagen."

Nun war Hulse's Entschluß gereift. Er wollte den [illegible] [illegible] und in [illegible] Kleidung erst schnell den an der Kirche [illegible] Schutz [illegible], dann aber über das Gebirge nach [illegible], oder auch [illegible] nach den russischen [illegible] entfliehen. In einer [illegible] Tracht und mit einer [illegible] war die Flucht in keiner Weise gefährlich.

[illegible] die Arbeit des [illegible] Hulse. Er sammelte trockne Halme und einige Reiser von den Kiefern und machte an einer vor dem Sturm geschützten Stelle schnell ein tüchtiges Feuer an.

Während [illegible] öffnete Hulse [illegible] Bündel. Darin hatte er die Instrumente seines Handwerks, ungebogene und [illegible] Nägel, mit denen er jedes Schloß

öffnen konnte, vor allem aber sein Messer. Es war nicht ein blanker, spitziger Dolch, wie ihn die Italiener brauchen, sondern ein schwedisches Zuschlagemesser mit schwarzer Schale. An der Klinge sah man die Spuren des harten Steins, auf dem Huljo die Waffe geschärft hatte. — Seiner Meinung nach unbemerkt öffnete er die Klinge und steckte das Mordinstrument in den Aermel. Er knüpfte, um leichter im Kampf zu sein, die Jacke auf, indem er sich scheinbar ein halbzerlumptes Tuch aus dem Bündel um Kopf und Hals binden wollte.

Leise schlich er auf Lanni zu, der, alle seine Bewegungen sorgfältig im Auge, mit dem Feuer beschäftigt war. Aber als Huljo zum hinterlistigen Stoß den Arm erhob, sprang Lanni über das Feuer und griff nach seinem Spieß. Ein starker Schlag an den Felsen und die Schaale von Renthierhorn sprang ab, mit der er vorsichtig das scharfe Eisen vor der Nässe geschützt hatte. — Huljo sah sein Vorhaben entdeckt und wollte nun zum unmittelbaren Angriff schreiten; aber er hatte nicht, wie Lanni, vorher genau die Lokalität beachtet. Er strauchelte im Anstürmen und fiel zur Erde.

„Ha, du Hund!“ schrie Lanni, „du meintest mir mit eins Geld und Leben zu rauben. Hätte die weiße Lilie nicht für dich gebeten, so würdest du schon todt sein, weil du meine Mutter gestoßen hast. Um ihret willen habe ich dir das vergeben, nun zwingst du mich selber, du mußt sterben.“

Er erhob den Spieß und stieß ihn mit sicherem Auge und starker Hand gerade und tief ins Herz des Räubers. Huljo war alsbald todt.

Lanni war in seinem Herzen von der Rechtmäßigkeit seiner That überzeugt, ob aber die Richter seiner Erzählung Glauben schenken, seine Ansicht theilen würden, das war eine andere Frage. Er war sogleich bemüht, jede Entdeckung unmöglich zu machen. Er schleppte den Leichnam aufwärts an den Strand und suchte eine tiefe, enge Felsenschlucht aus, in die er ihn legte. Er schleppte Steine und Felsblöcke zusammen, bis er das blutige Grab ausgefüllt hatte. — Der Sturm, der ihn umbrauste, war

sein Gehilfe, er verwehte Spuren und das vergossene Blut mit einer dichten Decke. Gegen Morgen setzte Lanni ruhig seinen Weg fort.

Er kam nicht als derselbe Mann wieder heim, der vor zwei Tagen von Hause ausgegangen war. Er befahl seinen Leuten das Lager abzubrechen und zog dem Gebirge zu und darüber hinaus nach Norwegen. Sein Gemüth ward nun noch finsterer, die blutige Gestalt des Erschlagenen verleidete ihm den Aufenthalt an dem Månsee. War sein Gewissen auch ruhig, die schauerliche Erinnerung quälte ihn und am trübsten war es ihm, daß er seine Valfog nie wieder sehen durfte, daß jenes Lebewohl ein letztes gewesen war und das ihre weiße Hand die seinige nie mehr berühren konnte, seitdem er Blut vergossen.

Svart-Anund.

Am östlichen Abhange des schneebedeckten Tjeggelvas hatte ein alter Lappmann, welcher von seinen Nachbarn den Namen Kumpi, d. h. Wolf, erhielt, sich den Platz für seine Hütte ausgesucht, die, ein Mittelding zwischen einem Lappenzelt und einem schwedischen Blockhaus, an den Felsen gebaut war. Die Stelle hatte eine gute Lage und eine weite Aussicht, was für Kumpi von noch größerm Werthe war, als für irgend Jemand anders. Er kannte die Stimmung, die alle Lappmänner ringsumher gegen ihn hegten. Er war, seitdem Unglücksfälle seine Heerde aufgerieben hatten, ein gefürchteter Räuber. Nun wusste er wohl, daß man an ihm keine Barmherzigkeit üben würde, wenn er einmal in die Gewalt seiner Feinde — und das war Jedermann — fallen würde. Er war sogut wie vogelfrei, und nur die Furcht vor ihm und seiner nie fehlenden Kugel, die Schwie-

rigkeit, den schlauen Dieb auf der That zu betreffen und die ausgezeichnete Lage seiner Wohnung, die einen Ueberfall durch mehrere auf einmal unmöglich machte, gaben ihm eine gewisse Sicherheit für den Augenblick und Kumpi lebte nur für den Augenblick. Es war hier am Schneegebirge, wie wenn in dem heißen Afrika eine nackte Negerheerde bemerkt; daß ein grimmiger Löwe seine Wohnung in eine Höhle auf ihrem Gebiet verlegt hat.

Kamen mitunter Leute in die Hütte, so fanden sie nur Kumpi's Knaben vor, Anund, von der dunkeln Farbe seiner Augen, Svart-Anund genannt.

Aber er entging seinem Lohn nicht. Ein starker Jüngling, aus der benachbarten Mark, kam eben dazu, als Kumpi ein gestohlenes Ren schlachtete und zerlegte. Im selben Augenblick, als Kumpi den gefährlichen Lauscher erblickte, sprang er mit dem blutigen Messer auf ihn zu; aber der Jüngling bezeugte keine Lust zum Fliehen, er schien vielmehr den Angriff ruhig abwarten zu wollen. Kumpi sah, daß sein Messer eine dürftige Waffe gegen den Speer seines Gegners sei und lief eilig nach einem Buschwerk, hinter dem seine geladene Büchse lag. Der Jüngling kam der Bewegung zuvor und traf mit einem Steinwurf das Knie des Räubers so heftig, daß derselbe zu Boden stürzte. Kumpi kroch dem ungeachtet fort nach seiner Waffe, aber ein neuer spitzer und schwerer Stein traf seine Schulter und machte ihn für den Augenblick kampfunfähig. — Der Jüngling eilte schnell den Abhang nieder zu seinen Freunden, um mit ihnen den gefährlichen Friedenstörer gefangen zu nehmen.

Kumpi erholte sich bald. Er verband sein Knie mit Streifen der frisch abgezogenen Renthierhaut; mit großer Umsicht vernichtete er alle Spuren seines Schlachtorts. Steine und Erdgras und Moos streute er über die Stelle, die von Blut schmutzig geworden war. Das Thier selbst verbarg er unter einem überhängenden Felsen in einer, nur ihm bekannten, Spalte, dann ging er nach dem Ufer des Seees hinab. Hier hatte er sein Boot und konnte schnell das jenseitige Ufer erreichen, in dessen Schluchten und Busen er lange die Verfolger zu täuschen hoffte.

sein Gehilfe, er verwehte Spuren und das vergossene Blut mit einer dichten Decke. Gegen Morgen setzte Lanni ruhig seinen Weg fort.

Er kam nicht als derselbe Mann wieder heim, der vor zwei Tagen von Hause ausgegangen war. Er befahl seinen Leuten das Lager abzubrechen und zog dem Gebirge zu und darüber hinaus nach Norwegen. Sein Gemüth ward nun noch sinnender, die blutige Gestalt des Erschlagenen verleidete ihm den Aufenthalt an dem Månsee. War sein Gewissen auch ruhig, die schauerliche Erinnerung quälte ihn und am trübsten war es ihm, daß er seine Velkog nie wieder sehen durfte, daß jenes Lebewohl ein letztes gewesen war und daß ihre weiße Hand die seinige nie mehr berühren konnte, seitdem er Blut vergossen.

Svart-Annnd.

Am östlichen Abhange des schneebedeckten Tjeggelwas hatte ein alter Lappmann, welcher von seinen Nachbarn den Namen Kumpi, d. h. Wolf, erhielt, sich den Platz für seine Hüttte ausgesucht, die, ein Mittelding zwischen einem Lappenzelt und einem schwedischen Blockhaus, an den Felsen gebaut war. Die Stelle hatte eine gute Lage und eine weite Aussicht, was für Kumpi von noch größerm Werthe war, als für irgend Jemand anders. Er kannte die Stimmung, die alle Lappmänner ringsumher gegen ihn hegten. Er war, seitdem Unglücksfälle seine Heerde aufgerieben hatten, ein gefürchteter Räuber. Nun wusste er wohl, dass man an ihm keine Barmherzigkeit üben würde, wenn er einmal in die Gewalt seiner Feinde — und das war Jedermann — fallen würde. Er war sogut wie vogelfrei, und nur die Furcht vor ihm und seiner nie fehlenden Kugel, die Schwie-

rigkeit, den schlauen Dieb auf der That zu betreffen und die ausgezeichnete Lage seiner Wohnung, die einen Ueberfall durch mehrere auf einmal unmöglich machte, gaben ihm eine gewisse Sicherheit für den Augenblick und Kumpi lebte nur für den Augenblick. Es war hier am Schneegebirge, wie wenn in dem heißen Afrika eine nackte Negerheerde bemerkt; daß ein grimmiger Löwe seine Wohnung in eine Höhle auf ihrem Gebiet verlegt hat.

Kamen mitunter Leute in die Hütte, so fanden sie nur Kumpi's Knaben vor, Anund, von der dunkeln Farbe seiner Augen, Svart-Anund genannt.

Aber er entging seinem Lohn nicht. Ein starker Jüngling, aus der benachbarten Mark, kam eben dazu, als Kumpi ein gestohlnes Ren schlachtete und zerlegte. Im selben Augenblick, als Kumpi den gefährlichen Lauscher erblickte, sprang er mit dem blutigen Messer auf ihn zu; aber der Jüngling bezeugte keine Lust zum Fliehen, er schien vielmehr den Angriff ruhig abwarten zu wollen. Kumpi sah, daß sein Messer eine dürftige Waffe gegen den Speer seines Gegners sei und lief eilig nach einem Buschwerk, hinter dem seine geladene Büchse lag. Der Jüngling kam der Bewegung zuvor und traf mit einem Steinwurf das Knie des Räubers so heftig, daß derselbe zu Boden stürzte. Kumpi kroch dem ungeachtet fort nach seiner Waffe, aber ein neuer spitzer und schwerer Stein traf seine Schulter und machte ihn für den Augenblick kampfunfähig. — Der Jüngling eilte schnell den Abhang nieder zu seinen Freunden, um mit ihnen den gefährlichen Friedenstörer gefangen zu nehmen.

Kumpi erholte sich bald. Er verband sein Knie mit Streifen der frisch abgezogenen Renthierhaut; mit großer Umsicht vernichtete er alle Spuren seines Schlachtorts. Steine und Erdgrus und Moos streute er über die Stelle, die von Blut schmutzig geworden war. Das Thier selbst verbarg er unter einem überhängenden Felsen in einer, nur ihm bekannten, Spalte, dann ging er nach dem Ufer des Seees hinab. Hier hatte er sein Boot und konnte schnell das jenseitige Ufer erreichen, in dessen Schluchten und Busen er lange die Verfolger zu täuschen hoffte.

sein Gehilfe, er verwehte Spuren und das vergossene Blut mit einer dichten Decke. Gegen Morgen setzte Lanni ruhig seinen Weg fort.

Er kam nicht als derselbe Mann wieder heim, der vor zwei Tagen von Hause ausgegangen war. Er befahl seinen Leuten das Lager abzubrechen und zog dem Gebirge zu und darüber hinaus nach Norwegen. Sein Gemüth ward nun noch finsterer, die blutige Gestalt des Erschlagenen verleidete ihm den Aufenthalt an dem Mansee. War sein Gewissen auch ruhig, die schauerliche Erinnerung quälte ihn und am trübsten war es ihm, daß er seine Valkog nie wieder sehen durfte, daß jenes Lebewohl ein letztes gewesen war und daß ihre weiße Hand die seinige nie mehr berühren konnte, seitdem er Blut vergossen.

Svart-Anund.

Am östlichen Abhange des schneebedeckten Tjeggelwas hatte ein alter Lappmann, welcher von seinen Nachbarn den Namen Kumpi, d. h. Wolf, erhielt, sich den Platz für seine Hütte ausgesucht, die, ein Mittelding zwischen einem Lappenzelt und einem schwedischen Blockhaus, an den Felsen gebaut war. Die Stelle hatte eine gute Lage und eine weite Aussicht, was für Kumpi von noch größerm Werthe war, als für irgend Jemand anders. Er kannte die Stimmung, die alle Lappmänner ringsumher gegen ihn hegten. Er war, seitdem Unglücksfälle seine Heerde aufgerieben hatten, ein gefürchteter Räuber. Nun wußte er wohl, daß man an ihm keine Barmherzigkeit üben würde, wenn er einmal in die Gewalt seiner Feinde — und das war Jedermann — fallen würde. Er war so gut wie vogelfrei, und nur die Furcht vor ihm und seiner nie fehlenden Kugel, die Schwie-

rigkeit, den schlauen Dieb auf der That zu betreffen und die ausgezeichnete Lage seiner Wohnung, die einen Ueberfall durch mehrere auf einmal unmöglich machte, gaben ihm eine gewisse Sicherheit für den Augenblick und Kumpi lebte nur für den Augenblick. Es war hier am Schneegebirge, wie wenn in dem heißen Afrika eine nackte Negerheerde bemerkt; daß ein grimmiger Löwe seine Wohnung in eine Höhle auf ihrem Gebiet verlegt hat.

Kamen mitunter Leute in die Hütte, so fanden sie nur Kumpi's Knaben vor, Anund, von der dunkeln Farbe seiner Augen, Svart-Anund genannt.

Aber er entging seinem Lohn nicht. Ein starker Jüngling, aus der benachbarten Mark, kam eben dazu, als Kumpi ein gestohlnes Ren schlachtete und zerlegte. Im selben Augenblick, als Kumpi den gefährlichen Lauscher erblickte, sprang er mit dem blutigen Messer auf ihn zu; aber der Jüngling bezeugte keine Lust zum Fliehen, er schien vielmehr den Angriff ruhig abwarten zu wollen. Kumpi sah, daß sein Messer eine dürftige Waffe gegen den Speer seines Gegners sei und lief eilig nach einem Buschwerk, hinter dem seine geladene Büchse lag. Der Jüngling kam der Bewegung zuvor und traf mit einem Steinwurf das Knie des Räubers so heftig, daß derselbe zu Boden stürzte. Kumpi kroch dem ungeachtet fort nach seiner Waffe, aber ein neuer spitzer und schwerer Stein traf seine Schulter und machte ihn für den Augenblick kampfunfähig. — Der Jüngling eilte schnell den Abhang nieder zu seinen Freunden, um mit ihnen den gefährlichen Friedenstörer gefangen zu nehmen.

Kumpi erholte sich bald. Er verband sein Knie mit Streifen der frisch abgezogenen Renthierhaut; mit großer Umsicht vernichtete er alle Spuren seines Schlachtorts. Steine und Erdgrus und Moos streute er über die Stelle, die von Blut schmutzig geworden war. Das Thier selbst verbarg er unter einem überhängenden Felsen in einer, nur ihm bekannten, Spalte, dann ging er nach dem Ufer des Seees hinab. Hier hatte er sein Boot und konnte schnell das jenseitige Ufer erreichen, in dessen Schluchten und Busen er lange die Verfolger zu täuschen hoffte.

Nur eins lag ihm am Herzen. Er wagte es nicht, nach seiner Wohnung zu gehen, die nach der Richtung hin lag, von der muthmaßlicher Weise die Verfolger sich näherten. Er überließ, im Vertrauen auf seine Schlauheit und Entschlossenheit, den Knaben sich selbst. —

Der starke Jüngling fand seine Kameraden. Die überbrachte Nachricht, Kumpi, „der Hauptwolf der Berge", liege in einer engen Schlucht verwundet neben einem geschlachteten Renthier, war allen wichtig. In wenig Minuten machten sich sieben wohlbewaffnete Lappen auf, sie zu benutzen. — Sie gingen geradeswegs auf die Hütte zu, um dem Räuber die mögliche Flucht dahin abzuschneiden.

Der junge Anund sah schon von Weiten einen Trupp fremder Männer daher kommen, an deren Ausrüstung er sogleich eine feindliche Absicht erkannte. Der Knabe hatte mit der Liebe zu seinem Vater Haß gegen alle Menschen gelernt. Kumpi hatte keinen Freund, keinen Helfer in der Noth, wer ihm nahte, war ein Verfolger oder ein ausgesendeter Späher. Anund nahm seine Büchse und entfloh ins Gebirge.

Der starke Jüngling ging nieder nach dem Strande, weil, seiner Meinung nach, von da aus Kumpi, wenn er nicht noch in der Schlucht lag, verfolgt werden müsse. Eben dahin hatte sich Anund gewendet. Er nahm die Miene an, als wolle er nicht weiter fliehen und blieb, als der Jüngling ihn bemerkte, stehen. Tjonk, so hieß der Jüngling, näherte sich ihm bis auf Schußweite und rief mit erhobenem Gewehr ihm zu, sich zu ergeben; aber Anund legte seine Büchse auf ihn an. Einen Augenblick lagen sie Beide im Anschlage, dann krachten zwei Schüsse. Anund war klein und hatte in einer Vertiefung eine ziemlich sichere Stellung gehabt, Tjonk's Kugel ging über ihm fort, aber Tjonk selbst fiel mit einem abgebrochenen Schrei zu Boden, der Knabe hatte ihn ins Herz geschossen, das Blut strömte auf die Steine, und der starke Jüngling war todt.

Die übrigen Lappen hatten während deß die Hütte Kumpi's vergeblich durchsucht, da hörten sie den Doppelschuß und eilten

heraus. Sie sahen den Knaben mit Blitzesschnelle von Stein zu Stein springen und fanden, wenig von dem Ufer des Sees, den todten Tjonk in seinem Blute. — Es begann eine wilde Menschenjagd. Drei Männer suchten ihm von der Seeseite beizukommen, die drei andern schnitten ihm die zerrissenen Gebirgsspalten ab. Anund war sehr gelenkig, er hüpfte leicht über mächtige Risse im Gestein, kletterte flüchtig über schroffe Klippen; aber seine Verfolger waren, wenn auch mit der Lokalität weniger vertraut, doch stärker durch Alter und eben so geübt, solchen Wegen zu folgen. Er sah ein, dass er höchstens ein sicheres Versteck erreichen konnte. An einer Bucht des Sees lag eine Alpenkapelle, auf drei Seiten von steilen Wänden umgeben; hier kannte er eine Kluft, die wenigstens so leicht kein anderer entdecken, oder in die sich Niemand so leicht hinablassen konnte, da verschwand er urplötzlich den Augen seiner Verfolger. Sie vertheilten sich einzeln, um seine Spur zu entdecken.

Der älteste, aber nicht der erbittertste von den Feinden Kumpi's, war Unnas, ein friedlicher Mann; er bog eben hastig um einen Felsvorsprung, als urplötzlich Kumpi mit angelegter Büchse vor ihm stand und sagte: „Unnas, dein Leben ist in meiner Hand, aber ich will dich verschonen, wenn du mir Sicherheit für meinen Knaben versprichst. Ja, ich will mich gefangen geben, wenn du ihn zu dir nimmst und ordentlich auferziehst. Gieb mir schnell Antwort."

Unnas rührte die Angst des Vaters, wenn derselbe auch ein verderblicher Räuber war: „Schiess nicht," sagte er, „ich will dir helfen, wie ich kann."

Kumpi senkte das Gewehr und sagte: Rufe deinen Kameraden zu und sage ihnen, was wir untereinander abgemacht haben."

Auf Unnas Ruf kam eilig die ganze Truppe zusammen. Die Meisten näherten sich nicht ohne Zeichen von Furcht, als sie den Erzwolf vor Unnas stehen sahen.

Da sprach der alte Kumpi: „Hier bin ich, meine Brüder, lasst uns unsere Sachen abmachen ohne Kampf und Streit. Ich

will bezahlen, was ich schuldig bin, so oder so. Aber sagt, was hat Euch mein unschuldiger Sohn gethan, dass ihr ihn jagt wie ein grausames Thier?"

„Ein junger Wolf ist's!" sagte einer von den Lappen, „er hat den starken Tjonk todtgeschossen."

„Hat er ihn erschossen?" fragte der Alte und sein Auge blitzte von unheimlicher Freude, aber das hat er gethan, um sein Leben zu vertheidigen und Tjonk war es, der ihn angriff. Lasst das ruhn und ich will Euch folgen!" —

„Aber ich will es nicht vergessen!" sagte ein Lappe und versetzte dem Alten einen Schlag mit dem Speer über die Schulter.

Kumpi's Augen funkelten aufs Neue, aber er unterdrückte den Schmerz und den Zorn und sagte: „Du bist ein treuloser Mann, Sjoibma, du brichst den geschlossenen Frieden!" —

„Frieden?" schrie Sjoibma mit erbitterter Stimme, „kein Frieden mit dir, du Renthierdieb, du Erzwolf im Gebirge!" und ein neuer Schlag folgte dem Scheltwort.

„Unnas!" sagte Kumpi mit einem Ausdruck, der den gewaltsamen Kampf in seinem Innern andeutete: Dein Leben war in meiner Hand, denk daran, was du mir versprachst. Es ist nicht recht, dass ich vor deinen Augen misshandelt werde."

„Es soll ihn Niemand schlagen!" sagte Unnas und streckte seine Hand vor gegen Sjoibma, „ihr sollt eure Klagen vorbringen an rechtem Gericht und er wird bestraft werden nach dem Gesetze. Wir wollen ihn bis dahin als unsern Landsmann ansehen!"

„Was, Landsmann?" schrie ein Lappe mit zornigem Blick, „ein Renthierdieb ist nicht Landsmann! was, rechtes Gericht, über solchem Wolf muss man auf der Stelle Gericht halten." Damit schlug er dem Alten heftig über den Rücken.

Da schrie Kumpi hell auf, die verwundete Schulter war heftig getroffen, eine wilde Wuth entbrannte in seinem Herzen. „Du willst nicht warten auf rechtes Gericht!" schrie er: „Du sollst auf der Stelle gerichtet sein." Im Nu hob er die Büchse

auf und mit zerschmettertem Kopf stürzte der Lappe zurück. Kumpi wendete das Gewehr und führte auf Sjoibma einen Schlag mit dem Kolben, der ihn besinnungslos zu Boden warf.

„Ha!“ schrie der alte Räuber weiter, „meint ihr, ihr hättet mich schon so sicher, wenn ich euch nicht freiwillig folgen wollte? Meint ihr, ich ließe mich abschlachten wie ein Renkalb.“ Damit schwang er die Büchse leicht um sich herum.

Der dritte Lappe hob sein Gewehr, um den Mörder niederzuschießen, aber Unnas trat vor den Bedrohten. „Nein,“ sagte er, „Kumpi hat den Frieden nicht gebrochen, ich werde ihn beschützen und vor's Gericht bringen!“

Der alte Kumpi bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Unnas, nur ists zu spät. Ich habe, obwohl hart gezwungen, des Uebeln zu viel gethan, aber du sagst recht, ich habe den Frieden nicht gebrochen, vergiß nicht, daß mein Sohn der deine ist.“ Damit sprang er mit einem gewaltigen Satz von dem Berge in den Abgrund und im nächsten Augenblicke sahen ihn die Lappen schon sein leichtes Boot in gewaltigen Ruderschlägen über den See treiben, er war außer dem Bereich ihrer Kugeln.

Sjeibma hatte sich inzwischen erholt und schaute mit verstörten Blicken um sich her.

Unnas wendete sich an Rabbo, einen armen Verwandten, der in seinem Hause lebte: „Höre Rabbo, ich gebe dir ein schönes Ren, wenn du mir den Knaben Anund findest und herbringst. Ich habe seinem Vater versprochen, das Kind an mich zu nehmen und will es mit meinen eignen erziehn. Geh und suche ihn.“

„Unnas,“ antwortete Rabbo, „weißt du, was du thust, wenn du die Brut des Raubthiers, die selbst schon Blut gekostet hat, in dein friedliches Haus nimmst?“

Ich halte, was ich versprach!“ sagte Unnas ernsthaft. „Geh und thu, wie ich dir befohlen habe.“

„Dort ist er!“ sagte Rabbo hastig. Er wies auf eine steil anstrebende Klippe über ihnen, auf der, etwas außen der

Schussweite der Knabe mit seiner frischgeladenen Büchse stand. Er hatte offenbar wenigstens einen Theil der letzten Vorgänge von oben herab beobachtet.

„Komm nieder, Anund!“ rief Unnas ihm zu und das Kind gehorchte, indem es vorsichtig die Büchse in steter Bereitschaft hielt.

Unnas ging ihm entgegen. „Leg das Gewehr nur ab,“ sagte er, „ich habe deinem Vater versprochen, dich zu mir zu nehmen und dich wie den eignen Sohn zu halten. Folg mir ohne Furcht.“

Anund ließ das Gewehr sinken und sagte, indem er sich dem Pflegevater näherte: „Ich folge dir gern, du hast meinen Vater nicht geschlagen und ihn vor den Andern beschützt; ich bleibe gern bei dir, Vater!“ —

Unnas ging mit Rabbo und Anund nach seinem Lager zurück. —

Es ward eine Untersuchung über diese Vorfälle angestellt, aber sie führte zu keinen Resultaten. Kumpi war verschwunden und hauste vermuthlich in irgend einem Winkel Norwegens. Nachforschungen sind in jenen Gegenden nur von Lappen selbst anzustellen und die sind wenig geneigt dazu, wenn es nicht etwa gilt, ihre Heerden von einem Räuber zu befreien. Der Knabe blieb unangefochten. Es ward bei dem gerichtlichen Verfahren angenommen, dass beide Mordthaten auf die Rechnung des Verschollenen kämen.

Svart-Anund hatte gute Anlagen, er entwickelte sie, von Unnas väterlich erzogen und stand in allen Stücken den Kindern des Hauses gleich. Nur ein gewisser sinnender Ernst zeichnete ihn aus und war wol die unerlöschbare Spur der schrecklichen Erfahrungen seiner frühern Jugend.

Unna's jüngste Tochter, Ristin (Christina) genannt, war vier Jahre jünger als Anund. Der starke Knabe schloss sich von seinem ersten Eintritt in die Familie an das freundliche Kind an und bald waren Beide unzertrennlich. Solche Kinderfreund-

schaft ist eine liebliche Blume jener Schneeberge. Hier waren es die Gegensätze, die das Band noch fester schürzten.

Anund war siebzehn Jahr alt und sieben Jahre hatte er bei Unnas verlebt, als dieser ihm einst am Abend befahl, ein Paar Rene aufzusuchen, die sich im Gebirge verlaufen haben mussten. Es waren wenig Vorbereitungen nöthig. Anund nahm seinen Stab und rief seinen Hunden, so ging er ins Gebirge. Er irrte lange vergeblich umher. Endlich kam er auch in jene Gegend, die als der Schauplatz jener blutigen Begebenheit ihm noch lebhaft im Gedächtniss war. Er blieb sinnend auf der Stelle stehen, von wo aus er seinen Vater zum letztenmal gesehen hatte, wie er seinen Verfolgern entsprang und im Boot über den See fuhr. Er gab das Suchen der versprengten Thiere auf, setzte sich nieder und schaute, in düsteres Brüten versunken, auf die Wellen nieder.

Die Hunde waren hin und her gelaufen und immer wieder zu ihm zurückgekommen. Ihnen folgend hatte Ristin ihren Freund aufgefunden, dem sie ins Gebirge nachgegangen war. Sie setzte sich still neben ihm wieder und fasste seine Hand.

Anund fuhr auf, erkannte das Mädchen und sagte: „Ristin, es ist gut, dass du hier bist; du sollst die Hunde mit dir nehmen, ich will nach Norwegen gehen und meinen Vater suchen. Hat er nicht für mich geraubt, da ich jung und schwach war? Nun ist er alt und schwach, ich will für ihn arbeiten, Ristin.“

„Ich will mit dir gehen!“ sagte das Mädchen einfach.

„Willst du deinen Vater Unnas verlassen, und deine Mutter Sissa?“ fragte der Jüngling mit gerührtem Blick.

„Ja!“

„Willst du dem Svant-Anund folgen, dessen Hand hier an der Stelle Blut vergossen hat?“ fragte er weiter.

„Rede nicht davon,“ sagte Ristin, „Tjonk hat dich mit dem Tode bedroht, du bist kein Mörder, Anund, ich will mit dir gehen.“

„Lass uns eilen,“ sagte Anund abbrechend, „wir wollen die Rene suchen.“

war nicht mehr Zeit eine schmalere Stelle zu suchen, wie er es auf dem Hinwege gethan hatte. Ohne das geringste Zaudern schwang er sich, den Speer einsetzend, mit einem wilden Geschrei hinüber. Einen solchen Sprung hat er niemals mehr gewagt und selbst damals nicht, als seine Tod drohenden Verfolger ihn umgaben. Aber das Wagestück gelang. Athemlos warf er sich auf den Gletscher und hob Ristin mit starken Armen empor. Er hielt sie noch aufrecht feste, sein hartes Herz brach, er weinte vor Todesangst und Liebe.

Aber Ristin sammelte sich früher: „Anund, ich bin dir gefolgt, auch da du es nicht wolltest, ich gehe mit dir."

„Nun, so folg mir denn Ristin!"

Die beiden gingen zusammen über die Reichsgrenze und waren in der schwedischen Lappmark verschollen.

Der redliche Unnas blieb in bangen Sorgen zurück. Man durchsuchte nach Anund das Gebirge, aber man fand seine Spur nicht. Man zog später sogar in Norwegen Erkundigungen ein, aber Svart-Anund's Namen ward nirgend gehört. Da nahm man endlich an, er sei beim Suchen der Rene in einen Abgrund gefallen und umgekommen. Ristin hatte man nach dem Seeufer gehen sehen, sie war vielleicht vom steilen Ufer hinabgeglitten und ertrunken. Daß beide sich zusammengefunden hatten, konnte man nicht wissen und ihre gemeinschaftliche Flucht ahnte man nicht. Unnas gab seine älteste Tochter einem tüchtigen Gebirgsmann zur Frau, sein Sohn heirathete und zog mit seiner Frau zu Unnas und Sissa. Man lebte still und friedlich in der Hütte und die Jahre verstrichen. Sissa starb endlich hochbetagt und ward auf dem Platze an der Kirche begraben. Unnas lebte, aber ohne der Heerde folgen zu können, für sich hin und gedachte der beiden Verschwundenen oft und traurig. Er war im Alter ganz blind geworden. —

Manch Jahr war vergangen, da versammelten sich die Lappen von allen Seiten bei ihrer Bergkapelle. Der Pastor hielt da einen Sommergottesdienst. Die sonst ganz öde Stelle war belebt und bot ein buntes Bild dar. Da nahte ein fremdes

ten, er war noch mehr als seine andern Landsleute geübt und gewandt im Ueberwinden jeder Schwierigkeit, und so schlug er denn ohne Zaudern den Weg nach dem Gletscher ein, der hier von den obern Regionen sich tief in die norwegischen Thäler senkte. Sich durch das Birkengebüsch zu winden, war eine beschwerliche Arbeit und längs dem Rande des Eisfeldes ging er schnell und rüstig hin, mit dem Stabe vor sich den Boden prüfend. Wenn die Gletscher unterwärts abzuthauen anfangen, neigen sie sich mehr und mehr gegen den Boden und weite Spalten öffnen sich viele Klafter tief. Das Eis ist oben wasserhell und klar. Man schaut in den Abgrund und es erscheint ganz dunkelblau; ganz unten hört man das Wasser rauschen und brausen, aber jeder neue Winter füllt die Spalte mit lockerem Schnee, der oben zur leichten täuschenden Kruste erstarrt. Weh dem armen Lappmann oder dem unvorsichtigen Thier, das solche unterhöhlte Stellen betritt. Die Rinde giebt nach und man versinkt in den losen Schnee oder stürzt tief hinab, wenn das Wasser unten allmälig den darüber gelagerten Schnee weggeschmolzen hat. Namentlich, wenn ein Schneesturm den armen Wanderer dort trifft, ist die Gefahr groß. Die Lappen sagen von manchem Bekannten: „Ihn hat der Wind verweht. Diese Eisspalt alle zu kennen, ist unmöglich, da sich stets neue bilden und alte sich oft schließen.

Anund suchte sich die bequemsten Stellen zum Ueberspringen aus, umging vorsichtig manch unsichern Platz und kam doch schnell vorwärts. Plötzlich stand er still. Es hatte in seinem Innern mitten in seine düstern Gedanken hinein ein bittender Ton geklungen. War es nur sein Herz, dass ihn täuschte? — Nein, das war Ristin's Stimme, die, wie's schien, den Namen Anund zur Hilfe rief. — Er flog mit Windeseile den Weg zurück. Er wusste im Augenblick, dass die Hunde seine Spur gefunden, und dass das Mädchen ihm gefolgt sei. Er rief laut und hörte wieder und näher seinen Namen von dem geliebten Munde. Er stand an einer breiten Eisspalte und an deren jenseitigem Rande hing, an den erstarrenden Händen, die arme Ristin. Es

war nicht mehr Zeit eine schmalere Stelle zu suchen, wie er es auf dem Hinwege gethan hatte. Ohne das geringste Zaudern schwang er sich, den Speer einsetzend, mit einem wilden Geschrei hinüber. Einen solchen Sprung hat er niemals mehr gewagt und selbst damals nicht, als seine Tod drohenden Verfolger ihn umgaben. Aber das Wagestück gelang. Athemlos warf er sich auf den Gletscher und hob Ristin mit starken Armen empor. Er hielt sie noch aufrecht feste, sein hartes Herz brach, er weinte vor Todesangst und Liebe.

Aber Ristin sammelte sich früher: „Anund, ich bin dir gefolgt, auch da du es nicht wolltest, ich gehe mit dir."

„Nun, so folg mir denn Ristin!"

Die beiden gingen zusammen über die Reichsgrenze und waren in der schwedischen Lappmark verschollen.

Der redliche Unnas blieb in bangen Sorgen zurück. Man durchsuchte nach Anund das Gebirge, aber man fand seine Spur nicht. Man zog später sogar in Norwegen Erkundigungen ein, aber Svart-Anund's Namen ward nirgend gehört. Da nahm man endlich an, er sei beim Suchen der Rene in einen Abgrund gefallen und umgekommen. Ristin hatte man nach dem Seeufer gehen sehen, sie war vielleicht vom steilen Ufer hinabgeglitten und ertrunken. Daß beide sich zusammengefunden hatten, konnte man nicht wissen und ihre gemeinschaftliche Flucht ahnte man nicht. Unnas gab seine älteste Tochter einem tüchtigen Gebirgsmann zur Frau, sein Sohn heirathete und zog mit seiner Frau zu Unnas und Sissa. Man lebte still und friedlich in der Hütte und die Jahre verstrichen. Sissa starb endlich hochbetagt und ward auf dem Platze an der Kirche begraben. Unnas lebte, aber ohne der Heerde folgen zu können, für sich hin und gedachte der beiden Verschwundenen oft und traurig. Er war im Alter ganz blind geworden. —

Manch Jahr war vergangen, da versammelten sich die Lappen von allen Seiten bei ihrer Bergkapelle. Der Pastor hielt da einen Sommergottesdienst. Die sonst ganz öde Stelle war belebt und bot ein buntes Bild dar. Da nahte ein fremdes

Paar, gekleidet ganz so wie die Lappen dieses Sprengels, aber Jedem völlig unbekannt. Der Mann fragte, wo Unnas sei und man wies ihn in das nah gelegne Haus eines Kolonisten, bei dem Unnas zu wohnen pflegte, wenn er hierher kam. Der Fremde ging mit seiner Frau dorthin, der Schwarm der andern Lappen folgte ihnen neugierig. Die Naturkinder haben herzliche Theilnahme für das Geschick ihres Bruders, aber Zartgefühl ist ihnen in solchen Fällen fremd.

Als die junge Frau in das Zimmer trat, stellte sie sich, vor tiefer Bewegung zitternd, vor den blinden Greis: „Vater," rief sie, kennst du mich nicht mehr?" vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen.

Aber Unnas hatte die Laute wohl verstanden und erkannt: „Das ist Ristin's Stimme," rief er, „das ist die Stimme meines Kindes." — Lebhafte Empfindungen sind schweigsam, bei uns wie in Lappland. Aber der Lappländer sucht die ängstigende, lastende Empfindung in eigner Art zu gewältigen, sei es nun Schmerz, sei es Lust, was ihn bewegt. Seine Worte werden zu einfachen Liedern, seine Sprache zu Melodien, die kunstlos in wenigen Tönen schweben, die unmittelbar aus dem Herzen kommen, aber eben deßhalb auch zum Herzen gehen. Lieder, in solchen Momenten entstanden, haften mitunter in dem Gedächtniss der Anwesenden und klingen später wieder, das Andenken jener Personen bewahrend.

So hat sich auch Ristin's Gesang in Lappland noch einige Zeit erhalten, als sie selbst schon lange wieder verschwunden war. Ich kann die Erzählung, die Ristin ihrem Vater gab, nur aus der schwedischen Uebersetzung des lappischen Textes mittheilen und muss es dem Leser überlassen, in ihr das poetische Element herauszuhören.

So sang sie:

Jenseits der hohen Schneefjällen
Ist auch das Meer mit Eis und Schnee bedeckt,
Und Berg und Wogen sind dort eins.

Anund näherte sich nun auch dem Alten, der mit zitternder Hand die Züge berührte, deren Bild ihm in der Seele geblieben war. Anund sagte:

„Ich komme nun mit meiner Hausfrau, um hier zu leben und zu sterben; es ist hier besser, als irgendwo in der weiten Welt.“

„Ach, Anund,“ sagte Unnas, „ich kann dir wenig helfen. Meine Heerden sind verkommen, ich habe getheilt und wieder getheilt, aber die Hälfte meiner Habe ist dein.“

Es kamen auch die Geschwister Ristin's herbei und die Freude sprach in tausend Thränen und zärtlichen Umarmungen. Auch die beiden Schwäger Anund's versprachen ihm Rene zu geben; doch waren sie alle arm, mussten längst den Fischfang im See zu Hilfe nehmen. Viele Landstriche, die ihren Heerden sonst zur Weide gedient hatten, waren Ackerland, sie konnten die Thiere nicht so zahlreich mehr halten und die wenigen gediehen nicht in den enger gezogenen Grenzen.

„Wohlan,“ sagte Anund, „ich will mein väterlich Erbtheil aufsuchen, die Stelle am Tjeggelvas, wo des Vaters Hütte stand, da baue ich von Neuem, durchfische den See und ich kenne alle Buchten und alle Stellen im Gebirge, wo Moos für meine Thiere wächst. Ich kann arbeiten, ich werde meine Hausfrau ernähren und leben.“

„Am Tjeggelvas hat Anders Persson eine Kolonie gebaut,“ sagte ein Nachbar, indem er sich dem Anund näherte, er hat einen Brief vom Landshöfding auf das Land bekommen und beackert es schon seit Jahren.“

Anund verstummte bei den Worten und sah den Sprecher erstaunt an.

Ristin sagte: „Und wie kann er dort wohnen, so lange wir leben! Wer hat ihm das Recht gegeben auf unsere Erde, unser Land, unser Eigenthum?“

„Der König und seine Männer des Gesetzes!“ sagte ein Nybyggare.

Die Lappen gingen schweigend von dannen, Anund und Ristin zu Unnas Sommerwohnung, aber sie sahen bald, daß die Armuth bei dem alten Vater wohnte. Sie konnten nicht bleiben.

Da starb der alte Unnas. Die Freude über das Wiedersehen seiner lange verlornen Kinder hatte den mürben Faden seines Lebens vollends zerrissen. Man theilte den dürftigen Nachlaß, nahm traurigen Abschied von den Geschwistern und Anund und Ristin wanderten wieder einsam den Weg hinauf, auf dem sie vor vielen Jahren diese Gegend verlassen hatten.

„Ristin!" sagte der Mann, „willst du mir nun wieder folgen, wie damals, als ich ins andere Land ging, um meinen alten Vater Kumpi zu suchen? Nun suche ich den Vater nicht mehr — aber Brod!"

„Ich folge dir!" sagte Ristin eben so tief aus dem Herzen heraus, als da sie als Kind mit ihm ging.

Von einer vorspringenden Klippe verdeckt, sahen die Auswanderer auf Anund's väterliches Erbe. Das bot nun einen andern Anblick dar. Wo Kumpi's Hütte gestanden hatte, erhob sich ein wohlgezimmertes Haus nach schwedischer Art. Ordentliche Aecker, mit ziemlich dicht stehenden Getreidehalmen verbreiteten sich ringsum. Der Nybyggare ackerte mit seinem Pfluge ein neues Stück Landes um.

Unwillkürlich erhob Anund seine treue Büchse; Ristin legte die Hand auf seine Achsel. „Hast du hier nicht den starken Tjonk erschossen?" sagte sie, „warum verfolgte man deinen Vater? — Der da hat uns mehr gestohlen als Renthiere und Geld, er hat uns die Heimath gestohlen, du darfst ihn nicht schonen."

Anund hob seinen Blick ernst zu ihr auf. „Ja der Räuber soll sterben," sagte er, man wird uns nicht nach Norwegen folgen; aber willst du dem Mörder Anund folgen, wie du
...ling folgtest?"

sein. Man erzählte mir von eisernen Ringen, an denen die alten Seeritter ihre Schiffe anlegten und die noch im Felsen stecken. Dann freilich wäre die wunderliche Sage begründet, daß einst die Fluthen der Ostsee bis hierher drangen. Spuren langsamer Erhebung finden sich an vielen Orten. Auch im Wenernsee hat man eine solche beobachtet. Der Bericht über die letzten Untersuchungen liegt noch der Regierung vor. Was die Zeitschriften davon mittheilten, giebt noch kein bestimmtes Resultat. Bei der Grabung des Söderteljekanals (1819) stieß man auf marine Strata, welche fossile Muschelgehäuse ostseeischer Arten enthielten. In einer Tiefe von 60 Fuß fand man ein hölzernes Häuschen, eine ehemalige Fischerhütte, die bei der Berührung mit der Luft bald zerfiel. Im untersten Theile, der etwa mit dem jetzigen Niveau des Meeres in gleicher Höhe lag, war das Holz dauernder. Am Boden befand sich ein unförmlicher von Steinen aufgeführter Heerd. Auch Boote von eigenthümlicher Konstruktion, bloß durch Holzstifte zusammengehalten, fand man in Lagern von Thon, Mergel und Muscheltrümmern. Es scheint hier erst eine und zwar plötzliche Senkung stattgefunden zu haben. —

Die Stadt Söderköping ist eine von den ältesten in Schweden. Man weiß für ihr Bestehen auch im Gebiet der bloßen Sage keinen Anfangspunkt zu geben.

Das Städtchen Motala ist erst 1823 am nördlichen Ufer des Wärwik angelegt. Es hat eine Schiffswerfte und guten Hafen; Bedeutung gewinnt es erst durch die Werkstätten, die nicht weit davon liegen. Graf Platen verschrieb den Engländer Fraser, der sie 1822 einrichtete. Ein Wasserrad von 32 Fuß im Durchmesser setzt die Maschine im Innern der verschiedenen Gebäude in Bewegung. Das Rad wird durch das Wasser des Kanals bewegt, der hier 39 Fuß höher liegt, als die Motala. Eiserne Röhren führen das Wasser vom Kanal herzu.

Der Anblick solcher Werke hat etwas Unheimliches; man nimmt ungeheure Wirkungen, aber nicht die treibenden Kräfte wahr. Hämmer von mehr als cyklopischen Verhältnissen schwe-

Kinnekullen.

Als ich mit Blackstadius den Berg hinanstieg, kam mir die Stelle aus Dante's Purgatorium in den Sinn:

O gente umana, per volar su nata
Perchè a poco vento cosi cadi?

Die Kanalfahrt von Stockholm nach Göteborg ist so oft gemacht, beschrieben, gemalt und gezeichnet, dass ich dem Leser offenbar ein Geschenk mache, wenn ich ihm statt der ganzen Reise nur ein Paar Punkte gebe. Man braucht dazu so wenig Mittel, Vorbildung, Sprachkenntnisse, dass man sich wundert, dass man dort nicht noch mehr Deutsche findet. Die Boote sind übrigens klein und die ganze Einrichtung zeigt von Knauserei, namentlich war die unbefangene Art zu bewundern, mit der man mehr und mehr Passagiere aufnahm, als Menschen Platz hatten. —

Der Kanal selbst ist ein großartiges Unternehmen und macht einem Lande, wie Schweden, alle Ehre, er wird den Namen der Männer unsterblich machen, die das vielfach verwickelte und erschwerte Geschäft leiteten. — Die Geschichte des Kanalbaus ist interessant und auch schon mehrfach bearbeitet. —

Man kommt an mehren Städten und Städtchen, Flecken, Dörfern und Schlössern vorbei. Ich hebe nur Weniges hervor, um anderweitige Bemerkungen daran zu knüpfen. Söderköping ist von steilen Wänden umgeben. Der merkwürdigste und höchste heißt Ramunder's Häll. Von hier hinab stürzten sich einst die alternden Helden, wenn sie den ruhmlosen „Strohtod" vermeiden wollten. An der nördlichen Seite des Hügels sollen noch Ueberbleibsel der alten Wikingerfeste Ramundaborg zu finden

sein. Man erzählte mir von eisernen Ringen, an denen die alten Seeritter ihre Schiffe anlegten und die noch im Felsen stecken. Dann freilich wäre die wunderliche Sage begründet, dass einst die Fluthen der Ostsee bis hierher drangen. Spuren langsamer Erhebung finden sich an vielen Orten. Auch im Wenernsee hat man eine solche beobachtet. Der Bericht über die letzten Untersuchungen liegt noch der Regierung vor. Was die Zeitschriften davon mittheilten, giebt noch kein bestimmtes Resultat. Bei der Grabung des Södertelje-Kanals (1819) stieß man auf marine Strata, welche fossile Muschelgehäuse ostseeischer Arten enthielten. In einer Tiefe von 60 Fuß fand man ein hölzernes Häuschen, eine ehemalige Fischerhütte, die bei der Berührung mit der Luft bald zerfiel. Im untersten Theile, der etwa mit dem jetzigen Niveau des Meeres in gleicher Höhe lag, war das Holz dauernder. Am Boden befand sich ein unförmlicher von Steinen aufgeführter Heerd. Auch Boote von eigenthümlicher Konstruktion, bloß durch Holzstifte zusammengehalten, fand man in Lagern von Thon, Mergel und Muscheltrümmern. Es scheint hier erst eine und zwar plötzliche Senkung stattgefunden zu haben. —

Die Stadt Söderköping ist eine von den ältesten in Schweden. Man weiß für ihr Bestehen auch im Gebiet der bloßen Sage keinen Anfangspunkt zu geben.

Das Städtchen Motala ist erst 1823 am nördlichen Ufer des Wårwik angelegt. Es hat eine Schiffswerfte und guten Hafen; Bedeutung gewinnt es erst durch die Werkstätten, die nicht weit davon liegen. Graf Platen verschrieb den Engländer Fraser, der sie 1822 einrichtete. Ein Wasserrad von 32 Fuß im Durchmesser setzt die Maschine im Innern der verschiedenen Gebäude in Bewegung. Das Rad wird durch das Wasser des Kanals bewegt, der hier 39 Fuß höher liegt, als die Motala. Eiserne Röhren führen das Wasser vom Kanal herzu.

Der Anblick solcher Werke hat etwas Unheimliches; man nimmt ungeheure Wirkungen, aber nicht die treibenden Kräfte wahr. Hämmer von mehr als cyklopischen Verhältnissen schwe-

hen taktmäßig und langsam auf und nieder, Feilen reißen bei jedem Zuge Stahl- und Eisenspähne ab und scheinen so eben und leicht geführt zu werden, als wenn wir in Bernstein arbeiten. Man sieht die Resultate dieser gewaltigen Arbeit vor sich, Schiffe von Eisen, Kanonen, große und kleine Cylinder zu Dampfmaschinen u. s. w. und man erstaunt, wo das Alles herkommt. Menschen gehen in den eigentlichen Werkstätten nur so umher; es wird eine Schraube gedreht und der riesenhafte Hammer bleibt wie verzaubert in der Luft hängen, wie der Felsblock über dem verdammten Heiden im Tartarus, dessen Namen mir eben nicht beifallen will. — Hier legt ein Mann, oft nur ein Knabe, die Hand leise an und die Feile zerschneidet einen Fuß dicken Eisencylinder im Nu, oder sie bildet einen erhöhten Kreis an der Außenseite, je nachdem dies oder jenes ihre Aufgabe war. Das Gewaltigste und Zierlichste wird mit derselben Kraft, Schnelligkeit und Sauberkeit vollzogen. Man hat, während das Schiff verschiedene Schleusen passirt, Zeit, Alles wenigstens obenhin zu besehen. Eine genaue und verständliche Beschreibung würde ich kaum an Ort und Stelle zu geben im Stande sein.

Zwischen Motala und Dufwedal liegt in einem hübschen Laubwäldchen dicht neben dem Kanal Platen begraben. Ulmen und Pappeln beschatten den einfachen, von einem Eisengitter eingefaßten Grabstein, auf dem nur der Name Balzar Bogislaus von Platen zu lesen ist. Die Stelle selbst ist die beste Inschrift. Platen ist, obwohl von Geburt ein Pommer, doch dem Charakter nach ein ächter Schwede und einer von den wirklich praktischen Männern. Er ward am 29. Mai 1766 auf Rügen geboren. Sein Vater war Feldmarschall und Gouverneur von Pommern. Bogislaus zog schon in frühester Jugend mit seinen Eltern nach Schonen und trat, fast noch ein Knabe, in den Flottendienst. Im funfzehnten Jahre machte er erst als Unter-, dann als Obersteuermann eine dreijährige Reise mit einem Kauffahrer nach dem Kap und nach Westindien. — Dann kam er auf der Fregatte Diana in strenge, aber wie er

selbst sagte, heilsame Zucht. Er machte auf dem Prinz Gustav 1788 am 17. Juli die Schlacht von Hochland mit. Das Schiff ward genommen und er verwundet; er blieb gefangen bis zum Frieden von Werelä. — Er führte darauf mehrere kleinere, dann größere Schiffe und machte Fahrten in der Nordsee, nach den spanischen Meeren und nach Marokko. — Nach einer Reise auf dem Festlande von Europa 1797 ward er zum Mitdirektor des Trollhättankanalbaus erwählt. Er nahm seinen Abschied als Oberst und lebte zurückgezogen auf seinem Gute Frugården in Westgottland. Hier führte er eine Musterwirthschaft ein, die in einer strengen Akklimatisirung fremder Ideen an den einheimischen Boden und durch geniale Benutzung der gegebnen Verhältnisse die meisten ähnlichen Versuche übertraf, sich vor allen aber durch besonders günstige Resultate auszeichnete. Die damals angelegten Sammlungen zeugen von seinem Kunstsinn und gutem Geschmack, wie von seinem aufs Praktische gerichteten Geist. Er nahm sich des Trollhättankanalbaues eifrig an und einen alten Plan wieder auf, den sogenannte praktische Leute als eine Chimäre verworfen und beseitigt hatten. Er befuhr selbst den Wenern und die ganze Gegend von da bis Stockholm, untersuchte, beobachtete, maß, berechnete und nivellirte, übersah keine Schwierigkeit, die zu überwinden sei, aber auch keinen Vortheil, der der Arbeit so oder so zu Statten kommen musste. Die Resultate seiner Bemühung machte er 1806 in einer eignen Schrift bekannt. Er wies nicht allein nach, dass der Trollhättankanal eine viel andere Bedeutung gewinnen würde, wenn man den Wenern mit der Ostsee in der Gegend von Stockholm verbinden könnte, sondern er gab auch Mittel und Wege an, wie ein solches Unternehmen mit möglichster Leichtigkeit auszuführen sei. — Man kann sich denken, dass Platen zunächst auf viele alberne und philisterhafte Bedenken stieß. Das wahrhaft Große an ihm ist, namentlich auch die geniale Geduld, mit der er alle erbärmliche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, ihm thörichterweise gemachten Hemmnisse zu heben verstand. Erst 1808 bekam er und der Englän-

des Thomas Telford den Auftrag, eine nochmalige sorgfältige Untersuchung anzustellen und sodann einen unmaßgeblichen Kostenanschlag einzureichen. — Der erste Anschlag von 1810 war viel zu niedrig. Er belief sich auf 2600000 Riksdaler. Schon 1814 wurden 6 Millionen bewilligt und die wirklichen Kosten haben 9 Millionen 108000 Thlr. betragen. Diese immer erneute Noth um die erforderlichen Summen hat den Bau aufgehalten und es gehörte ein Platen dazu, dabei nicht zu verzagen. Vielleicht hatte er absichtlich die Kosten sehr niedrig angenommen, um nicht den Leuten gleich von vorn herein vor den Kopf zu stoßen. Indessen ists bei einem so weitschichtigen und komplizirten Unternehmen wohl kaum ein genauer Ueberschlag zu ermöglichen. So kostete z. B. die einzige Forsvikschleuse 60,000 Thaler und es waren 9000 Arbeitstage nöthig, um das während der Arbeit hinderliche Wasser auszupumpen. Dabei waren die politischen Verhältnisse dem Unternehmen hinderlich, indem sie das Interesse davon ablenkten und eine Erhöhung des Tagelohns bewirkten. — Erst gegenwärtig sieht man, daß sich nicht bloß das veranlagte Kapital gut verzinse, sondern auch, was viel wichtiger ist, daß der ganze von dem Kanal berührte Landstrich eine immer höhere Blüthe erreicht, als man es je erwarten konnte. —

Telford hat die technische Beaufsichtigung und Leitung der eigentlichen Arbeiten übernommen. Platen's überaus mühselige Aufgabe war es besonders, das Ganze in stetem Gange zu erhalten oder doch jeder eingetretenen Stockung so bald als möglich abzuhelfen. Doch war Platen auch bis ins Detail hin mit Allem vollkommen vertraut, ohne sich in seiner großartigen Uebersicht durch diese Spezialkenntniß irren zu lassen. Er gleicht darin dem schwedischen Baumeister, Grafen Tessin, „der den Riß entwerfen und den Mörtel einrühren konnte."

Platen war inzwischen 1809 Staatsrath, 1810 Kontreadmiral und Generaladjudant bei der gegen Norwegen zusammengezogenen Armee geworden. 1815 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und in den Grafenstand erhoben, 1822

Ritter und Kommandeur des großen Ordens und 1827 Reichsstatthalter in Norwegen, wo er auch 1829 am 6ten Dezember starb.

Sonderbar nimmt sich neben seinem Grabe ein zierliches Monument aus, unter dem einer seiner Söhne begraben liegt. Wie man zu dieser Wunderlichkeit kam, ist schwer zu begreifen. Es läßt sich wohl mancherlei vererben, aber das nicht, weshalb man den alten Grafen hier bestattet hat. Sonst feuerten die vorüberfahrenden Dampfschiffe hier ihre Böller ab. Warum man es jetzt unterläßt, weiß ich nicht. Man liebt dergleichen sonst in Schweden und bei einer stundenlangen Spazierfahrt in der Umgegend von Stockholm kommt man nicht ohne kleine Kanonade ab.

Es würde für die Bequemlichkeit der Reisenden geschehen sein, wenn es einmal allen Engländern einfiele, zu Hause zu bleiben. Auf unserm Dampfboot waren alle Nationen vertreten, von fremden am zahlreichsten die deutsche, und am gewichtigsten die englische. Der Raum auf dem überfüllten Schiff war sehr beengt, ich erinnere mich an einen recht gebildeten und verständigen Engländer, der wo möglich auf einer Bank des Verdecks lag, bis man ihn verdrängte. Dann hüllte er sich in seine Decke und legte sich eben so ruhig auf die Taubündel am Steuerruder. Er verstand keine Sprache, als die seines Landes; aber sein Diener hatte das nöthige Schwedisch gelernt und war nun seine Zunge. Der arme Schelm musste auch beim jedesmaligen Landen den Hühnerhund seines Herrn ans Ufer führen, um ihm Bewegung und freie Luft zu gönnen. Einmal hatten wir an einer sonst öden Insel im Wenern angelegt, um Holz einzunehmen. Der Engländer ließ seinen Hund los, der, sonst in dem düstern heißen Verließ des untern Schiffsraumes, lustig bellend auf den Felsen umherlief. Als das Schiff seinen Holzvorrath eingenommen, klingelte die Glocke und wir andern Nationen liefen spornstreichs an Bord. Nur der Engländer pfiff und rief vor Allen Dingen seinem Hunde. Der Kapitain klingelte und schrie schwedisch und englisch, verbrauchte viele Lau-

fend Tonnen Teufel und drohte, abzufahren. Endlich kam der Hund zum Vorschein, sein Herr nestelte ihn an der Kette fest und stieg mit der grössten Gleichmuth von den Felsen nieder. Er mochte übrigens recht gut wissen, dass man ihn auf dieser fast ganz öden Klippe nicht zurücklassen würde. Uebrigens hatte er in Norrland, ich weiß nicht was, gejagt und wollte nun nach Holland, um Lachse zu angeln. — Als wir in Motala die Maschinenwerke besahen, konnte man deutlich erkennen, dass er ausser an Füchsen und Lachsen auch noch an andern Dingen Interesse fand. Er suchte, was ihm etwa neu sein mochte, gründlich zu verstehen, und gab sich alle Mühe, das ihm bekannte uns deutlich zu machen. Die Unterhaltung war wol etwas schwierig; ein gefälliger Schwede, der das Englische ziemlich, das Deutsche recht gut sprach, gab sich zum Vermittler und zum Unterhändler mit dem Werkführer her und wunderte sich mehr als einmal über die gründlichen Kenntnisse des englischen Fuchsjägers. Dazwischen radebrachten wir alle drei eine Abart des Französischen. Ich habe im Ganzen gefunden, dass in Schweden vielmehr die deutsche als die französische Sprache kultivirt wird. Mehr als einmal haben sich Leute, die ich in Stockholm auf der Straße anredete, artig entschuldigt, dass sie das Deutsche nur mangelhaft verstünden und sprächen. Die Schweden haben die Universalsprache erfunden, d. h. sie lernen die Sprachen aller Nationen, mit denen sie in Berührung kommen. Es liegt ihnen freilich nahe, da die Ihrige fast nie Jemand erlernen mag, der nicht besondere Neigung hat, das Innere der Provinzen kennen zu lernen. Es kam mir so vor, als würde verhältnissmäßig auf die alten Sprachen weniger Gewicht gelegt, als namentlich bei uns. Man findet viel Bekanntschaft mit dem Inhalt der alten Klassiker, aber nicht diese wie die Philologen sagen, „gründliche" grammatikalische Sprachkenntniss. Auch in den neuen Sprachen wird vor Allem Sprachfertigkeit erzielt, von fremden Dichtern werden nur die deutschen und unter ihnen eigentlich auch nur Schiller allgemein im Original gelesen. — Es war mir ergötzlich, als ich in Norrland

einen sehr orthodoxen Schweden auf die pantheistische Ketzerei aufmerksam machte, die in seinem Lieblingsbuch im Schillerschen Don Karlos steckt. —

Unter den Seeen, welche die verschiedenen Kanalstrecken in Verbindung setzen, ist besonders der Wettern merkwürdig. Er hat mehr als siebzehn Quadratmeilen und liegt 297½ Fuß über den Meeresspiegel. Man hat bei genauen Messungen seine Tiefe an manchen Stellen auf 300 Fuß bestimmt. Das Wasser ist kalt und frisch, wie das einer Quelle. Die Fahrt auf ihm ist namentlich für die schmalen, im Grunde bloß für die Kanäle eingerichteten Boote, nicht ohne Gefahr. Uebergänge von völliger Ruhe zur heftigen Aufregung sind nicht selten. Ein eignes Phänomen, das man bei stiller Fluth beobachtet, hat Dr. Wetterberg, der als Onkel Adam das Lesepublikum mit anmuthigen Erzählungen beschenkt, in einem 1846 in Göteborg erschienenen Werkchen „Paralleler of Onkel Adam“ folgendermaßen beschrieben: „Nur der Wettern, der wie eine Scheibe von mattem Silber in dem Rahmen der grünenden Hügel und Berge liegt, zeigt diese Erscheinung. Man sieht auf seiner Fläche bei stillem Wetter eine Masse von schwachen Linien, Spiralen und Ringen, die im Sonnenschein schimmernd zittern. Das Volk sagt dann: der See blänkert sich; die Naturforscher schreiben die Erscheinung starken Quelladern zu, die vom tiefsten Grunde nach oben streben; und die Dichter singen davon, dass diese Kreise die Spuren von den Tänzen unsichtbarer Seejungfrauen sind.“

Wetterberg ist übrigens aus Jönköping am Wettern gebürtig. Er ist Militärarzt und war eben mit seiner Abtheilung aus Schleswig zurückgekehrt. Seine Romane sind meinen Deutschen gewiss bekannter, als mir selber, der ich nur dies genannte Büchelchen las. Er schien mir so etwas von Boz zu haben. Die Art, wie er in einer hübsch erzählten Anekdote aus dem Leben Gustav's III. den König und einen sonderbaren Dorfuhrmacher einander gegenübergestellt, ist so lieblich und lebendig und es schimmert so viel Tiefsinnigkeit durch das heitere Bild.

Die Seegeister spielen im schwedischen Mährchen eine bedeutende Rolle. Am Wettern im Schloss Wadstena, dem Schauplatz von der Liebesgeschichte der Prinzessin Cäcilia, wohnte später Herzog Magnus, der in Folge der zum Tode seines Bruders Johann gegebnen Zustimmung wahnsinnig wurde. Er stürzte sich aus dem Fenster der obern Etage in den Schlossgraben, aus dem ihn ein treuer Diener glücklich rettete. Es geht im Volk die Sage, dass er einst einer Seejungfrau ein Liebesversprechen gab und brach; die machte ihn dann so traurig und lockte ihn hinab. — Das stolze Schloss sollte später ein Stift werden, jetzt hat man in den öden Sälen Korn aufgeschüttet. —

Der Strömkarl, ein Wassergreis mit wallendem Bart und freundlichem Auge, steigt oft aus den Fluthen und singt den Kindern, wenn sie am Strande spielen, wunderbare Melodien zur Harfe, die er im Arm trägt. Wer ihn da hört, dem erwacht in der Brust die Freude am Gesange und die Kunst der Musik für seine ganze Lebenszeit. Strömkarl steigt auch bei Nacht aus dem feuchten Hause und spielt zum Tanz der Elfen. Nur ein begünstigtes Sonntagskind wird sie dabei wahrnehmen, wir sehen aber alle am Tage darauf die glattgetretenen Kreise in dem Grase, die Aelfdansar.

Sonst giebts noch viel gespensterartige, ungeheuerliche Seewesen; man nennt sie im Allgemeinen Näck und der Fischer hat alle Ursache vor ihnen auf der Hut zu sein. Ein über sie geworfner Stahl zerstört ihren, wie überhaupt jeden Zauber der Art.

Arndt hörte in Oesterby eine alte Frau ein Mährchen erzählen, das ich als Beispiel des still Gräuligen hier mittheile: „Mein Grossvater hatte einen Näcken. Er hatte ihn unter seinen Pferden mit einem Seil gefangen, womit schon einmal eine Glocke in der Kirche gezogen war. Er versteckte ihn sorgfältig im Walde; da hatte er ihm eine Hütte gebaut und gab ihm Fische und Vögel zur Nahrung. Er war lang und stark, der Seeteufel, und fast wie ein Mensch gestaltet, nur sehr haarig und seine grünen Augen haben ihm gewaltig im Kopfe geschimmert.

Wenn der Großvater zum Fischen ausging, nahm er ihn mit, und niemals früher oder später hat er so viel gefangen, als da der Näck in seinem Dienste war. Mit der Zeit verging aber der Glockenstrang und da war der Näck erlöst und hat nachher dem Großvater vielen Schabernack gethan."

Steffens, der ästhetische Geologe, findet eine gewisse Uebereinstimmung in der Gestaltung eines Gebirges und in den Figuren der ihm eigenthümlichen Sagen und Mährchen. Es wird unstreitig das Mährchen mehr den Naturforscher anziehen, die eigentlichen Sagen haben für den Historiker Interesse. Jenes ist die Blüthe der natürlichen Umgebung, diese sind die Ruinen einer geschichtlichen Ueberlieferung. —

In der Edda finden sich solche Spukgestalten nicht; sie sind, wie allenthalben, die Schatten des dem Licht weichenden Polytheismus. Wenn ich Raum hätte, könnte ich noch mehr solche liebliche und häßliche Bilder zusammenstellen. Doch ist der charakteristische Gegensatz schon durch das eine Beispiel bezeichnet.

Die berühmteste Parthie der Kanalfahrt ist die Gegend bei den Trollhättanfällen. Die Götaelf, die sie bildet, ist der Abfluß des Wenersees in die Nordsee. Der See liegt 145 Fuß über dem Meere, und wird von 24 größern oder kleinern Seeen gespeist. Man hat berechnet, daß die abfließende Wassermasse in einer Sekunde vierhundert Kubikklafter beträgt. Das würde ungefähr einer Strecke von 400 Fuß in einem Fluß gleichkommen, der zwanzig Fuß Breite und zehn Fuß Tiefe hat. Das Gefälle der Elf unterhalb des Wasserfalls bis zur Nordsee abgerechnet, bleibt für den Trollhättan eine Höhe von 112 Fuß, was allerdings gegen andere Wasserfälle wenig sagen will; ohnehin stürzt das Wasser über mehrere Stufen hinab, weßhalb die Leute gern von mehreren Fällen reden, denen sie verschiedene Namen geben. Man denke sich indessen nur eine schräggestellte, für eine solche Wassermenge ziemlich schmale Felsenspalte von 5000 Fuß Länge, die über entgegenstarrende Blöcke, zwischen überhängenden Wänden und hin und wieder auf etwas abgeplatteten Stufen hin, dem mächtigen Strom zum Bette dient. — Ueber eine kleine

eiserne Brücke gelangt man auf eine mitten im Fall gelegne Steinklippe und steht mitten zwischen brausenden, schäumenden Fluthen, die sich donnernd von oben herab wälzen und unterwärts tobend in einen Abgrund stürzen.

Eine Menge von Führern bietet sich unnützer Weise an und läuft neben dem Reisenden her und erzählt schreiend und plappernd allerlei dummes Zeug. Der Schneiderfelsen ist hinabgestürzt; auf ihm nähte ein armer Kleiderkünstler einst, um das verwirkte Leben zu retten, einen Rock und fiel schwindelnd in die Fluth, als er nach vollendeter Arbeit sich erheben wollte. Das Wort Trollhättan bedeutet etwa „Teufelshut.“ Das nordische Mährchen hat den Troll, wie das deutsche etwa die Hexe. — Die Sage vom Zweikampf des Stärkodder und des Hergrimer hat zwar hier ihre Lokalität, erklärt aber den Namen nicht. Die schöne Ogn war mit Stärkodder verlobt, sie ward ihm in seiner Abwesenheit untreu und vermählte sich mit Hergrimer. Stärkodder kehrte zurück, forderte den Verdränger zum Streit und erschlug ihn. Ogn starb über der Leiche des Geliebten. Die Sage hat sich noch in Volksliedern erhalten. —

So majestätisch der Wasserfall auch ist, so macht auf den Reisenden der Anblick des doppelten Kanals mehr Eindruck, der an seiner Seite langsam die Schiffe, wie auf riesigen Treppen, hinauf und hinab fährt. Der Kanal tritt bald hinter dem Wenernsee aus der Elf, die sich seitlich ins Buschwerk verliert, und verbindet sich wieder mit ihr etwas unterhalb des Trollhättan. Man übersieht vom Thale aus die ganze Senkung vom Åkerssee, die 72 Fuß beträgt und auf 5 Schleusen vertheilt ist. Der ältere Kanal ist dichter an den Fluss in den Felsen gesprengt und sieht viel kühner aus, als der neue, erst vor kurzem vollendete, bei dem die Hand des Menschen selbst die Spuren der überwundenen Schwierigkeiten verwischt hat. Er ist viel breiter, von platten Steinen sauber eingefasst und das ihn umgebende Land regelmäßig in Terrassen gegraben, die ein herrlicher grüner Rasen überzieht. Während unser Dampfboot ihn langsam auf breiten, stolzen Stufen hinabstieg, sehe fast ganz hervorragend

auf der vollen Schleuse, jetzt allmälig mit dem abfließenden Wasser sinkend und zwischen den Steinwänden und Eisenthüren verschwindend, kletterte ein Segelschiff den alten Kanal hinan. Man vergisst es, dass der Philosoph sich über nichts wundern soll.

Wir kamen spät am Abend in Göteborg an. Wir nennen die Stadt Gothenburg und sie selbst hält sich für den Abdruck eines holländischen Handelsplatzes. Mich veranlasste hier der König Oskar von Schweden zu einem Ausfluge nach dem Kinnekullen, für den ich ihm jetzt sehr dankbar bin, obgleich ich damals durch die Nachricht sehr verstimmt wurde, dass die königliche Familie das eben nach Norwegen abgehende Dampfschiff für sich mit Beschlag belegt habe, und dass mir nichts übrig bleibe, als noch eine volle Woche in Schweden zu bleiben. Kein einigermaßen vernünftiger Mensch hält es füglich aus, sich acht Tage lang zu ärgern. Ich überredete einen jungen schwedischen Maler, den ich auf dem Kanal kennen gelernt hatte, zu einem Ausfluge nach Lidköping, um von dort aus den Brocken Westergottland's, den Kinnekullen, zu besteigen.

Wir nahmen urplötzlich einen Skjutskarren und fuhren ab. Blackstadius war einer der liebenswürdigsten Schweden, die ich kennen gelernt habe. Er war auf der Stockholmer Akademie gebildet, sprach ganz geläufig deutsch und unterhielt sich auch mit den Engländern auf dem Schiffe; er war im Begriff nach Paris zu gehen. In Schweden gilt Niemand für zutrittsfähig im Kreise der Meister, der nicht dort die Weihe empfangen.

Der Weg nach Lidköping ist nicht eben interessant; doch schien er nicht lang. Es fährt sich, wenn man nicht besonders weich und bequem ist, ganz hübsch auf dem leichten Wagen Hügel auf und Hügel ab. Die Pferde laufen tüchtig; einmal freilich haben wir uns auch beide müde und die Haut von den Händen arbeiten müssen, um dem vorausgefahrenen Wagen nachzukommen, auf dem unser Skjutsbonde meines Gefährten Koffer führte; einmal fiel das Pferd zwischen seinen Deichseln hin, dass ich meinte, es müsste den Hals gebrochen haben. Mitunter mussten wir auch einige Stunden auf frisches Fuhrwerk warten,

aber im Ganzen war es eine herrliche Fahrt und durch meines Gefährten Unterhaltung vielleicht auch die angenehmste in Schweden.

Blackstadius kam direkt aus Finnland, wo er sein Zehrgeld für die Pariser Reise ermalt hatte. Am besten werden Altargemälde bezahlt. „Das erste Bild," erzählte er, „das mir aufgetragen wurde, sollte Maria und Johannis am gekreuzigten Heilande vorstellen. Begeistert von dem Uebergange aus dem bloßen Porträtiren in eine weitere Bahn, entwarf ich eine Skizze, die mich selbst befriedigte. Ich brachte sie dem Prior, aber ach! ich hatte die Mutter am Kreuzesstamm niedersinkend dargestellt. Johannes war liebend beschäftigt sie zu unterstützen. Die Gruppe der Hinterbliebenen hatte sich mir da so glücklich abgerundet, wie es nicht immer dem Maler gelingt. Die ganze Idee fand der Prior zu wenig orthodox und biblisch. Es steht einmal geschrieben, sagte er, Johannis, im neunzehnten Kapitel, Vers fünfundzwanzig: Es standen aber bei dem Kreuze u. s. w. — So ärgerlich mir die Bornirtheit des Pfaffen war, so schwer es mir wurde, aus der einmal gefassten, unausgeführten Idee herauszugehen; es half mir nichts, ich musste mich fügen, wollte ich nicht die gut bezahlte Arbeit und vielleicht für lange Zeit die Aussicht auf ähnliche größere Bilder verlieren. — Ich habe später sie mitunter nur gar zu groß malen müssen. Einmal war die Leinwand so groß, dass ich sie, um in meinem Zimmer malen zu können, oben oder unten aufrollen musste, je nachdem ich die andere Parthie durcharbeitete. —

Ich fragte, ob denn auch von Seiten des Wohlhabendern etwas für die Kunst gethan werde.

„Es kommt," sagte er, „dort auf die Wahl des Stoffes an; ist die glücklich, so wird man das Bild los, ob die strenge Kritik auch manchen gerechten Tadel erheben könnte. Der Maler begeistert sich auch ohne Erniedrigung, selbst wenn er sich in den Gedankenkreis drängt, in dem das Volk lebt. Ich malte ein finnisches Dorf, das, von Kosaken überfallen, eine Fülle von Greuelscenen bietet; aber die Räuber sind selbst in Furcht und zur

Flucht bereit; ein Haufe finnländischer Bauern kommt vom nahen Hügel herab. — Eine andere Idee habe ich in mannichfachen Variationen ausführen müssen und es immer gern gethan. Ein alter Finne sitzt vor der Thür seiner Hütte; die Jahre haben ihn gebeugt und seine Kraft ist gebrochen. Sein Enkel, auch in der Nationaltracht, steht an seinen Knieen, ein heranwachsender Knabe. Er hat die volksthümliche Zither in den Händen und müht sich ab, darauf eine Melodie nachklingen zu lassen, die ein fremder, wandernder Sänger, in südländischem Kleide, ihm singt und vorspielt. Es war in der schönen Zeit des Ungarkrieges, als noch die Augen von ganz Europa sich auf das mächtig ringende Volk richteten."

Ich verstand den Sinn des Bildes nur nicht recht zu deuten.

„Der alte Finne," fuhr der Maler fort, sollte das alte, an die russische Knechtschaft gewöhnte Volk darstellen, dem Muth und Stärke zerdrückt sind. Das heranstrebende Kind ist Finnlands begeisterte Jugend, — die Finnomanen, wie man sie nennt. Ach!" setzte der Maler hinzu, „der Abgrund, der Finnland von seiner erhofften Zukunft trennt, ist weit und tief, aber die Finnomanen werden sich wie Curtius hineinstürzen mit gewaffneter Hand, und wenn sie auch alle darin untergehn, er wird sich über ihnen schliessen."

Wir kamen am zweiten Tage, bei guter Zeit, in Lidköping an, und machten uns nach kurzem Verweilen nach dem nahen Berge auf. Die Stadt ist weitläufig gebaut; die Altstadt war vor Kurzem niedergebrannt, das war ein traurig, sonderbarer Anblick. Man hatte die verkohlten Ueberreste der durchweg hölzernen Straßen bereits weggeräumt, es war Alles sauber und frei. Die steinernen Treppen standen noch in Reihen, aber sie führten in keine Häuser mehr. Man hatte, wie das auch sonst wohl geschieht, nachträglich ein Verbot des Tabackrauchens erlassen. — Eine Feuersbrunst im Norden ist schwer zu hemmen. Vorsichtsmaßregeln sind zwar vielfach getroffen; an ein wirkliches Löschen einer brennenden Stadt, von lauter trockenem Holz, kann

man indessen vernünftigerweise nicht denken, sie ist in wenigen Stunden ein Aschenhaufen. In Drammen, in Norwegen, hat man auf einem Hügel, der die ganze, an den Fluß gestreckte Stadt übersieht, eine wohleingerichtete Feuerwarte gebaut, wo auch mehrere Kanonen zum Signalisiren stehen. Die langen Bergreihen von Balken und Brettern, die der Handel hier anhäuft, würden aber, aller menschlichen Anstrengung zum Trotz, verbrennen, wenn der Wind just in die Flamme bläst. —

Wir kamen plaudernd und schwärmend erst gegen Abend an den Fuß des wunderlichen Berges, auf dem wir in dem Dörfchen Westerplana ein Unterkommen für die Nacht suchen wollten. Es war ein recht phantastischer Spaziergang, der Abend war wunderschön und wir waren Beide zusammen gerade 60 Jahre alt. Der Berg terrassirt sich sehr schön ab und es führen im Grunde recht bequeme Straßen allenthalben hin. Wir geriethen indessen, ins Gespräch vertieft, zwischen allerlei abentheuerliches Gestrüpp- und Geklipp. Unter uns lag der weite Wenernsee, dessen jenseitiges Ufer im Abendgrauen verschwand. In den Thälern verbrannten die Leute Strauchwerk, um ihrem Acker eine karge Düngung zu gewähren. Der Rauch quoll an den Seiten des Berges hinauf; hin und wieder blitzte das aufflackernde Feuer durch die grauen Wolken. Ich deklamirte dem Maler das Gedicht von Göthe vor, in dem das Wasserweib den Fischer hinabzieht, und das ihm noch unbekannt war. Er zeichnete mir dafür ein Bild vom Näck in die Nebelschichten, das er einmal malen wollte.

Der Schauplatz ist eine düster romantische Landschaft, einsam und ganz in sich geschlossen; dunkle Felsen schließen den Hintergrund. Die nordischen, farbigen Flechten haben, wie's die Natur hier oft zeigt, allerlei verschlungene Zeichen darauf gemalt, in denen wir unwillkürlich irgend welche Deutung suchen. Schwarzgrüne Fichten haben sich in die Spalten gedrängt und hängen, zum Theil entwurzelt über den Abgrund. Das Gestein ist matt rothgrau. Ueber den zackigen Felsenspitzen sieht Etwas vom blauen Himmel, zwischen Birkengebüsch, in die Schlucht. Ein Wasser-

fall stürzt links brausend herab, nach vorn rechts bildet er einen tiefen, stillen Strom, die Felsen jenseits spiegeln sich darin; im Vordergrund begrenzt ihn eine blumige Matte vom Mondlicht hell erleuchtet. Hinter dem Wasserfall sitzt der Wassergreis und die zerstäubenden Tropfen hüllen sein Bild in einen leichten Schleier, er muss sich, wie ein farbiger Schatten von der dunkeln Felswand abheben. Seine Füße benetzt die Welle, die ganze Gestalt ist vom weiten wallenden Gewand bedeckt, der lange Bart, das Haupthaar ist weiß. Er spielt auf der Harfe. — Diesseits auf der Matte stehen zwei Mädchen; die eine beugt sich blass und geknickt über die Fluth, sie hört den Gesang des Geistes, sie trägt einen verwelkten Kranz in der Hand. Man sieht, dass sie mit den gestorbenen Blumen auch die todte Hoffnung ihrer Jugend im Strom versenken will, dass sie selbst von dem Klang des Zauberliedes in die kühle, stille Tiefe gezogen wird. Die Freundin hält sie zärtlich zurück; ihre Wange blüht und duftende Blumen flechten sich in ihre Locken. Ihr Auge hat den Wassergreis erkannt, aber den Tod hört die Glückliche nicht. Sie deutet mit der Linken nach dem dunkeln Ort. —

Ganz artig entwickelte dabei der Maler, dass seiner Kunst die schwierige Aufgabe zufalle, in dem gegenwärtigen Moment die versunkene Vergangenheit und die verhüllte Zukunft anzudeuten.

Wir hatten uns durch solche Reden und Entwürfe so aufgeregt, dass wir anfingen, aus einzelnen Baumgruppen, deren Wipfel sich am halb dunkeln Nachthimmel schwarz hin und her bewegten, ganze Geschichten zu erzählen von Rittern, die Mädchen entführten und mit den Verfolgern kämpften. Endlich erkannte Blackstadius in einer freistehenden Ulme, deren Krone sich unten theilte, den Berggeist mit weißer Weste. Wir nahmen über Stock und Stein die Flucht, kletterten über eine niedrige Steinmauer und kamen glücklich nach Westerplana. Ein Bauer nahm uns freundlich auf und gab uns, was er zu geben hatte. —

Wir hatten den Sonnenaufgang von der Spitze des Berges

aus sehen wollen. Die guten Leute fanden uns Morgens noch schlafend und waren nicht unbarmherzig genug, uns zu wecken. — Die Aussicht von dem Gipfel des Berges ist wunderschön. Man sieht am Abhange, im herrlichen Laubwalde, rothe Ziegeldächer, halb versteckt, schimmern. Der See breitete sich weit aus mit Inseln und Booten.

Wer sich von der Schichtung der Gebirgsarten einen Begriff machen will, muss auf den Kinnekullen steigen; so bequem und so einleuchtend wird man das Beispiel der Theorie nirgends finden. Jede von den fünf Gebirgsarten bildet eine breite Stufe am Berge und ist auch für den Laien auf den ersten Blick erkennbar.

Bis dicht an den Fuß des Berges reicht der skandinavische Urgneus, der, meist von einer ziemlich unfruchtbaren Erdschicht bedeckt, an vielen Stellen deutlich zu Tage liegt. Darauf ruht die unterste Stufe des Berges, ein fester, feinkörniger, gelblich weißer Sandstein von thonigem Bindemittel.

Die zweite Stufe bildet bräunlich schwarzer Alaunschiefer. Man hat bei Hönsäter, wo er grubenmäßig abgebaut wird, Gelegenheit, die ganze Schichtung genau kennen zu lernen. Die Schieferplatten sind ziemlich stark und liegen möglichst geradlinig mit Schichten von dichtem Kalkstein abwechselnd und von großen Kalksteinnieren durchsetzt übereinander. Man findet in den Nieren Kies und Hepatit, auch stenglichen Stinkspath von besonders schöner Formation. In den Kalksteinschichten lagern oft kleine Entomolithen in unzählbarer Menge, z. T. mit unzerstörtem Perlmutterglanz.

Die dritte Stufe besteht aus dichtem platt übereinander gelagertem Kalkstein, der nach unten zu röthlich, mehr aufwärts grauschwarz von Farbe ist. Namentlich in dem Rödsten findet man zahllose Versteinerungen. Ich habe nur auffallend lange Orthoceratiten gesehen; aber ein gelehrter Herr hat neulich mehrere Wagen voll Steinproben auf dem Berge gesammelt, wie uns ein Bauer erzählte. Herabrinnende Gewässer haben das bildsame Gestein, dessen Platten durch Mergelschichten getrennt

sind, wunderlich umgeformt und malerische Grotten, z. B. die Mörklef gebildet, aus deren Rückenwand ein klarer Brunnen springt.

Die vierte bedeutend hohe Stufe besteht aus graulich schwarzem Thonschiefer in dünnen Blättern, wagerecht gelagert.

Die fünfte Stufe, die Kuppe des Berges ist Grünstein — ich bediene mich, ohne einen Streit mit neuern Namengebern anzufangen, der Hausmannschen Bezeichnung.

Alle diese Schichten vom Urgneus an, bilden nur eine Höhe von 794 Fuß, denn soviel ist die Spitze des Berges über dem Niveau des Wenernsees erhaben. Ueber dem Weltmeer liegt dieselbe 927 Fuß.

Es überraschten mich auf dem Kinnekullen losgebröckelte Steintrümmer, die ganz ähnlich denen waren, die man z. B. im ostpreußischen Samlande findet. Wir stehen hier vor einem geologischen Räthsel, dessen Lösung trotz der gesammelten Data noch nicht gelungen ist. Diese großen und kleinen Steine, welche die norddeutsche Ebene bedecken, ohne welche ein großer Theil derselben vielleicht unbewohnbar wäre, diese wunderlichen Fremdlinge, die erratischen Blöcke, wie die Geologen sie nennen, welche Kraft riss sie von ihrem Urgestein los, wer zwang sie, den weiten Weg über das Meer zu machen?

„Da liegt der Fels, man muss ihn liegen lassen,
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.

sagt Mephisto.

Die Entstehung der zerstreut vorkommenden Schleifsteine erklärt die Edda folgendermaßen. Thor kämpfte mit dem Riesen Hrugner. Thor schleuderte den Mjölner, der Riese parirte mit seiner steinernen Keule. Die Keule zerspringt, die eine Hälfte fliegt an Thor's Kopf und streckt ihn betäubt zu Boden. Die andere zersplittert und die verstreuten Schleifsteine sind eben diese Trümmer. Der Hammer des Gottes traf und tödtete den Hrugner. Es sind doch entsetzlich kolossale Vorstellungen in der nordischen Mythe.

Schwerlich ists nur eine Ursache, die unsern norddeutschen Geschieben ihre jetzige Lage anwies. Manche sind abgeschliffen und abgerundet und offenbar lange Zeit ein Spiel der Wellen gewesen; andere zeigen frische Bruchflächen und scharfe Kanten, als ob sie eben vom Gebirge kämen. Viele sind bei weitem zu groß, als daß sie so allmälig von der Fluth angespült sein könnten. Man sieht im nördlichen Eismeer oft große inselartige Eisschollen, die sich vom felsigen Ufer los gemacht und mächtige Steinblöcke mit sich fortgerissen haben. Trieben in einer Zeit, als die Temperatur unserer Gegend so bedeutend niedriger war als gegenwärtig, solche Eismassen auf den flachen Strand, so ließen sie, langsam wegthauend, ihre mitgebrachten Steine zurück. —

Wenn man indessen die ungeheure Menge dieser Steine bedenkt und die ganze Gestaltung des südwestlichen Schwedens betrachtet, mit dessen Felsen sie ursprünglich zusammengehörten, so findet die neuere Ansicht eines plötzlichen, gewaltsamen Durchbruchs mehr Gewicht. Allein die dänischen Inseln zeigen eine sehr große Anzahl von Findlingen dieser Art. Die mächtigen Hafenbauten Kopenhagens sind davon aufgeführt. Sie erstrecken sich bis an den Höhen- und Gebirgszug, der von Nordwest nach Südost Deutschland in ein plattes und in ein Bergland theilt. Man findet sie bis an das Riesengebirge hin. — In Schweden bietet diese ganze Gegend eine ähnliche Schichtungsreihe, wie der Kinnekullen, wenn sie auch nirgends so deutlich wahrnehmbar und auch selten so vollständig erhalten ist. Diese Schichten der verschiedenen Berge hingen einst zusammen und unwiderstehliche Wassermassen haben sie durchbrochen und im mächtigen Zuge die losgerissenen Trümmer mit sich fortgeführt.

Wie nun diese Begebenheit selber in der Geschichte der Erde begründet gewesen sei, wie sie endlich mit den sonst in Schweden wahrgenommenen geologischen Phänomenen in Zusammenhang zu bringen sei, das wird die Wissenschaft wohl später sagen. Die Geologie hat mit Recht eine große Scheu vor Hypothesen, wenn sie nicht unmittelbar an einander grenzende Er-

scheinungen durch sie verknüpfen kann. — Uebrigens gehörte das Nähere auch nicht in eine schwedische Reisebeschreibung, sondern eher in eine Geschichte des alten Bernsteinlandes, an der jetzt fleissig gearbeitet wird.

Wir stiegen von der Spitze nach der Grotte Mörklef nieder, um auszuruhen. Dort oben ists in Stein gehauen zu lesen, dass eine Königin, ich habe vergessen welche, hinaufgestiegen sei, was übrigens durchaus ohne Gefahr und Beschwerde geschehen kann und sehr oft geschieht. Die Quelle in der Mörklef verdankt ihr Hiersein der zarten Aufmerksamkeit eines ungeschlachten Riesen. Seiner geliebten Kissa zu Ehren holte der Jette Holla eine große Muschel aus dem Wenernsee, fügte sie hier in den Stein und aus ihr sprudelt noch krystallhelles Wasser. Die Grotte ist von grotesken Säulen und Bogen umgeben. Im Innern sind Steinbänke angebracht und es ruht sich da recht kühl beim tröpfelnden Geriesel des Hellabörnleins.

Der Berg bildet ein Ländchen für sich. Er ist 1½ Meile lang und ¾ Meile breit. Es liegen darauf und daran fünf Kirchspiele. Die Abhänge und Stufen sind nur zum Theil Waldbewachsen. Der warme Boden gewährt dem Ackerbau viel günstigen Erfolg. Wallnüssbäume, die unten nicht fortkommen, gedeihen auf den untern Terrassen ganz gut. Die Temperatur muss indessen abgenommen haben; von Wein und Platanen, die früher auf der Spitze gestanden haben sollen, findet man da wenigstens keine Spur. — Die untern Gegenden haben viel Parkähnliches und die schöngebauten Güter erhöhen die Täuschung. Weiter oben bestehen viele Gebäude nur aus roh über einander gelegten Kalksteintafeln, auf denen man oft auch wie auf Trottoiren weite Strecken zu wandern hat. Die Viehzucht scheint mir hier eine luxurieuse Sache; an Wiesen fehlt es und der Boden, der reichlichen Körnerertrag geben würde, ist als Viehweide zu wenig verwerthet. — Die Leute handeln mit Nüssen und Kirschen, machen allerlei Arbeiten von Holz und behauen Steine. Sie hatten früher ein freies Hausiren in gewissen Grenzen. —

Dicht am Fuß des Berges auf dem Wege nach Skara liegt die merkwürdige Kirche-Husaby. Dicht daneben fließt die St. Siegfriedsquelle, in welcher der heilige Mann c. 1000 nach Christus den König Olof Schoßkönig taufte. Wunderthätig ist sie nun nicht mehr, aber gezaubert wird hier noch dann und wann etwas. Der bekehrte König gab sein eignes Schloss zur Kirche her. Die alte Burgform ist noch kenntlich. Zugemauerte Schießscharten, zwei runde und ein länglich viereckiger Thurm geben davon Zeugniss. —

Schweden hat einen „Bauernmaler", dessen Werke in den Kirchen des platten Landes viel verbreitet sind. Blackstadius wollte seine Manier zwar nicht recht loben, auch weiß ich in der That nicht mit Bestimmtheit, ob die Gemälde der Husaby-Kirche von dem alten Meister herrühren, halte diese Stelle indessen doch am meisten geeignet, meinem Leser etwas von dem Bauernmaler Hörberg zu erzählen. Ich sah ein wunderliches Bild von ihm in der Kirche von Söderköping. Es stellte eine Strohhütte von Engeln umschwebt dar. Maria ruht mit dem neugebornen Jesusknaben. Joseph steht neben ihr. Das auf Holz gemalte Bild steht vor einem Fenster und seine Rückseite ist an den geeigneten Stellen so künstlich verdünnt, dass gleichsam Laternenlicht die nächtliche Scene erleuchtet. Ich weiß nicht, ob sonst ein Maler auf den Gedanken gekommen ist, seine Lichteffekte durch transparentes Sonnenlicht zu erreichen. — Abgesehen von dieser Bizarrerie ist die Erfindung der ganzen Gruppe originell und interessant, die Figuren sehr markirt gezeichnet, namentlich Josephs Gestalt, so tüchtig und bieder, daß man vor dem Maler persönlichen Respekt fühlt. Die Engel sehen freilich mehr gutmüthig als erhaben, mehr heiter als ätherisch aus. Was ich sonst von Hörberg sah und hörte, macht immer denselben Eindruck. Seine besten Bilder sind in Landkirchen verstreut, die selten ein Reisender besucht.

Sehr Hörberg ist in seiner zähen Energie, in seiner unbefangenen Einfalt und in seinem guten Muth bei jeder Schicksalswendung ein merkwürdiger Mensch und ein ächter Schwede

von altem Schrot und Korn. Lidén war mit ihm befreundet und hat „den tüchtigen Bauern und guten Maler“ zu einer Selbstbiographie veranlasst, deren Manuskript in Lidköping aufbewahrt wird. Wir haben auch zwei deutsche Uebersetzungen davon. Die deutsche Bearbeitung von Fries Kopenhagen 1819 verdient einen größern Leserkreis, als das Buch bisher bei uns gefunden hat. —

Hörberg war der Sohn eines Soldaten, der auf seiner Landstelle Ofra Ön im Småländischen Kirchspiel Wirestad am 31. Januar 1746 geboren. Der schwedische Soldat bekommt, beiläufig erwähnt, im Frieden ein kleines Gut an Stelle einer ordentlichen Besoldung. Pehr's Vater war arm; der neunjährige Knabe musste als Dorfshirte sein Brod verdienen. Sein Sinn für die Kunst und namentlich für die Malerei erwachte bei ihm auf dem Felde bei seinem Vieh. Jesus ward im Stall geboren. — Pehr bildete zunächst aus dem Gedächtniss die Vignettes des damals gebräuchlichen Katechismus und des Kalenders ab. Braunrothe Erde findet sich in jenen Eisenreichen Gegenden allenthalben, weißer Thon hier und da, und schwarze Kohlen las er auf dem Svedlande auf, d. h. auf Aeckern, die man durch Verbrennung des Busch- und Holzwerks fruchtbar gemacht hatte. Damit hatte er seine Pastellstifte, ein Stück Birkenrinde war hinreichend, seine Gemälde festzuhalten. Konnte er ein Stückchen Papier erhaschen, so malte er darauf mit nassen Farben, d. h. mit dem Safte verschiedener Beeren. Dann schnitzte er auch allerlei Kunstwerke aus Holz und zierte das Gesims in seiner Eltern Stube damit aus. — Im Walde ward Fichtenrinde zum Rothstift und der platte Fels zur Staffelei, oder er malte mit Kohle auf der weißen Oberfläche eines festen Buchenschwamms. So trieb er es bis in sein sechszehntes Jahr und ward darüber oft genug der Spott seiner Kameraden. Im vierzehnten Jahr ward er für kurze Zeit nach Weriö zu einem Maler in die Lehre gegeben, wo er sein erstes Bild in Leimfarbe auf ein Eichenbrett malte. Es sollte den Evangelisten Johannes vorstellen. Aber seine armen Eltern konnten ihn

nicht entbehren, er musste wieder nach Hause und für Tagelohn die Schafe hüten, um seinen Eltern einige Unterstützung zu gewähren. — Er mochte wol eben malen, als der Wolf in seine Heerde fiel und großen Schaden anrichtete. — Pehr wagte es nun nicht mehr, seinem Hausherrn vor Augen zu kommen. Er irrte in den Wäldern umher, bis ihn der Hunger nach dem Gehöfte trieb. Eine mitleidige Magd reichte ihm ihr Mittagbrod. Das Haus war eben leer. Er ging hinein, holte seine Violine, sein Hirtenrohr und kehrte zu seinen Eltern zurück. Er kam 1763 endlich erst in Göteborg, dann in andern Städten als Malerlehrling an. Nach fünf Jahren ward er Kreismaler im Wästra Härad im Jönköping-Laen. Hier heirathete er und lebte vom Ertrage der bestellten Arbeiten, fertigte allerlei Holzarbeiten und trieb Ackerbau. Man muss sich seine Stellung etwa denken wie die eines Hufschmidts in einem Bauerndorf.

Sein lange gehegter Wunsch, einmal in Stockholm ordentliche Gemälde zu sehen, ward erst in seinem 37sten Jahre erfüllt. Er hielt sich mit längern Unterbrechungen bis 1785 in der Hauptstadt auf. Auch später war er dann und wann einige Monate dort. Er arbeitete fleißig auf der Kunstakademie und gewann mehrmals die silberne Preismedaille. Sergel ward aufmerksam auf ihn und bat den König um Unterstützung für den Günstling, was indessen vergeblich blieb. Hörberg war, ohne es zu prätendiren, ein eigenthümliches Genie und der französische, damals herrschende Geschmack blieb ihm unverständlich. Sein Ruhm verbreitete sich. Auf den Kunstausstellungen fanden seine Bilder volle Würdigung. Man bestellte viele Arbeiten bei ihm, die er alle, so weit es seine Landwirthschaft erlaubte, für ein billiges Honorar lieferte. Er hatte inzwischen einen Bauernhof in Olstorp in Ostgothland, wo er auch seine ersten großen Gemälde fertig machte. 1797 ward er Mitglied der Wissenschafts-Akademie, auch königlicher Hofmaler. Eine Besoldung als solcher erhielt er erst von Karl Johann seit 1812. Er starb 1816 am 24. Januar, also fast 70 Jahre alt.

Die Zahl seiner Gemälde ist sehr groß. Er ist auch hierin unserm Hans Sachs ähnlich, an den auch sein ruhiges Festhalten an dem prosaischen Gewerbe erinnert. — Seine Altarblätter sind zum Theil in sehr großen Dimensionen ausgeführt. Das größte befindet sich in Östra Husby in Ostgothland und ist 30 Fuß lang, 20 Fuß hoch. Unter 87 Bildern dieser Art sind nur fünf Kopien. Von andern Gemälden zählte man bereits mehre Jahre vor seinem Tode nicht weniger als 600. Er hat auch viel Freskobilder geliefert. Gerühmt wird ein Titanenkampf im Schloss Finnspång. Er hat in Kupfer gestochen und eine eigene Art dieser Kunst erfunden. Seinen Freund Lidén portraitirte er auf dem Krankenbette liegend und in einem Buche lesend. Lidén starb in seinem 52sten Jahre, nach 13jähriger Krankheit. Von seinen Handzeichnungen beziehen sich 291 auf die evangelische und 347 auf die apokryphische Geschichte Jesu. — Seine Erfindungsgabe ist unerschöpflich, oft überraschend neu, mitunter wunderlich. Die Ideen sind weniger groß, als klar. Die Darstellung hat etwas freies, ist ganz ungesucht und die Naivetät hat manchmal viel Rührendes. Die Perspektive ist meisterlich, die Behandlung der Farbe etwas derb.

Man hat auch mechanische Arbeiten von ihm, z. B. Violinen und Positive. Er komponirte und verräth dabei Originalität und tiefes Gefühl. —

Sein Leben war still und fromm, bei allen Widerwärtigkeiten blieb er heiter. Nie hat ihn der Fluch, der ihn am Pfluge festhielt, niedergebeugt. Seine Bilder zeigen oft von einer herzlichen Liebe für seinen Stand, den er übrigens ganz praktisch und nichts weniger als sentimental auffasste. So blieb er ein ordentlicher Bauer bis an sein Ende, während z. B. der schottische Dichter Burns an diesem Geschicke zerbricht und zuletzt ein wüster Trinker wird. —

Hörberg's Portrait drückt das aus, was er war. Ein kräftiger Körperbau, ungezwungene Würde in der Haltung, eine hohe Stirn, helle freundliche Augen, weißes großgelocktes Haar,

geistvolle Züge und reinlich einfache Kleidung — es stimmt Alles so harmonisch zusammen.

Ein schwedischer Dichter hat vor Kurzem ein kleines Drama „Die Schwestern auf dem Kinnekullen" geschrieben, sein Freund liebliche und schauerliche Melodien dazu erfunden. Das Mährchen, das er behandelte, ist aber nicht lokal und passt auch nicht recht her. Ich selber that dem heitern Berge eigentlich Unrecht, wenn ich ihn oben den Brocken Westergotlands nannte. Die wilde Walnacht versammelt Hexen, Zauberer, Teufel und all das „Trollpack", auch im Norden aber auf dem Blåkullen, dessen Ort auf keiner Karte bezeichnet ist. Die zutrittsfähigen Personen wissen allein, wo er liegt.

Christiania.

Faa af Europas Hovedstaeder har en Beliggenhed og Omegn saa skön og henrivende, som Norges Hovedstad. Berömte Reisende, en Leop. v. Buch, Willibald Alexis og J. Ampère, have forlaengst haevdet Christiania denne Rang.

Veiviser for Reisende i Christiania By ag Omegn. Christiania 1848.

(„Wenige von Europa's Hauptstädten haben eine Lage und Umgegend so schön und hinreißend wie Norwegens Hauptstadt. Berühmte Reisende, ein Leop. v. Buch, Willibald Alexis und J. Ampère, haben Christiania schon längst diesen Rang angewiesen."

Wegweiser für Reisende in Christiania Stadt und Umgegend. Christiania 1848.

Th. Mügge hat das Unglück gehabt, daß ihm Christiania wenig gefiel. Ob das ihm seine Stelle unter den berühmten Reisenden gekostet hat, will ich nicht entscheiden.

Das Dampfboot kreuzt im Christianiafjord und legt an verschiedenen Punkten an. Es vermittelt hauptsächlich die sonst ziemlich schwierige Verbindung dieses Küstenstrichs mit der Hauptstadt und mit dem Auslande. Man hat vollkommen Muße, sich beide Ufer des etwa zwanzig deutsche Meilen langen, schmalen Meerbusens anzusehen, und den Unterschied dieser schroffen hohen Gebirgsmassen, die bis ans Meer herantreten, zwischen denen an schmalen Küsten und in engen Thälern die rothangestrichenen hölzernen Städte liegen, und der Skärengruppen zu empfinden, zwischen denen sich der Seeweg nach Schwedens Hauptstadt hindurchschlängelt. Schweden ist nichts weniger als ein

Gebirgsland und Norwegen eigentlich nur ein zerklüftetes Gebirge.

Das Schiff geht in einiger Entfernung vom Ufer bei Christiania vor Anker. Boote aus der Stadt nehmen die Reisenden auf. Es sind nicht mehr jene muntern Stockholmer Dalkullenboote, von Frauen in ihrer roth, weiß und schwarzen Nationaltracht gerudert, die auf dem Salzsee und Mälaren herumfahren. Dies sind seetüchtige Schiffsboote und wortkarge ernsthafte Normänner führen die Ruder.

Heiterer konnte die Stadt ihre Gäste nicht begrüßen, als uns, da wir auf den stark schlagenden Wellen ans Land geschaukelt wurden. Wogenschlag und Salzgehalt ist im Christianiafjord selbst hier noch größer als in der Ostsee. — Der Kronprinz gab den Soldaten ein Fest auf seiner Ladegaardsöen. Die dicht besetzten Boote fuhren dorthin. Das norwegische Militair ist zwar nicht sehr bunt uniformirt, aber doch farbig, die mitgenommenen Frauen und Mädchen waren im Ganzen einfach und wenig auffallend gekleidet, aber eine noch buntere, hellere Mischung hätte zu grell gegen den ernsten Hintergrund abgestochen. Zahlreiche Schiffe hatten ihre Flaggen und Wimpel aufgezogen. Ein Paar Kriegsschiffe, die der König mustern wollte, wiegten sich majestätisch im Hafen. Der norwegische Löwe weht stolz vom Mast. Jede Münze trägt hier die Umschrift „Oskar König von Norwegen und Schweden". So auch die Fahnen der Schiffe. Die Takellage war dicht mit Flaggen und Fähnchen in unzählbarer Menge und in allen möglichen Farben geziert. Die Stadt selbst ist nicht eine große zu nennen; die unmittelbar hinter ihr aufsteigenden Gebirge drücken sie noch mehr zusammen; aber ohne diese Thürme und Häuser würde das hier nur eine schauerliche Gebirgsöde sein. Das Auge muß sich erst an den Gegensatz der steilen, schwarzbewaldeten Berge und der Menschenbelebten Straßen dicht davor gewöhnen. Von der Stadt etwas ab, aber durch Häuserreihen und Gartenanlagen mit ihr verbunden, sieht man die Citadelle, die freilich von den nahgelegenen Höhen beherrscht wird und nur als Gefängniß der hier

sogenannten „Sklaven," vielleicht auch einmal als Schreckmittel für die Stadt von Bedeutung ist. Vor allem aber präsentirt sich das Schloß, auf einem hundert und zehn Fuß über dem Meer erhabenen, abgerundeten Felsen erbaut. Was man sonst auch wider den Bau einzuwenden haben mag, die Norweger haben damit eine würdige Zierde ihrer schönen Hauptstadt bekommen. Aecker und Gärten nehmen Thäler und Abhänge des Gebirges ein. Bunte, hübsche Landhäuser breiten sich weit umher aus. Sie sind wohl alle nicht in reinem Stil und mitunter mit recht sonderbarem Geschmack gebaut, aber in dieser ernsten Umgebung bildet dies Gemisch von Säulen, Altanen, Thürmen, wandgroßen Blumenfenstern und hängenden Gärtchen einen unbeschreiblich schönen Kontrast. Das Gebirge mit seiner stolzen Einsamkeit, die niedlichen Villen, so freundlich zwischen Wald und Fels versteckt, die um den Meerbusen gekrümmte Stadt, der Hafen mit seinen Schiffen — man hat sich an allem noch nicht satt gesehen, wenn man das Ufer erreicht.

Es war im Hotel du Nord eben Mittagszeit. Die schöne Jahreszeit, wol auch die Anwesenheit der Königlichen Herrschaften hatten viele Fremde herbeigezogen. Die lange Tafel war dicht besetzt. Es ward gut gespeist. Von schwedischer Sitte ist hier keine Spur. Man bekam in diesem größten Hotel Christiania's kein scharfes Getränk. Der Storthing hat in seinem Etat eine bestimmte Summe festgesetzt, welche die Branntweinsteuer erreichen soll. So lange die jetzt bestehenden Schankstellen diese Summe aufbringen, wird kein neues Privilegium ertheilt. Es liegt im Interesse der Berechtigten, lieber einen höhern Beitrag zu zahlen, als mehr Konkurrenten aufkommen zu lassen. Die Unterhaltung war lebhaft und wurde in verschiedenen Sprachen geführt. Es saßen viele Damen mit zu Tische. Auch viele Einheimische hatten es vorgezogen, hier in neuer Gesellschaft zu speisen.

Ich stand am folgenden Vormittage auf dem Schloßberge; die Stadt bot einen freundlichen Anblick. Das Wetter hatte sich eben schön aufgehellt. Die Bürger und Damen von Chri-

Gebirgsland und Norwegen eigentlich nur ein zerklüftetes Gebirge.

Das Schiff geht in einiger Entfernung vom Ufer bei Christiania vor Anker. Boote aus der Stadt nehmen die Reisenden auf. Es sind nicht mehr jene muntern Stockholmer Dalkullenboote, von Frauen in ihrer roth, weiß und schwarzen Nationaltracht gerudert, die auf dem Salzsee und Mälären herumfahren. Dies sind seetüchtige Schiffsboote und wortkarge ernsthafte Normänner führen die Ruder.

Heiterer konnte die Stadt ihre Gäste nicht begrüßen, als uns, da wir auf den stark schlagenden Wellen ans Land geschaukelt wurden. Wogenschlag und Salzgehalt ist im Christianiafjord selbst hier noch größer als in der Ostsee. — Der Kronprinz gab den Soldaten ein Fest auf seiner Ladegaardsöen. Die dicht besetzten Boote fuhren dorthin. Das norwegische Militair ist zwar nicht sehr bunt uniformirt, aber doch farbig, die mitgenommenen Frauen und Mädchen waren im Ganzen einfach und wenig auffallend gekleidet, aber eine noch buntere, hellere Mischung hätte zu grell gegen den ernsten Hintergrund abgestochen. Zahlreiche Schiffe hatten ihre Flaggen und Wimpel aufgezogen. Ein Paar Kriegsschiffe, die der König mustern wollte, wiegten sich majestätisch im Hafen. Der norwegische Löwe weht stolz vom Mast. Jede Münze trägt hier die Umschrift „Oskar König von Norwegen und Schweden". So auch die Fahnen der Schiffe. Die Takellage war dicht mit Flaggen und Fähnchen in unzählbarer Menge und in allen möglichen Farben geziert. Die Stadt selbst ist nicht eine große zu nennen, die unmittelbar hinter ihr aufsteigenden Gebirge drücken sie noch mehr zusammen; aber ohne diese Thürme und Häuser würde das hier nur eine schauerliche Gebirgsöde sein. Das Auge muß sich erst an den Gegensatz der steilen, schwarzbewaldeten Berge und der Menschenbelebten Straßen dicht davor gewöhnen. Von der Stadt etwas ab, aber durch Häuserreihen und Gartenanlagen mit ihr verbunden, sieht man die Citadelle, die freilich von den nahgelegenen Höhen beherrscht wird und nur als Gefängniß der hier

sogenannten „Sklaven," vielleicht auch einmal als Schreckmittel für die Stadt von Bedeutung ist. Vor allem aber präsentirt sich das Schloß, auf einem hundert und zehn Fuß über dem Meer erhabenen, abgerundeten Felsen erbaut. Was man sonst auch wider den Bau einzuwenden haben mag, die Norweger haben damit eine würdige Zierde ihrer schönen Hauptstadt bekommen. Aecker und Gärten nehmen Thäler und Abhänge des Gebirges ein. Bunte, hübsche Landhäuser breiten sich weit umher aus. Sie sind wohl alle nicht in reinem Stil und mitunter mit recht sonderbarem Geschmack gebaut, aber in dieser ernsten Umgebung bildet dies Gemisch von Säulen, Altanen, Thürmen, wandgroßen Blumenfenstern und hängenden Gärtchen einen unbeschreiblich schönen Kontrast. Das Gebirge mit seiner stolzen Einsamkeit, die niedlichen Villen, so freundlich zwischen Wald und Fels versteckt, die um den Meerbusen gekrümmte Stadt, der Hafen mit seinen Schiffen — man hat sich an allem noch nicht satt gesehen, wenn man das Ufer erreicht.

Es war im Hotel du Nord eben Mittagszeit. Die schöne Jahreszeit, wol auch die Anwesenheit der Königlichen Herrschaften hatten viele Fremde herbeigezogen. Die lange Tafel war dicht besetzt. Es ward gut gespeist. Von schwedischer Sitte ist hier keine Spur. Man bekam in diesem größten Hotel Christiania's kein scharfes Getränk. Der Storthing hat in seinem Etat eine bestimmte Summe festgesetzt, welche die Brandweinsteuer erreichen soll. So lange die jetzt bestehenden Schankstellen diese Summe aufbringen, wird kein neues Privilegium ertheilt. Es liegt im Interesse der Berechtigten, lieber einen höhern Beitrag zu zahlen, als mehr Konkurrenten aufkommen zu lassen. Die Unterhaltung war lebhaft und wurde in verschiedenen Sprachen geführt. Es saßen viele Damen mit zu Tische. Auch viele Einheimische hatten es vorgezogen, hier in neuer Gesellschaft zu speisen.

Ich stand am folgenden Vormittage auf dem Schloßberge; die Stadt bot einen freundlichen Anblick. Das Wetter hatte sich eben schön aufgehellt. Die Bürger und Damen von Chri-

stiania kamen zahlreich die breite Straße hinauf und belebten in wechselnden Gruppen, über denen buntfarbige Sonnenschirme flatterten, die hübschen Gartenanlagen, die den ganzen Hügel umgeben, die zwar noch im Werden begriffen, auf dem harten Felsen doch etwas zauberhaftes haben. Man sieht von hier aus schon Hochgebirge durch die Lücken der näherliegenden Berge. Von den Zinnen des Schlosses reicht, bei klarem Wetter, der Blick bis an die ewigen Schneespitzen des Oberlandes. Neben dem Schloss liegt, unter Ziersträuchern, ein Schweizerhäuschen. Die Fahne flattert darauf; es war das Lokal der Schlosswache. Eben zog mit fliegender Standarte und unter heller Musik die heutige Ablösung den Schloßberg hinan. Unter die geputzten Städter mischten sich Bewohner entfernter Thäler, die zum Theil in Geschäften, zum Theil auch nur, um den persönlich beliebten König zu sehen, nach der Hauptstadt gekommen waren, manche vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben. Die grünen oder schwarzen Jacken mit buntgestickten Kragen nehmen sich ganz gut aus. Sonderbar kommt dazwischen auch ein lang und spitz geschoßter Frack vor, der in gewissen Bezirken bei festlichen Gelegenheiten getragen wird.

Die alten Maler gaben ihren Bildern mitunter einen Goldgrund, hier war umgekehrt ein hellschimmerndes Gemälde auf einen düstern Grund gezeichnet.

Die alte Stadt Opslo ist 1056—58 von Harald Haarbraade erbaut. Sie brannte später größtentheils ab und wird jetzt als eine Vorstadt von Christiania angesehen. Christian IV. entwarf gleich nach dem Brande, 1624, den Plan zum Neubau; er befand sich eben in Norwegen, um sich über die Kongsberger Silberminen durch eignen Augenschein zu informiren. Christian, der Norwegen liebte und dessen Verdienste dort auch jetzt noch anerkannt werden, wie denn, trotz der stiefmütterlichen Behandlung, immer noch viel Sympathie für Dänemark in den Normännern lebt, Christian steckte selbst, im September 1624, die Straße der neuen Stadt ab, die seinen Namen tragen sollte und trägt. Seine damaligen Verfügungen haben etwas Russisches an

sich. Christian erinnert auch sonst oft an den Czar Peter I. Die Bewohner von Drammen und Mor sollten hierher übersiedeln, sonst würde man ihnen ihre Häuser abbrechen. Ein bestimmter Bezirk durfte sein Holz nur hier verkaufen, nirgends durfte sich Jemand niederlassen, wo er dem Handel Chistiania's nachtheilig operiren könnte. So wuchs die Stadt schnell, nach hundert Jahren wohnten in ihr 550 Familien, die Einwohnerzahl betrug 1814: 10,000, nach der letzten, mir bekannten Zählung von 1845: 32,000, wobei aber die Vorstädte mitgerechnet sind.

Das Schloss, Kongeboligen, d. i. Königswohnung, benennt es der Plan meines Wegweisers, hat von den einzelnen Gebäuden der Stadt das meiste Interesse. Th. Mügge ist auch hierin unglücklicher als ich; mir hat es ganz gut gefallen und schien mir namentlich durchaus zu der Umgebung gut zu passen, was doch die Hauptsache ist. Es bildet ein reguläres Viereck. Das Hauptgebäude, mit einem Portal von jonischen Säulen, wendet sich genau nach der, tief durch die Stadt gehenden Hauptstraße der Stadt, die sich allmälig bis an den Fuß des Schlossberges weiterbauen wird. Nach den Bergen zu stoßen im rechten Winkel zwei Flügel daran, die durch niedrige Gebäude und ein eisernes Gitter geschlossen sind. Das Ganze steht einfach und anspruchlos aus, ich möchte sagen, bürgerlich. Die innere Einrichtung soll dem äußern Ansehn entsprechen. — Den Plan hat Schinkel geprüft und verbessert.

Die Geschichte des Schlossbaus ist interessant. Es war vom Storthinge 1822 eine, für ein Land, dessen jährlicher Etat eine Million achtmalhunderttausend Speziesthaler, d. h. 2,700,000 Thaler preußisch beträgt, beträchtliche Summe, 150,000 Speziesthaler, zum Ausbau der alten königlichen Wohnung bewilligt, die einen Privatmann mit großer Familie, etwa neunmal beherbergt hätte. Mir fällt bei den großen Räumen der vornehmen Herren immer Benjamin ein, dem sein Bruder Joseph immer dreimal soviel vorlegte, als den andern Brüdern. Benja-

min war keineswegs ein Vielfraß und die übigen wurden auch satt, Joseph wollte seinen Liebling nur in der Weise ehren.

Bernadotte wählte selbst den Platz der neuen Wohnung aus, und zwar mit großer Umsicht. Ich glaube nicht, daſſ dieses je und von Jemandem bezweifelt ist. Aber freilich war es recht auffallend, daſſ man sich in ein so großartiges Unternehmen mit einem, ein für allemal bewilligten Kredit von 150,000 Speziesthalern einließ. Der Berg wurde durch Sprengung planirt. Allein zur Ausfüllung der Vertiefungen wurden 8000 Kubikfaden Stein gebraucht. Am 12. Oktober 1825 legte Karl XIV. Johann selbst, den Grundstein da, wo künftig der Altar der Kapelle zu stehen kommen sollte. Es wurden die Keller angefangen und einige Materialien beschafft, dann bewies man 1825 dem Storthing, daſſ man bereits 180,000 Speziesthaler verausgabt hätte. Der Storthing fand die Rechnung richtig, doch wunderten sich die einfachen Leute nicht wenig und verlangten vor allem eine Modifizirung des Bauplanes und eine genaue Kostenveranschlagung. Der König verzichtete vorläufig und noch 1831 wurde eine Aenderung des Risses versprochen. Indessen ließ sich voraussehen, daſſ ein solcher Anfang und ein solches Verfahren zu dem jetzt sichtbaren Resultate führen würde. 1848 ist, um die Sache kurz zu fassen, das Schloſſ fertig geworden und es kostet 680,000 Speziesthaler, d. h. mehr als eine Million nach unserm Gelde, beinahe die Hälfte eines Jahresbudgets. „Wie ich den König Oskar kenne," sagte ein Norweger zu mir, „so wirds ihm schwer geworden sein, das Schloſſ zu bewohnen." Der König bezieht nicht voll hundertundfunfzigtausend Thaler Civilliste aus Norwegen.

Man mache der norwegischen Nation nicht den Vorwurf der Knauserei. Der Storthing hat, damit ich nur einige Beispiele des Gegentheils anführe, vor einiger Zeit 300,000 Thaler zum Ausbau der Domkirche in Drontheim bewilligt. Es galt die Wiederherstellung eines alten Gebäudes, das in seiner Art einzig im Norden ist. 1834 wurde ein Goldschmuck gefunden, der wahrscheinlich zu einer alten Götzenstatue gehörte. Der Stort-

hing kaufte ihn für 2000 Thaler und schenkte ihn der Universitätssammlung. — Das dauerndste Denkmal, das sich die „Bauernregierung" gesetzt hat, ist aber unstreitig das neue Universitätsgebäude, das heute wohl schon vollendet sein mag. Man hat, bevor der Plan ganz festgesetzt war, auch vorgeschlagen, die Universität mehr nach dem Innern, etwa nach Lillehammer, am Mjösensee, zu verlegen. Die Idee hatte viel für sich. Lieferte der nördliche Theil Norwegens auch weniger Studenten, so waren sie dort um so nothwendiger und man hatte um so mehr Grund, auf sie Rücksicht zu nehmen. — Als ich später in den abgelegenen Thälern junge Männer traf, die von den Ferien nach Christiania heimkehrten und mit den Bauern verkehrten, habe ich mich gefreut, dass man diese scheinbar unbedeutende Propaganda neuer Gedanken nicht durch Verlegung der Universität in ihrem unbewussten Wirken störte. — Solche Missionsreisen sind beifallswerth. Ich bemerke dabei, dass man in Norwegen altmodischerweise mehr darauf aus ist, Männer zu erziehen, während man sich in kultivirteren Ländern mehr auf die Fabrikation von „Wunderkindern" legt. Durchschnittlich sind die Studenten über zwanzig Jahr alt. — Die Universität von Christiania ist ganz und gar eine Volksschöpfung. Wenn ich meine Leser nicht ausdrücklich auf Blom's vortreffliches Buch über Norwegen verwiesen hätte und wenn es mir Raum und Zeit erlaubten, würde ich es mir nicht versagen, die Geschichte ihrer Entstehung zu erzählen. — Es studiren jetzt dort etwa 600 junge Männer. Sie zeichnen sich vor den übrigen Einwohnern der Stadt höchstens durch freundliches Entgegenkommen gegen den Fremden, durch das Verstehen seiner Sprache und durch heitere Lebensfrische aus. Sie gehören in einen Verband, schaffen sich eine Bibliothek von Büchern, die aus der übrigens auch liberal genug geöffneten Bibliothek der Universität, die sich in Rücksicht der Raritäten vor ihren Schwestern vortheilhaft dadurch auszeichnet, dass sie zunächst ihr Augenmerk auf das Koursirende richtet, nicht häufig genug entnommen werden können, geben eine eigne, recht tüchtige Zeitschrift heraus und — sind über manches Vorurtheil der

deutschen Universitäten von vorn herein weg. Ich fragte nach Duellen. „Wir beleidigen uns nicht," sagte ein Student. „Ein Scherz in munterer Gesellschaft wird nicht übel vermerkt, eine unbedachte Aeußerung richtig gedeutet und im Nothfall entscheidet das ordentliche Gericht, auf wem die Schande des ausgesprochenen bösen Wortes hafte. Ein besonderes Gericht haben wir nicht." — Die Lehrer sind wenigstens so gestellt, daß sie von dem regelmäßigen Einkommen, in dem ziemlich theuern Christiania, leben können; Honorar wird für die Vorlesungen nicht bezahlt. — Die Museen beschränken sich hauptsächlich auf Vaterländisches, sind aber auch sonst für den Unterricht völlig ausreichend und sauber gehalten, wie instruktiv geordnet. — Das neue Gebäude ist darauf eingerichtet, außer den Hörsälen auch geeignete Räume für die sonstigen akademischen Anstalten und Sammlungen darzubieten. Es liegt dem Schlosse ziemlich nahe; man konnte sich von dem Ganzen noch kein vollständiges Bild machen, da das Haupthaus noch in den Gerüsten steckte, doch sieht man jetzt schon die würdevolle Haltung des Aeußern, wie man sich von der zweckmäßigen Einrichtung des Innern einen Begriff machen kann. —

Die Universität besitzt, wie viele Schulanstalten, eigenes Vermögen. Die von den einzelnen Storthing's bewilligten Summen sind nur als Aushilfe anzusehen und belaufen sich durchschnittlich auf 30,000 Speziesthaler.

Wenn ich auch kein Finanzier bin, so interessirt mich doch die finanzielle Lage Norwegens ungemein. Der Staat besteht auf dem Grunde seiner gegenwärtigen Verfassung seit 1814. Die Schuldenlast war damals verhältnißmäßig so drückend, die Verwirrung unüberwindlich, die Kräfte erschöpft. Denken wir uns, daß Norwegen von Dänemark als eine auswärtige Provinz angesehen wurde, daß alle Finanzverhältnisse geheim gehalten wurden, daß Norwegen gar keinen besondern Staatshaushalt hatte, und daß ein Krieg zu erwarten war. Von dem auswärtigen Kredit giebt die erste, mühsam genug erlangte Anleihe eine Vorstellung. Die Gebrüder Benecke in Berlin gaben 1819,

am 22. Dezember — es war ein rechter Wintersanfang — 900,000 Rthlr. Hamburger Banko, mit einem Kapitalabzuge von 33⅓ pCt. und 5 pCt. jährliche Zinsen und Zurückzahlung in 20 Jahren, d. h. Norwegen sollte für 600,000 Thaler, die es wirklich empfing, 1,800,000 Thaler bezahlen.

Beim Schluss des Jahres 1839 ergab die amtliche Uebersicht, dass die Passiva des Staats durch seine Aktiva nicht allein gedeckt würden, sondern dass ein sicher kapitalisirbarer Ueberschuss von fast zwei Millionen Speziesthaler sich herausstelle.

Zieht man nun in Betracht, dass während der Zeit für Nationalbauten, für Schul-, Medicinal- und andere Einrichtungen, für die Universität, für trigonometrische Messungen, zur Anschaffung von Kunst- und Naturmuseen u. s. w. u. s. w. alljährlich beträchtliche Summen veranschlagt und gezahlt wurden, so kann man nur auf ungeheure Erpressungen bei den einzelnen Staatsbürgern schliessen und doch haben auch solche nicht stattgefunden.

Es hat allerdings, namentlich in der ersten Jugend des neuen Staates, manches harte Opfer gebracht werden müssen, die Hauptsache ist aber, durch sehr geschickte und umsichtige Operationen, der Staatsregierung gelungen. Ich weiss nicht, ob die Bereitwilligkeit bewundernswürdiger ist, mit der man Alles gab und that, was das Wohl des Vaterlandes und die Freiheit der Nation verlangte, oder das unerwartete Hervortreten so bedeutender Finanztalente. Ich für meine Person würde mir unbedenklich eher jedes mögliche Opfer zutrauen, als auch nur einen einzigen vernünftigen Gedanken, der in solchen Labyrinthen zum Ariadneknäuel werden könnte.

Die ältere Besteuerung des Landes ruhte eigentlich nur auf dem Landeigenthume und war unter allerlei Titeln ein sehr verwickeltes Gewebe. Die Steuerberechtigungen waren so weitläufig und schwierig, dass es eines besondern Studiums bedurfte, die Richtigkeit derselben zu kontroliren. Der Bauer selbst bezahlte, weil er musste, ohne irgend ein Verständniss. Alle diese direkten Steuern wurden von 1816 bis 1836 in langsamen Nachlassen aufgehoben.

Man ist in Norwegen selbst der Meinung, daſſ es ein miſſlicher Versuch war, einen Staatshaushalt aus lauter indirekten Steuern zu bestreiten. Im Nothfall aber wird eine angemessene und übersehbare direkte Besteuerung sich unter einem Volke leicht einführen lassen, das seine Staatsausgaben selbst in der Hand hat.

Der Staat besitzt außer dem Kongsberger Silberbergwerk noch bedeutendes Grundeigenthum, das man indessen nach einem sehr vernünftigen Prinzip allmälig an Privatpersonen veräußert, in deren Hand es sicherlich mehr Gewinn für das Ganze und die Einzelnen bringt.

Den oft gehörten Gemeinplatz, daſſ eine Konstitution ein theures Ding sei, dürfte man in Norwegen wenigstens nicht aussprechen, ohne für etwas närrisch gehalten zu werden.

Doch ich lasse meine Leser unbillig lange vor dem königlichen Schlosse stehen; ich stand übrigens auch lange da und sprach mit einigen dänischen Herren. Ein Bauer aus dem Bergenstift trat zu uns, grüßte uns nach der Weise der herzlichen Bergbewohner und fragte unbefangen nach allerlei ihm unbegreiflichen Dingen. Es ward den Dänen nicht ganz leicht, seinen Dialekt zu verstehen; sonst ist die norwegische Sprache nur in der Aussprache, nicht lexikalisch von der dänischen verschieden. Die geputzten Hofschranzen, von denen der König doch einige mitgebracht, die blanken Orden und Sterne auf der Brust mancher schwedischen Großen, vor allem aber die königlichen Bedienten, die in blauer, mit Silber verzierter Uniform sich in den Fenstern lümmelten oder sonst herumstießen, waren ihm Gegenstände der Verwunderung. Es giebt jetzt auch einen norwegischen Löwenorden, den der König beliebig an Ausländer und mit Zustimmung einer einheimischen Kommission auch an Norweger ertheilen kann. Darüber wuſſte der Bauer Bescheid; aber von der eigentliche Funktion der Bedienten konnte er sich lange nicht eine ordentliche Vorstellung machen. Er mochte wohl zu Hause einen Knecht haben, mit dem er seine Arbeit und sein Brod theilte, aber ein solcher Diener, der ausdrücklich nur das für

mich thut, was ich nicht thun mag! — Ich bemerkte, dass der Mann von uns fort noch näher ans Schloss ging und sich die Leute mit mitleidigem Kopfschütteln ansah. Er mochte sich wundern, dass sie in solcher Lage noch so vergnügt sein konnten und bloß so sehr langweilig aussahen.

Es ist übrigens charakteristisch, dass der gemeine Norweger bei den mancherlei Reibungen zwischen der Krone und der Volksvertretung niemals die Person des Königs angreift. „Der König ist ein so guter Mann, aber die Herren um ihn stellen ihm die Sache nur so verkehrt vor." — Das ist gewiss eine sehr natürliche und richtige Folge der Ministerverantwortlichkeit im konstitutionellen Staat; auch haben die Leute, namentlich bei Bernadotte, sicherlich Recht gehabt: da er die Landessprache nicht verstand, so gingen die norwegischen Angelegenheiten durch die schwedischen in die französische Sprache über, was schon an sich misslich ist.

Wie übrigens der König von Norwegen sich oft über unbedeutende Dinge mit einer Nation, die sich ihrer Rechte so ruhig bewusst ist, in einen unmöglich zum Sieg führenden Streit einlassen kann, darüber wundert man sich mit Fug und Recht. Diese ohnmächtige Opposition hat etwas Unwürdiges in der Erscheinung und dient nur dazu, die Spaltung zwischen den Nationen immer tiefer zu machen.

So ist z. B. der 17. Mai der Jahrestag der Annahme des norwegischen Grundgesetzes, durch den außerordentlichen Storthing von 1814, und wird in der Heimath und im Auslande von jedem Norweger gefeiert. Die Soldaten aber und die Beamten, die von der Regierung abhängig sind, enthalten sich an diesem Tage aller Freudenbezeugungen, an denen die übrigen, z. B., die Zollbeamten, Theil nehmen. Die Krone will den 4. November gefeiert wissen, an dem Karl I., so sollte Bernadotte in Norwegen eigentlich heißen, die Verfassung seinerseits annahm.

Wichtiger war der Kampf um Abschaffung des Erbadels. Der erste Verfassungsentwurf vom 17. Mai 1814 hatte darüber geschwiegen; der ordentliche Storthing von 1815 beschloss dieselbe.

Es waren damals nur wenige adlige Familien im Lande, und diese durch ihre Vermögenslage wenig geeignet, den Adel im Großen zu konserviren. Der König verweigerte seine Beistimmung. Als 1818 derselbe Beschluss in beiden Abtheilungen der Storthings durchgegangen und abermals von Seiten des Königs nicht bestätigt war, so musste das Jahr 1821 entscheidend werden, da bekanntlich in Norwegen der Krone nur das aufschiebende Veto zusteht. Von beiden Seiten nahm man die Sache sehr ernstlich, was sie auch in der That war. Schweden zeigt am deutlichsten, was der Adel als Klasse werden kann, und Norwegen ist wieder das Beispiel eines Volkes, das nur aus einer einzigen Klasse besteht. Bernadotte kam selbst nach Christiania, er sammelte ein manövrirendes Heer an der Reichsgrenze. Das Gesetz ging abermals glänzend durch beide Abtheilungen der Volksvertretung, in welchem Fall „die Genehmigung des Königs vorausgesetzt wird" und der Beschluss Gesetzeskraft hat. Man sagt, dass ein Gesandter des russischen Hofes und der nordamerikanischen Freistaaten Einfluss auf den Entschluss des Königs gehabt hätten, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen. —

Ein Storthingsmann erlebte damals eine hübsche Anekdote. Er mag ungefähr dem Bauern ähnlich gewesen sein, mit dem wir vorhin sprachen. Der König ließ ihn mit mehreren andern Mitgliedern des Storthings zur Tafel laden. Ich weiß nicht, ob es auch in Norwegen in solchen Fällen „befehlen" heißt. Der Bauer ging zum Könige hin und sagte: „Für heute habe ich schon einem guten Freunde versprochen mit ihm zu essen, aber ich werde morgen zu dir kommen." — Man setzt hinzu, dass Bernadotte ganz ernsthaft auf den naiven Vorschlag eingegangen sei.

Das Schloss liegt im Nordwesten der Stadt. Den Schlossberg hinan führt ein chaussirter Weg, an den sich Karl Johann's Gade schließt, welche Straße eine Fortsetzung von Oester Gade ist. Man hat somit vom Portal des Schlosses einen geraden Weg von 2500 Schritt vor sich. An der Karl Johann's Straße, die noch nicht vollständig bebaut ist, soll die eine Seite aus

Promenaden und Baumpartien bestehen. Die neuen Häuser sind recht hübsch, im modernen Stil, so nach Berliner Art gebaut. Die Universität nimmt hier ein großes Quartier ein. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind ohne besondern Charakter, sie durchschneiden sich regelmäßig in rechten Winkeln, sind ganz gerade und vierzig Fuß breit; die Häuser gleichförmig und im Ganzen gut gebaut. Als besonders Auffallend wüsste ich nichts zu nennen, als etwa die nicht eben schöne Sitte, an der Außenwand mit großen eisernen Klammern, Zahlen und Namen anzubringen.

Vielleicht ist die Baulust erwacht; dann könnten füglich für die unschönen, wenn auch zweckmäßigen Laufbrunnen an den Ecken schöne Steinbassins eingerichtet werden, das würde der Stadt ein festlicheres Ansehn geben.

Die Vorstädte sind für den mit schwedischen Städten nicht Vertrauten auffallend. Es sind winklige, schmutzige Straßen, man klettert bald auf unebenen Felsen, bald sind übergelegte Bretter der einzige Schutz gegen das Versinken in den bodenlosen Morast. Die Häuser sind klein und von Holz. Man nennt im gewöhnlichen Leben manche Parthien nach den Namen der afrikanischen Raubstaaten Algier, Tunis u. s. w. Die Sittlichkeit ist da von besonderer Art, und man warnte mich sogar mich allein des Abends in diese Parthien zu vertiefen. — Die neuangelegten Straßen, besonders nach dem Schlosse zu, bestehen aus Gärten und zum Theil aus großen, stattlichen Gebäuden.

Die Festung Agerhuus bietet prachtvolle Prospekte nach der Stadt, dem Meerbusen und den Bergen. Die zum Theil mit schweren Ketten belasteten, halb braun und halb grau gekleideten Verbrecher arbeiteten zahlreich im Freien. Sie schienen gut gehalten und eigentlich nur wenige von ihrem Geschick gebeugt. Ob die Schaustellung der Strafe besonders vortheilhaft auf die „Sklaven" und auf das Publikum wirkt, weiß ich nicht. Erfreulich ist der Anblick nicht, ich gönnte den armen Leuten ihre Bewegung in freier Luft. Uebrigens sind die schwereren und bösartigern auch eingeschlossen.

Die Umgegend von Christiania ist in geologischer Hinsicht von dem höchsten Interesse. Es war unser Landsmann Leopold von Buch, der zuerst das größere Gelehrtenpublikum darauf aufmerksam machte. Gegenwärtig hat Keilhau, Professor der Naturwissenschaften in Christiania, seine Ansichten über diese Verhältnisse ausführlich veröffentlicht. Das Buch „Versuche einer Geognosie Norwegens,“ 3 Hefte in Folio mit Karten und Profilen, ist 1850, im Verlag des Buchhändler Dahl in Christiania erschienen und in Leipzig gedruckt. Keilhau hat es Alexander von Humboldt dedicirt. Dass er mit Hilfe eines Freundes in deutscher Sprache schrieb, erklärt sich aus dem geringen Absatz, den ein solches Werk im Inlande finden würde und aus der Anerkennung, die deutsche Wissenschaftlichkeit im Norden findet. Wer sich in den drei nordischen Reichen für solche Dinge interessirt, ist auch unserer Sprache mächtig. Keilhau, der mit einer für den Deutschen unbegreiflichen und überraschenden Gefälligkeit mir im Museum und sonst seine Ansichten so sorgfältig erläuterte, als es meine geringen Vorkenntnisse erlaubten, spricht selbst das Deutsche vollkommen geläufig und richtig; und doch muss Undank mitunter solcher Mühe Lohn gewesen sein. Als ich beim Abschied ihm herzlich für die erhaltene Belehrung dankte, sagte er: „Nun, blamiren sie uns nur nicht, wenn sie nach Hause kommen.“ —

Keilhau's Ansicht weicht in wichtigen Punkten von der Buchschen Theorie ab, und ich kann es nicht wissen, in wiefern es ihm gelungen ist, auf die Umgestaltung der herrschenden Ideeen Einfluss zu üben. Soviel aber wird auch dem Laien klar, dass die Beobachtungen mit der äußersten Sorgfalt und Gründlichkeit und ohne im Voraus gefasste leitende Meinung angestellt sind. —

Es ist die eigenthümliche Modifikation des in Schweden beobachteten Hebungsphänomens für Norwegen und ein von andern Gebirgsländern durchaus abweichendes Schichtungsverhältniss, was den norwegischen Geologen so viel zu denken giebt. Die

von Keilhau gesammelten, zum Theil selbst angestellten Beobachtungen geben etwa folgendes Resultat.

So unläugbar die Hebung der Küste im bottnischen Meerbusen und in der Gegend von Göteborg und Uddewalla ist, so widersprechend werden die einzelnen Anzeichen an der Westküste der skandinavischen Halbinsel. Manche Punkte haben sich offenbar in verhältnißmäßig neuer Zeit gehoben, andere ihr Niveauverhältniss nicht verändert, an verschiedenen Punkten scheint eine Senkung stattgefunden zu haben. Der südliche Theil von Norwegen liegt jetzt höher als früher über dem Meer, der nördliche hat sich trotz mancher entgegenstehenden Behauptungen nicht erhoben.

Man sollte meinen, dass, wenn die Hebung so bedeutend wäre, als man es behauptet hat und selbst, als man es in Schweden weiß, so müssten die Strandfischer darüber Auskunft geben können. Bedenken wir, dass das ganze Erbe, das der Sohn vom Vater erhielt, die genaue Kenntniss des kleinen Küstenstrichs ist, auf den sich sein Fischfang beschränkt, und dass eine ganz spezielle Kunde von der Tiefe jeder einzelnen Stelle, von der Gefahr, die jede halb vom Meer bedeckte Klippe droht, durchaus nothwendig scheint; so wäre eigentlich nicht anzunehmen, dass auch nur ein Zoll Erhebung oder Senkung in einem oder in einigen Menschenaltern unbemerkt bleiben könnte.

Und doch stimmen ganz unzweifelhafte anderweitige Anzeigen sehr oft gegen den entschiedenen Ausspruch der erfahrensten Fischer. Im Allgemeinen scheint es bei ihnen als Sage gleichsam verbreitet zu sein, dass sich das Ufer und die Klippen erheben, die Zwischenfahrten zwischen den Felsen enger und seichter werden.

Unter den historischen Denkmalen aus alter Zeit, die man befragen kann, sind besonders die ehemaligen Schiffslager von Wichtigkeit. Es sind dies schmale Gräben, in denen man beim Anlanden die Schiffe in Sicherheit brachte. Man findet sie ziemlich zahlreich am Strande und die jetzigen Uferbewohner richten noch ganz ähnliche Anstalten ein.

Wie sorgsam Keilhau's Untersuchungen sind, zeigt uns

jedes Wort seiner Mittheilungen; ich hebe nur aus, was er über das Kap Lindesnäs sagt, das Norwegen's südliche Spitze bildet.

Die Halbinsel Lindesnäs, an deren südlicher Seite das Vorgebirge gleichen Namens liegt, und die aus Gneus besteht, ist durch eine Landenge — etwa 800 Fuß lang — mit dem festen Lande verbunden, die sich etwa 9 bis 10 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Die Landenge führt den Namen „Spangereid," den die Tradition von einem Könige Spang ableitet, ohne für die historische Feststellung irgend ein Datum oder auch nur die Periode seiner Herrschaft anzugeben. An der Landenge befinden sich viele Grabhügel, wie sie in Norwegen Kjämpehöer (Riesenhügel) genannt werden. Einer davon wird König Spang's Grab genannt, sein Fuß ist nicht um zehn Fuß über dem Meer. Im 9ten Jahrhundert sprach man schon von Spang als einem Könige der Vorzeit. Der Hügel ist also sicher über tausend Jahre alt und der Isthmus kann sich hier wenigstens nicht beträchtlich gehoben haben.

An der Südostseite liegen alte Schiffslager an einem sanft gesenkten Abhange. Die ganze Einrichtung ist noch deutlich erkennbar, eine Versandung hat also nicht stattgefunden. Der höchste Punkt liegt ohngefähr 15 Fuß über dem Meer und 600 Fuß vom Strande entfernt; soweit transportirte man die Fahrzeuge schwerlich. Man findet etwa 200 Schritte näher an dem Strande ein zweites Lager; vielleicht wurde dies eingerichtet, als das alte durch die Hebung des Bodens unbrauchbar wurde.

Man hat die Nachricht, daß die Flüsse Lister und Mandal, nicht weit von der Halbinsel Lindesnäs, im 16ten Jahrhundert viel weiter schiffbar waren, als jetzt. In der alten Kirche Holme, erbaut 1565, eingerissen 1824, fanden sich bemalte Fensterscheiben mit der Jahreszahl 1604. Dieselben stammten von holländischen Schiffern, hierher geschenkt, welche hier ihre Schiffe mit Holzwaaren beluden. Jetzt reicht die Schifffahrt nicht so weit. Eine Versandung des Flußbettes ist aus lokalen Ursachen nicht wahrscheinlich, wenigstens kann sie nicht allein eine solche Verflachung der Wasserstraße veranlaßt haben.

Der gelehrte Jessen, der sein Buch über die Niveauveränderung dieses Küstenstrichs 1763 schrieb, führt mancherlei Traditionen der Fischer an, die durchaus für die Erhebung sprechen. Dagegen hat man gegenwärtig keine Spur von dergleichen Nachrichten mehr bei den ältesten Leuten der Gegend gefunden.

Ich wiederhole es, dass ich dies Beispiel nur anführe, um die Art der geführten Untersuchung anschaulich zu machen, nicht etwa um das geologische Phänomen zu beweisen oder zu bestreiten.

Ganz unzweifelhaft ist es, dass das Meer in einer Zeit, die aber vor der Menschengeschichte liegt, sich in der Richtung des Meerbusens von Christiania viel weiter ins Land erstreckt habe, als jetzt. Die ganze Gegend bis ans Hochgebirge war, mit Ausnahme der höhern Berge, die Skärenartig hervorragten, überfluthet. Man findet in beträchtlicher Höhe an den Bergen um Christiania die Gehäuse der Bohrmuschel, die genau nur da wohnen, wo die Fluth sie eben noch erreicht, wie man es noch auf den kleinen Inseln um Christiania sehen kann. Tief im Lande findet man Muschelablagerungen von beträchtlicher Ausdehnung. Die vollkommen erhaltene Gestalt mancher Gehäuse, z. B. der sehr zerbrechlichen Schneidemuschel zeigt an, dass das Meer hier lange Zeit ruhig gestanden haben muss.

Der englische Geologe Lyell, der ausdrücklich um seine Zweifel in Betreff des merkwürdigen Phänomens an Ort und Stelle zu prüfen, nach Skandinavien gereist war, und der vollständig davon überzeugt, dass es mit der Hebung seine Richtigkeit habe, und dass die Gegend um Göteborg 1834 gegen fünf Zoll höher über dem Meere liegt, als 1820, sucht die Erscheinung durch die verschiedene Ausdehnung zu erklären, die verschiedene Gebirgsarten bei gleichen Hitzegraden erfahren. Wenn man z. B. rothen Sandstein und feinkörnigen Granit in ein und denselben Ofen erwärmen wollte, würde der erstere sich doppelt soviel ausdehnen, als der letztere. Nimmt man nun im Innern der Erde eine sehr starke Gluth an, wozu man wohl berechtigt ist, so würden die sich verschieden ausdehnenden Gesteinschichten auf der Oberfläche der Erde sehr verschiedene Be-

wegungen veranlassen. So hängten vermuthlich die Hebung der skandinavischen und die erweisbare Senkung der grönländischen Halbinsel durch unterirdische Ursachen zusammen.

Keilhau hat auf seiner Karte durch sinnreiche Bezeichnungen das Steigen und Fallen der Schichten in den schieferartigen Grundgebirgen Skandinaviens angedeutet. Die Schichten des Gneuses stehen meist vertikal oder doch nahe daran. Dieser Umstand und die fortlaufend gleichmäßige Richtung in sehr weiten Strecken hat ihn zu dem Schluss veranlasst, dass diese Gebirgsart sehr weit nach dem Innern der Erde hineinreiche, dass es vielleicht weiter gar keine Schichtung unterhalb derselben gebe, sondern das der Gneus unmittelbar auf der innern Erdmasse stehe. Die Lyellsche Ansicht modifizirt sich danach; doch muss ich bemerken, dass die Versuche, auf die Lyell sich stützt, nicht wiederholt sind und wegen der schwierigen Bestimmung hoher Wärmegrade auch nicht unbedingt zuverlässig genannt werden können.

Aber die Umgegend von Christiania bietet auch für die Lagerungstheorie der verschiedenen Gebirgsarten wichtige Data. Die verschiedenen Gesteine liegen dabei so offen zu Tage, dass man mit Leichtigkeit die überraschende Lagerung beobachten kann. Porphyr in mächtigen Bergen auf versteinerungsvollem Kalkstein gelagert; auf diesem Porphyr ein Syenit, der fast nur aus grobkörnigem Feldspath besteht und auf gleiche Art ein Granit, in seiner Zusammensetzung vom Granit der ältesten Gebirge durchaus nicht verschieden. Granit über Versteinerungskalk! Granit als ein Glied der Uebergangsformation.

Nach Keilhau's Meinung sind diese Massen auf einmal entstanden und liegen weder über, noch unter den benachbarten geschichteten Formationen, sondern sind in stehenden Schichten neben einander gestellt. Wo die sekundären Gesteinbildungen jene Massen berühren, ist eine Metamorphose eingetreten; der schwärzliche Versteinerungen führende Kalkstein ist in weißen krystallinischen Marmor, der Thonschiefer in Kieselschiefer und Jaspis umgewandelt, und diese Umwandlungen, die sich mit der Entfernung

von der Hauptmasse vermindern, lassen sich ziemlich weit verfolgen. In der Linie dieser Berührung findet man besonders die Eisenerze, die in jenen Bezirken bearbeitet werden. Der Porphyr und Mandelstein, wie einige basaltische Gesteinbildungen, sind mit dem Granit und den Kalksteinschichten nicht gleichen Ursprungs, liegen mehr an der Oberfläche und gehen nicht abwärts durch die sekundäre Formation, sondern ruhen nur in Schichten darauf und es findet bei der Berührung keine Metamorphose statt.

Da ich mir auch Leser wünsche, die den Unterschied zwischen Granit und Gneus nicht kennen, so wäre es unbarmherzig, wenn ich sie länger steinigen wollte.

Vestfjorddalen.

Njord, Nachfolger Odins, herrschte während des goldnen Zeitalters im Norden. Seine Gemahlin war Skade, die Tochter des Jetten Thiasse, in den Gebirgen Trymhjems geboren.

Njord: Satt bin ich der Felsen!
Kurz war mein Verweilen,
Nur der Nächte neun.
Doch das Heulen des Wolfes
Dünkt mir zu scheuslich
Gegen der Schwäne Gesang.

Skade: Nimmer konnt' ich schlummern
Hier am Meergestade,
Vor dem Vogellärm:
Mich weckt jeden Morgen
Ufermöven-Schrei.

Die meisten Reisenden durchschneiden Norwegen der Länge nach von Christiania nach Trondhjem (Drontheim). Man bleibt da stets auf der gut gebahnten Straße, findet auf dem Mjösensee sogar Dampfschiffe und es giebt überall Erfrischungen und Bequemlichkeiten, wie man sie billigerweise nur verlangen kann.

Will man indessen Schöneres sehen und mehr Neues, will man auch das Volk in seiner Unberührtheit kennen lernen; so thut man wohl, sich in die abgelegenen Thäler zu vertiefen. Da freilich sind der Beschwerden und Gefahren mehr; und „Entbehren sollst du, sollst entbehren!" ist „jeder Stunde heiserer Gesang." Dafür hat man denn aber doch auch Norwegen gesehen und nicht bloß Landstraßen.

Die der Hauptstadt näherliegenden Parthien, namentlich die Reise nach dem Ringerige, machen Fremde oft mit einem Lohn-

dienen. Wer solche Knechte kennt, wird sie gern entbehren. Ich zog es indessen vor, entweder allein oder mit irgend einem zufällig aufgefangenen Gefährten umherzuziehen. Es ist eine trostlose Sache, wenn man solche lohndienerliche Interpreten neben sich hat. Wenn ich einen fremden Dichter mit der beigedruckten Uebersetzung lese, suche ich mich, so gut es geht, durchs Original zu schlagen.

Reisegefährten haben freilich auch ihr Missliches. Sie erinnern oft genug an den kleinen lahmen Greis im orientalischen Mährchen, der dem Seefahrer Sinbad aufhockt und ihn nicht loslässt. Ich hatte im Ganzen Glück.

Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

sagt Mephisto zwar; aber die rein vernünftigen Leute haben durchschnittlich namentlich auf der Reise viel Langweiliges. Sie gleichen der geraden Linie, von der die Mathematik nichts zu sagen weiss, als eben dass sie gerade ist. Dagegen die krummen Linien! was bieten die für Abwechselung dar und wie interessant ist es für den Mathematiker, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Man erspart auf ebenen und kurzen Stationen etwas an dem Gelde für's Fuhrwerk, wenn man zu zweien mit einem Pferde reist. Im Ganzen ist der Unterschied nicht gross.

So reich Norwegen an grossartigen Naturschönheiten ist, so interessant das Reisen dort auch sein mag, die Beschreibung von alledem müsste etwas Eintöniges haben: Felsparthien, Hochgebirge, Wasserfälle, einfache Landleute in stillen Gehöften u. s. w. Es ist schon sehr schwer, sich nach einer blossen Beschreibung von einem bestimmten Wasserfall ein deutliches Bild zu machen; wird nun aber ein Dutzend beschrieben, so muss die Sache hinreichend langweilen, und wenn man den einen auch „brausen", den andern „donnern" lässt, diesen „eine sich vom Felsen herabwindende Silber-Schlange", jenen „ein flimmerndes Funkenband" nennt. Man sieht sich nicht satt daran, freilich! Jeder hat seine besondere Schönheit, seinen festen Charakter; ich habe

bis gegen das Ende meiner Reise hin manchen Umweg gemacht, um einen neuen Wasserfall zu sehen und ich hätte auch Umwege gemacht, um einen mir schon bekannten wieder zu begrüßen. Aber beschreiben mag ich's nicht, weil ichs bei Andern nicht lesen mochte. — Ganz ähnlich verhält sichs mit allen übrigen Dingen, die man auf einzelnen Touren sehen und beobachten kann. Nationaltrachten und Sitten sind in den einzelnen Thälern verschieden, aber unter den Blättern einer Linde giebts auch nicht zwei, die einander vollkommen gleichen.

Darum gebe ich meinen Lesern nur die Schilderung eines einzigen Thals, die Geschichte weniger Tage.

Wir erreichten noch bei guter Tageszeit die Station Förslande in Tellemarken und dachten noch vor der Nacht bis Tindhuset am Tindsee zu kommen. Nach der Karte betrug die Entfernung etwa eine deutsche Meile. Unser leichtes Reisegepäck ward an die Erde geworfen und der Karren fuhr zurück. Wir sendeten nun zunächst den Hällkarl nach einem frischen Fuhrwerk. Der arme Schelm muß gegen eine geringe Vergütigung von wenigen Schillingen oft einen meilenweiten Weg machen. Ueberhaupt ist diese ganze Einrichtung der Personenbeförderung jedenfalls sehr beschwerlich für die Landleute, wie unbequem für die Reisenden. Ich wüßte nur nicht einen ausführbaren Vorschlag zur gründlichen Abhilfe der Uebelstände zu machen. Mir war es sonst auch ganz recht, hier und da zu verweilen. Ich reiste ja nicht, um anzukommen. Dem Bauer aber ist in den meisten Fällen mit etwas baarem Gelde gedient, das er für Benutzung seines Fuhrwerks bekommt. Es ist für ihn sehr schwer, seine Produkte gegen baare Bezahlung umzusetzen. Er lebt sonst ganz gut, sorgt für alle seine Bedürfnisse selbst, aber es wird ihm schwer, baare Gefälle irgend welcher Art zu berichtigen. Mag es denn bei der jetzigen Einrichtung bleiben.

Wir lagerten uns in dem kurzen Grase vor der Hausthür und warteten. Förslande ist ein einsames Gehöft. Die Gegend ist von fichtendunkeln Höhen eingeschlossen. Im tiefen Grunde durchbrauste ein Waldbach sein schmales steiniges Bette. Die

können. Wer solche Knöchel kennt, wird sie gern entbehren. Ich zog es indessen vor, entweder allein oder mit irgend einem zufällig aufgefangenen Gefährten umherzuziehen. Es ist eine trostlose Sache, wenn man solche lohndienerliche Interpreten neben sich hat. Wenn ich einen fremden Dichter mit der beigedruckten Uebersetzung lese, suche ich mich, so gut es geht, durchs Original zu schlagen.

Reisegefährten haben freilich auch ihr Mißliches. Sie erinnern oft genug an den kleinen lahmen Greis im orientalischen Mährchen, der dem Seefahrer Sinbad aufhockt und ihn nicht losläßt. Ich hatte im Ganzen Glück.

Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

sagt Mephisto zwar; aber die rein vernünftigen Leute haben durchschnittlich namentlich auf der Reise viel Langweiliges. Sie gleichen der geraden Linie, von der die Mathematik nichts zu sagen weiß, als eben daß sie gerade ist. Dagegen die krummen Linien! was bieten die für Abwechslung dar und wie interessant ist es für den Mathematiker, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Man erspart auf ebenen und kurzen Stationen etwas an dem Gelde, fürs Fuhrwerk, wenn man zu zweien mit einem Pferde reist. Im Ganzen ist der Unterschied nicht groß.

So reich Norwegen an großartigen Naturschönheiten ist, so interessant das Reisen dort auch sein mag, die Beschreibung von alledem müßte etwas Eintöniges haben: Felsparthien, Hochgebirge, Wasserfälle, einfache Landleute in stillen Gehöften u. s. w. Es ist schon sehr schwer, sich nach einer bloßen Beschreibung von einem bestimmten Wasserfall ein deutliches Bild zu machen; wird nun aber ein Dutzend beschrieben, so muß die Sache hinreichend langweilen, und wenn man den einen auch „brausen“, den andern „donnern“ läßt, diesen „eine sich vom Felsen herabwindende Silber-Schlange“, jenen „ein flimmerndes Funkenband“ nennt. Man sieht sich nicht satt daran, freilich! Jeder hat seine besondere Schönheit, seinen festen Charakter; ich habe

bis gegen das Ende meiner Reise hin manchen Umweg gemacht, um einen neuen Wasserfall zu sehen und ich hätte auch Umwege gemacht, um einen mir schon bekannten wieder zu begrüßen. Aber beschreiben mag ich's nicht, weil ichs bei Andern nicht lesen mochte. — Ganz ähnlich verhält sichs mit allen übrigen Dingen, die man auf einzelnen Touren sehen und beobachten kann. Nationaltrachten und Sitten sind in den einzelnen Thälern verschieden, aber unter den Blättern einer Linde giebts auch nicht zwei, die einander vollkommen gleichen.

Darum gebe ich meinen Lesern nur die Schilderung eines einzigen Thals, die Geschichte weniger Tage.

Wir erreichten noch bei guter Tageszeit die Station Förslande in Tellemarken und dachten noch vor der Nacht bis Tindhuset am Tindsee zu kommen. Nach der Karte betrug die Entfernung etwa eine deutsche Meile. Unser leichtes Reisegepäck ward an die Erde geworfen und der Karren fuhr zurück. Wir sendeten nun zunächst den Hållkarl nach einem frischen Fuhrwerk. Der arme Schelm muß gegen eine geringe Vergütigung von wenigen Schillingen oft einen meilenweiten Weg machen. Ueberhaupt ist diese ganze Einrichtung der Personenbeförderung jedenfalls sehr beschwerlich für die Landleute, wie unbequem für die Reisenden. Ich wüßte nur nicht einen ausführbaren Vorschlag zur gründlichen Abhülfe der Uebelstände zu machen. Mir war es sonst auch ganz recht, hier und da zu verweilen. Ich reiste ja nicht, um anzukommen. Dem Bauer aber ist in den meisten Fällen mit etwas baarem Gelde gedient, das er für Benutzung seines Fuhrwerks bekommt. Es ist für ihn sehr schwer, seine Produkte gegen baare Bezahlung umzusetzen. Er lebt sonst ganz gut, sorgt für alle seine Bedürfnisse selbst, aber es wird ihm schwer, baare Gefälle irgend welcher Art zu berichtigen. Mag es denn bei der jetzigen Einrichtung bleiben.

Wir lagerten uns in dem kurzen Grase vor der Hausthür und warteten. Förslande ist ein einsames Gehöft. Die Gegend ist von fichtendunkeln Höhen eingeschlossen. Im tiefen Grunde durchbrauste ein Waldbach sein schmales steiniges Bette. Die

Aecker unseres Wirthes breiteten sich rings um sein Haus und schienen gut gehalten zu sein. Man giebt sich in Norwegen sehr viel Mühe mit dem Ackerbau. Grüne Wiesen, gelbe Getreidefelder lagen an den kulturfähigen Orten zerstreut, oft von Steinwällen eingehegt, mitunter von schwarzen Fichten beschattet, hier in einem sanftgeschmiegten Thal, dort am steilen Abhang. Die himmelanstrebenden Felswände mit ihren finstern Bäumen ließen diese Felder so winzig erscheinen. Norwegen ist lauter Fels und Wald und Strom; der Mensch verschwindet dagegen. Die freie Natur verschanzt sich vor den friedlichen Waffen der Kultur hinter unbezwinglichen Mauern. — Das Haus unseres Wirthes war ganz leer. Man war mit der Heuerndte auf einer ziemlich fernen Wiese beschäftigt. Wir sahen Menschen mit Rechen und Gabel, und Pferde mit dem zweirädrigen Heuwagen ameisenartig jenseits eines tiefen Felsenthals an einem steilen Abhange herumkriechen. Um uns war Alles seltsam still, und nur das Flüßchen drunten brauste sein eintöniges Lied. Die Wälder im Norden entbehren der sanglustigen Bewohner, welche die unsrigen so munter beleben. Man hört dort nicht wie bei uns urplötzlich in das Wipfelsausen ein kurzes helles Finkenlied hineinschmettern. Diese Stille macht Norwegen noch ernsthafter.

Die Stunden verrannen, das Abendroth schimmerte durch die Fichtenwipfel, unser Wagen stellte sich nicht ein. Dagegen kam der Bauer selbst. Das Heuerndten hatte der fallende Thau für heute beendigt. Er setzte sich zu uns und gab uns guten Trost; „der Nachbar, dessen Pferd diesmal an der Reihe ist, hat nur das eine. Es mag wohl auf der Gebirgsweide sein. Da läßt es sich schwer fangen. Ich möchte Euch wohl fortschaffen, aber für heute sind die Pferde müde und der Weg nach Lindhuset ist sehr steil und beschwerlich. Bleibt zur Nacht bei mir."

Mein Gefährte war ein kleiner, dicker Däne, lebendig und munter, vortrefflich geeignet mit den Leuten zu verhandeln. Hier war die Kunst verloren; Fluchen und Lachen, Schelten und Bitten, es half Alles nicht. Vielleicht war Alles auch nur eine

Heerden sind dort während der Sommermonate hoch oben im Gebirge. Dort wird die Milch gesammelt, die Butter bereitet, der Käse gemacht und das, was dann noch übrig bleibt, über langsamen Feuern allmälig bis auf die Hälfte eingekocht. Diese „saure Milch" wird dann in großen Fässern thalwärts geschafft und bildet ein Hauptnahrungsmittel der Landleute. Je älter das Getränk wird, desto erfrischender ists. Milch von vier Monaten hat eben erst die rechte Säure. Sobald man sich erst einigermaßen daran gewöhnt hat, findet man nach beschwerlichen Wanderungen nichts wohlschmeckender. Der Normann würde ohne dieses Getränk sein Haferbrod nie verdauen. —

Das Fladbrö habe ich nicht so leicht überwunden, vielleicht weil ich recht guten Schiffszwieback bei mir führte, und die Nothwendigkeit also den Sieg nicht erleichterte. Wer etwas mehr, als die vorhingenannten Genüsse und etwa noch schlechten Käse, denn der beste geht nach auswärts, verlangt, thut wohl, sich in Städten zu verproviantiren, was ganz gewöhnlich ist. Ein norwegisches Sprichwort sagt: „Vorrath ist besser, als schaff Rath!" — Zum Fladbrö wird das Getreide meist nur auf Handmühlen gemahlen. Der Teig wird dann ganz dünn ausgerollt und in flachen großen Schüsseln gebacken. Das Brot ist nicht dicker als gewöhnliches graues Löschpapier und sieht auch so aus; ich möchte beinahe sagen, daß es auch so schmeckt. Es ist gewöhnlich ganz spröde, die Hülsen des Getreides sind nicht sonderlich ausgesiebt. Ich konnte es nicht recht kauen. Zum Kaffee oder Thee, den man Morgens recht gut bekommt, hat man eine weniger spröde Art dieses Brods, das nach norwegischer Sitte behandelt, nicht so übel schmeckt. Man bestreicht nehmlich eine Hälfte mit Butter, bestreut sie mit zerstoßenem Zucker, legt den Kuchen zusammen und fährt so fort, bis man eine Art Schichtkuchen in der Hand hat.

Ich erzähle hier meinen Lesern als Zwischenessen ein norwegisches Volksmährchen.

In der Zeit, da unser Herr und St. Peter noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die stand und

Doch wir sind noch nicht so weit. Die Hauswirthin deckt uns ein reines weißes Tuch auf den Tisch. Sie selber sieht eben nicht sauber aus. Die Frauen dieser Gegend haben die geschmackloseste Tracht, die mir je vorgekommen ist. Die Taille des faltigen, schwarzen Rocks geht auf dem Rücken fast bis zu den Schultern hinauf und vorn unter den Armen und der Brust fort. Das Hemde ist am Halse zugemacht mit einer großen runden Broche von Silber und die Brust hängt in dem vorgezogenen Obertheil des Hemdes wie in zwei Säcken auf den schwarzen Rock nieder. Der Kopfputz bildet eine Umwickelung, für deren Beschreibung mir die Ausdrücke fehlen. Genug, er paßte zu dem Uebrigen. — Wenn ich übrigens vorhin die Frau unsauber schalt, so that ich ihr im Grunde Unrecht. Das Gesicht verschrumpft, die Brust niederhangend, der lange geradlinig abfallende Körper — das sah häßlich aus. Aber sie sowohl wie ihr Hemde war gut gewaschen. Weh! wenn es anders war! Die Butter, die sie uns auftrug, war nach der Sitte des Landes mit der natürlichen Gabel, der Hand, aus dem Vorrathsfaß genommen, und sie war doch unter den Genüssen des Abendessens noch für Unsereinen das Genießbarste. Freilich trugen uns die beiden Leute auf, was sie nur hatten und waren offenbar emsig bemüht, uns aufs Beste zu bewirthen. Da stand eine große Schale mit breiartig eingekochter Hafergrütze, da eine Schüssel mit leichtem Bier, wie es die Landleute sich selbst bereiten, da war geräuchertes Renthierfleisch, freilich hart und trocken wie Knochen, — ein Engländer erzählte bei seiner Heimkehr: „die Norweger nähren sich von einer hornartigen Substanz, die sie mit dem Messer schaben und die einigen Nahrungsstoff zu enthalten scheint.“ Er hatte so Unrecht nicht! — Man setzte uns ferner eine Schüssel mit saurer Milch vor und Fladbrö war in Menge vorhanden. Damals war ich an diese Genüsse schon gewöhnt. Mit der sauren Milch — eigentlich sinds nur Molken — gings mir, wie mit manchem Menschen, der anfangs etwas Abstoßendes hat, bei näherer Bekanntschaft aber zum guten und getreuen Freunde wird. Die

Heerden sind dort während der Sommermonate hoch oben im Gebirge. Dort wird die Milch gesammelt, die Butter bereitet, der Käse gemacht und das, was dann noch übrig bleibt, über langsamen Feuern allmälig bis auf die Hälfte eingekocht. Diese „saure Milch“ wird dann in großen Fässern thalwärts geschafft und bildet ein Hauptnahrungsmittel der Landleute. Je älter das Getränk wird, desto erfrischender ists. Milch von vier Monaten hat eben erst die rechte Säure. Sobald man sich erst einigermaßen daran gewöhnt hat, findet man nach beschwerlichen Wanderungen nichts wohlschmeckender. Der Normann würde ohne dieses Getränk sein Haferbrod nie verdauen. —

Das Fladbrö habe ich nicht so leicht überwunden, vielleicht weil ich recht guten Schiffszwieback bei mir führte, und die Nothwendigkeit also den Sieg nicht erleichterte. Wer etwas mehr, als die vorhingenannten Genüsse und etwa noch schlechten Käse, denn der beste geht nach auswärts, verlangt, thut wohl, sich in Städten zu verproviantiren, was ganz gewöhnlich ist. Ein norwegisches Sprichwort sagt: „Vorrath ist besser, als schaff Rath!“ — Zum Fladbrö wird das Getreide meist nur auf Handmühlen gemahlen. Der Teig wird dann ganz dünn ausgerollt und in flachen großen Schüsseln gebacken. Das Brot ist nicht dicker als gewöhnliches graues Löschpapier und sieht auch so aus; ich möchte beinahe sagen, daß es auch so schmeckt. Es ist gewöhnlich ganz spröde, die Hülsen des Getreides sind nicht sonderlich ausgesiebt. Ich konnte es nicht recht kauen. Zum Kaffee oder Thee, den man Morgens recht gut bekommt, hat man eine weniger spröde Art dieses Brods, das nach norwegischer Sitte behandelt, nicht so übel schmeckt. Man bestreicht nehmlich eine Hälfte mit Butter, bestreut sie mit zerstoßenem Zucker, legt den Kuchen zusammen und fährt so fort, bis man eine Art Schichtkuchen in der Hand hat.

Ich erzähle hier meinen Lesern als Zwischenessen ein norwegisches Volksmährchen.

In der Zeit, da unser Herr und St. Peter noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die stand und

backte. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze auf dem Kopfe. Da sie nun schon weit gegangen und beide hungrig waren, so bat der Herr um etwas Brod. Ja, das sollte er haben, sagte sie und nahm ein Stückchen Teig und rollte es aus; aber da ward es so groß, daß es den ganzen Tacken füllte. Nein, das war gar zu groß, das konnte er nicht bekommen. Sie nahm nun ein kleineres Stückchen Teig und rollte es aus; aber es ward ebenfalls sehr groß, das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte mal nahm sie ein ganz kleines, kleines Stückchen; aber auch dasmal ward es viel zu groß. „Ja, so kann ich Euch nichts geben,“ sagte Gertrud, „ihr müsst schon ohne Zehrkost fortgehen; denn das Brod wird ja immer zu groß.“ Da ward unser Herr zornig und sprach: „Weil du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen und nicht öfter zu trinken sollst du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so ward sie zum Gertrudsvogel und flog oben zum Schornstein hinaus; und noch heutigen Tages sieht man sie herumfliegen mit einer rothen Mütze auf dem Kopf und schwarz über den ganzen Leib; denn der Ruß im Schornstein hatte sie gefärbt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und pirpt immer, wenn es regnen soll; denn sie ist beständig durstig.

Man nennt in Norwegen den Schwarzspecht (Picus Martius) Gjertrudsfuglen.

Mitunter bekommt man an den Seeen und Flüssen sehr schöne Forellen. Sonst muss man sich mit dem Haferbrei begnügen, den man mit der sauren Milch zusammen isst. Dazu gibts Butterbrod und einen vollen Schluck Bier aus der Schale, denn Trinkgläser sind nicht Sitte. Unser Wirth bringt, wie's scheint, nicht ganz gern, einen kleinen Branntweinrest und — damit sind wir satt.

In ihren Festzeiten, namentlich zur Juli- oder Weihnachtzeit, wird ein sehr starkes Bier bereitet; dann giebts auch Brannt-

Es erhob sich ein sanfter Wind, als wir eine Biegung des felsigen Ufers passirt hatten. Da legten unsere Ruderer an einer mit Strauchwerk bewachsenen Klippe an und hieben ein Paar Stangen ab. Die stärkere ward in ein Loch der mittelsten Sitzbank gesteckt und gegen den Boden des Kahns gestemmt. Daran befestigte man ein mitgenommenes Segel mit einfachen Schleifen, eine dünnere Stange diente als Raa und ich suchte mit einem Rohrstock die ganze Einrichtung, die an die Bemastung der griechischen Schiffe im Homer erinnerte, vor dem Winde zu erhalten. Wir flogen pfeilschnell über die Wellen. Freilich dauerte die Freude nicht lange. Sobald eine neue Ecke umschifft war, kamen wir wieder in windstille Regionen. — Mein Däne mochte etwas ängstlich scheinen. „Denke doch", sagte der Normann, „dass mir mein Leben so lieb ist, als dir das deine. Ich und mein Kamerad, wir können beide nicht einmal schwimmen."

Der Tindsee füllt die Vertiefung eines Felsenkessels. Er ist sechs Meilen lang und an der breitesten Stelle vielleicht zwei Meilen breit; ringsum schließen ihn steile Berge ein, die alle zwischen 2000 und 4000 Fuß hoch sind. Vielleicht ists ihr Schatten, der den Tind so dunkelschwarz erscheinen lässt. Das Wasser ist ganz klar und kalt. Wir tranken es mit besonderem Wohlbehagen. Die Tiefe des Sees scheint sehr beträchtlich zu sein. Unsere Führer wussten zu erzählen, dass man mit Schnüren von der Länge einer halben Meile keinen Grund gefunden habe. Sieht man, wie schroff lothrecht, oft überhängend sich die hohen Ufer erheben, so kann man sich vorstellen, dass sie in derselben Weise noch ein gutes Stück abwärts gehen. Unsere Führer erzählten uns auch von furchtbaren Kämpfen, die kühne Jäger mitunter dort oben mit den starken Bären und der Schiffer hier unten mit den wilderen Wogen auszufechten haben.

Einst hatte ein Jäger einen Bären aufgejagt. Sein Schuss fehlte oder tödtete das Thier doch nicht völlig, was ziemlich auf dasselbe herauskommt, nur dass der verwundete Bär sogleich auf den Menschen losgeht. Der Mensch und das Thier rangen dort oben, auf der Spitze einer dreitausend Fuß hohen ganz

schroffen Wand. Der Bär stürzte endlich hinab und öffnete fallend die fest an den Mann geklammerten Tatzen. „Die Bären des Nordlands“, die Karl Moor auf unser Geschlecht hetzen wollte, sind ungereizt nicht gefährlich. Ich sah im Stockholmer Museum ein Exemplar, das aufgerichtet ziemlich die Höhe eines großen Mannes haben mochte. Einem solchen Gesellen auf einem engen Bergpfade zu begegnen, müsste eine furchtbare Ueberraschung sein.

Ein noch schrecklicheres Abenteuer erlebte auf diesem See ein armer Pastor, der im Boot nach einer seiner Kirchen hinüberfuhr, um den üblichen Gottesdienst abzuhalten. Wenn der Sturm sich zwischen diesen engen Felsenmauern über der schmalen Fluth verfängt, so tobt er mit einer entsetzlichen Wuth, und die empörten Wellen beruhigen sich erst spät. Den Pastor übereilte ein solches Unwetter. Die Ufer sind an den meisten Stellen so steil, dass es ganz unmöglich ist, daran emporzusteigen, es ist nicht ein einziger Strauch an dem kahlen Gestein, an dem man sich halten könnte. Es gelang ihm indessen eine etwas günstigere Stelle zu erreichen und an der Felswand aufwärts in eine kleine Vertiefung zu gelangen, vor der ein kümmerliches Buschwerk steht. Hier kauerte der Aermste, während unten sein Boot zerschellte, vier und zwanzig lange Stunden, bis der See sich beruhigt hatte und vorüberrudernde Fischer sein Hilferufen vernahmen.

Wir landeten in der Mündung der Maanelv, die Vestfjorddalen durchströmend in den Tindsee fällt. Der Fluss war hier breit und still. Ein Dorf Ornaes liegt an seinem Ufer. Es war wie ausgestorben. Nach langem Suchen fand sich eine ganz alte Frau, die von Alter, vielleicht auch von der in Norwegen heimischen Radesyge, einer entsetzlichen Krankheit, die in dem Vertrocknen der Haut besteht, ganz verschrumpft aussah. Sonst war Alles im Felde hier schon mit der Getreideernte beschäftigt. Die Alte besorgte uns einen Mann, der uns nach Dale zu bringen versprach. Wir gingen langsam am Ufer der Elf aufwärts. Das Thal ist noch enger als der Tindsee und von noch

höhern Bergen eingeschlossen, doch sind die Abhänge meistens bewaldet. Der Fluss rauscht in der Mitte über Steine und Felsen. Der Weg daneben war gut gebahnt und führte nur sehr mäßig aufwärts.

Unser Führer, der auf dem Rücken unser Gepäck trug — beiläufig! wenn sonst schon oft die viele Habe zur beschwerlichen Last für Geist und Körper wird, so ists bei solchen Reisen doppelt der Fall, unser Führer erzählte uns von einer Kirchweihe, die in nächster Zeit an einem ziemlich entfernten Punkt dieses Sprengels gefeiert werden sollte. „Ich bin Soldat", sagte er, „ich muss auch dorthin. Das kostet mehrere Tage und die Zeit ist in der Erndte so theuer." Mir that der Mann, zur Andacht kommandirt, leid, er hat indessen viele Brüder, denen es ebenso ergeht, —

Wir sahen hier bei einer Wendung des Thals den Gausta, den wir morgen besteigen wollten, vor uns liegen. Die Ansicht von der andern Seite ist indessen viel wilder, von mehr schauerlicher Romantik. Der Berg erscheint etwa 4000 Fuß hoch bewaldet. Der obere Gipfel, der sich stufenförmig von dem untern Berge abhebt, ist nackter Fels, er besteht vielmehr aus bunter über einander gestürzten Felsblöcken. Weiß schimmernde Streifen zogen sich daran, wie große Hieroglyphen hin. Das waren die Schneeflecken, die erst tief im August verschwinden. Der Gipfel bleibt dann kurze Zeit ganz frei.

Wir kamen nach angenehmem Spaziergange in Dale an und fanden bei einem Bauern Ole Torgersen gastliche Aufnahme. Zwar hätten wir sie bei jedem Bauern im Thal gefunden, aber Ole Torgersen ist nun einmal auf den Empfang der Fremden eingerichtet. Er hat sogar ein eignes Fremdenbuch angelegt, in dem Reisende verschiedener Nationen ihre Namen, zum Theil mit guter oder schlechter Ueberschrift verzeichnet haben. Deutsche sind auch hier die zahlreichsten, leider nicht immer die gescheidtesten Denksprüche. Wir fanden im Zimmer außer dem alten Hauswirth einen jungen Mann aus Drontheim, der nach dem Schluss der langen Ferien durch die Thäler nach Christiania wanderte,

um da seine Studien — er war angehender Jurist — fortzusetzen. Wir blieben mehrere Tage in Dale mit ihm zusammen und ließen ihn auch da. Er disputirte und politisirte Abends mit dem Bauer, der ihn eben beherbergte; er kannte viele Bauern persönlich und bediente sich der verschiedenen Volksdialekte mit Leichtigkeit. Mir gefiel diese Art von Propaganda ausnehmend wohl. Kassen, so hieß der Student, sprach das Deutsche besonders geläufig. Es hatte für mich so etwas Eigenes, wenn ich zwischen den Gebirgen Norwegens mit einem Eingebornen in meiner Sprache über die Lieblingsdichter der deutschen Nation reden konnte. — Wenn ich vorhin vom „alten“ Ole sprach, so ist das eigentlich nicht buchstäblich zu nehmen. Ole Torgersen (d. h. der Mann war Olaf, sein Vater Torger getauft, Familiennamen giebts hier nicht) war eine ziemlich hohe, etwas nach vorn gebeugte Gestalt. Das Gesicht war verbrannt, und mehr die Mühen als die Jahre des Lebens hatten es gefurcht. Seine Bewegungen hatten noch viel Leichtes und Freies. Mir kam es so vor, als wenn die Norwegischen Gebirgsbauern mehr sehnig als muskulös waren, und das Klettern in den Bergen im Sommer, vielleicht auch das Skilaufen im Winter giebt ihne eine etwas gekrümmte Haltung. Die Brust sieht weniger breit und stark aus, als sie es in der That ist. — Ole's älteste Tochter Aagott (das doppelte A wird etwa wie ein breites O ausgesprochen) war trotz der geschmacklosen Tracht ein hübsches, frisches Mädchen. Die kleine Aasta hatte industrieusen Sinn. Sie sammelte für uns schmackhafte Beeren, die sie uns Abends zu übrigens ziemlich hohen Preisen abließ. —

Nun, man hieß uns allerseits willkommen und brachte uns Speise und Trank. Ole hat zu Gunsten der auswärtigen Gäste ein gutes, festes hausbacken Brod besorgt, das uns wohl behagte. — Mir fielen ein Paar starke eiserne Ketten auf, die neben der mächtigen Bettstatt des Alten an der Stubendecke befestigt waren. Ich wollte von Aagott wissen, was die Einrichtung bedeute. Sie lachte verschämt und lief davon. Man pflegt in solche Ketten die Wiegen der Kinder zu hängen. Die El-

tern können dann mit einem leisen Stoß die Wiege in eine lang ausschaukelnde Bewegung setzen.

Nach dem Abendessen wälzte ich mir einen Stuhl vor die Hausthür, um in Ruhe das Thal anzusehen. Einen Stuhl, wie man sie hier oft sieht, wird kein Herkules mit einer Hand über die Schwelle heben. Es ist das volle Stammende eines tüchtigen Baumes. Der Fuß ist der volle Stamm, über dem Sitz hat man etwa die Hälfte weggenommen und das übrige zur Rückenlehne ausgewölbt. Es sitzt sich sehr bequem darin, aber der Transport macht Umstände. Es ist hier Alles aufs Bestehen und Bleiben eingerichtet. Das Bettgestell ist da zusammengesetzt, wo es jetzt steht und durch Generationen stehen wird. Die Wiege hängt an Eisen, die in dem Balken des Gebäudes befestigt sind; die Stühle stimmen dazu. In manchen Thälern hat man die Sitte, die ersten Wechselzähne der Kinder in die Rückenlehne des Stuhls zu schlagen. Die Zähne des Urahns und des Enkels stecken reihenweise neben einander.

Ole's Hof besteht aus vielen Gebäuden, wie dort immer. Mehrt sich der Viehstand, giebt der Acker reicheren Ertrag, so wird ein neuer Stall, eine neue Scheune hingestellt. Ein Paar Nachbarn kommen zu Hilfe und die Sache ist bald gethan. Das Wohnhaus ist geräumig, die Stuben hell und hoch. — Daneben steht das Vorrathsgebäude, Stabuur genannt, eigentlich Stolpebuur, d. h. auf Stollen erbautes Haus. Das ganze große Gebäude steht auf hölzernen, etwa zwei Fuß hohen Füßen, wie die alten Oefen bei uns. Die kleine Treppe, die zum Eingange führt, ist mit der obersten Stufe um einen ziemlichen Zwischenraum von der Schwelle abgerückt. Die Ratten würden sonst bald das Aufgespeicherte verzehren.

Die Vorrathskammer eines normännischen Haushalts ist gut versehen. Da stehen mächtige Fässer mit saurer Milch, mit Butter, mit Bier, mit Mehl. Von dem Boden bis unter das Dach reichen die Stapel der in Vorrath gebackenen Fladbröd, auf Seitenbrettern liegen plattrunde Käse, stehen Töpfe mit eingelegten barschen Käsen, Flaschen mit Beerenwein, auch wohl

mit französischem Wein, in langen Reihen hängen unzählige Würste, geräucherte Schinken und anderes Fleisch. Man glaubt sich in einer wohlverproviantirten Festung.

Ich glaube in diesem Stabuur hatte Aagott ihr besonderes Wohn- und Schlafgemach angewiesen erhalten, als sie aus den Kinderjahren trat. Da empfängt sie die nächtlichen Besuche ihrer Anbeter. Man hat viel über diese Sitte des Nordens, denn auch in Schweden sind „die Kommnächte" in den Provinzen ganz üblich, hin und hergeredet, und die Stimmen scheinen durchschnittlich dagegen zu sein. — Sobald die Jungfrau heirathsfähig ist, erhält sie ihre abgesonderte Wohnung. Namentlich in der Sonnabendsnacht kommt nun einer oder der andere Jüngling leise daher oft nach meilenweiter, gefährlicher Wanderung. Hunde giebts nicht, deren Gebell sein Dasein verrathen könnte, eine Leiter findet sich im Schoppen, er steigt an das Fenster des Mädchens und klopft an. Mag sie den Ankömmling von vorn herein nicht leiden, so bleibt das Fenster verschlossen — natürlich auch, wenn der Platz etwa schon besetzt ist. Dann trägt der Abgewiesene sein Körbchen betrübt, aber vor andern unbeschämt nach Hause, denn es waltet über deren Bewerbung die Dunkelheit der Nacht und das Geheimniß. Oeffnet das Mädchen, so steigt er ein. Es wird nun zunächst nur der freundschaftlichen Unterhaltung gepflogen, die sich oft bis zum Morgengrauen ausspinnt. Der Besuch wird wiederholt, man lernt sich kennen und lieben — oder man trennt sich gütlich. Der Bursche kommt nicht wieder, das Mädchen öffnet ihm nicht mehr das Fenster. Damit hat die Sache denn stillschweigend und Allen unbekannt ihr Ende erreicht. Plauderhaftigkeit in diesen Abenteuern ist gegen den Begriff der Ehre. Dergleichen kommt nie vor. Freilich spielt die Eifersucht mit, und oft ahnt der abgewiesene Freier, wer sein beglückter Nebenbuhler sei. Dann werden wol gelegentlich beim Tanz, beim Trinken die Händel vom Zaun gebrochen und es erfolgt die Ausforderung. Man legt die Oberkleider ab, zieht das Handmesser aus der Leder-Scheide und kommt überein, wie tief man es beim Stechen mit der Hand

befassen will. Die Duellanten werden in einen weiten Leder-Riemen geschnallt, der ihnen das Zurückspringen unmöglich macht und etwa die Mensur vertritt. Die Anwesenden schließen einen Kreis und beobachten den Kampf, machen ihm ein Ende, wenn die gehörigen Blutwunden da sind. Die Sitte ist freilich alt, und kommt allmälig ab, aber es fallen solche blutigen Schlägereien noch alljährlich in den herbstlichen Festzeiten und sonst bei ähnlichen Zusammenkünften vor.

Oft dauerte der Umgang Monate, Jahre lang und hört dann auf, wenn sich die anfängliche Uebereinstimmung nicht erhält. Mitunter wird die Liebe zu zärtlich — dann giebts eine schnelle Hochzeit und die Sache ist in Ordnung und vergessen.

Ich weiß nicht, ob unsere Maskenbälle, Assemblees, Thees dansants u. s. w. geeignetere Gelegenheit bieten, zu prüfen, „ob sich das Herz zum Herzen findet?“

Westfjorddalen ist etwa zwei Meilen lang, eine halbe Meile an der weitesten Stelle breit, an manchen Stellen drängen die hohen Berge sich so zusammen, daß sie nur eben der Elf ihr enges Bette, dem Wanderer den schmalen Weg am Ufer frei lassen. Es leben nicht mehr als sechshundert Menschen hier, von denen jeder den andern, seine Lage und seine Geschichte kennt. Wenige von ihnen sind bis zur nächsten Stadt, welches etwa Kongsberg wäre, nur einzelne bis an die Meresküste gekommen, manche haben ihr Thal nie verlassen und werden auch hier begraben werden. Jenseits dieser Berge liegt wieder ein Thal, räumlich nahe, durch kaum übersteigliche Felsen weit getrennt. Der Pastor kommt am bestimmten Sonntage zur Kirche an der Elf und hält den Gottesdienst. Er erzählt und liest aus den Zeitungen, was die Angelegenheiten des Vaterlandes betrifft; was weiter hinaus liegt, liegt den meisten Leuten auch außer der Welt. Die eignen Verhältnisse kennt man genau und so ziemlich in jeder Bauernstube hängt die Konstitutionsurkunde an der Wand oder klebt an der Thür. Als wir einmal von den Vorschlägen sprachen, die dem nächsten Storthing vorgelegt werden sollten und ich mich nach dem In-

halt eines angeführten Paragraphen erkundigte, sagte der Bauer: „Bist du so weit zu uns hergekommen und kennst nicht einmal unsere Verfassung? Was willst du denn hier?“ —

Man sah noch viele andere Gebäude auf Ole Torgersen's Gehöfte. Sie standen jetzt meistens leer. Die Kühe waren bei den Säterinnen am Gebirge und kamen erst spät im Sommer wieder hinab. Auch die Pferde weideten oben. Nur eins rupfte auf dem Hofe das kurze Gras ab; es hatte, wie Ole sagte, nur drei Beine. Das Getreide war noch auf dem Felde, das Heu von den steilen Bergwiesen in den kleinen Schuppen bewahrt, die man dafür hin und wieder an die Felsen geklebt sieht. Man bringt es erst im Winter auf kleinen Schlitten ins Thal.

Etwas abwärts von Ole's Haus führte eine Brücke über die Elf. Sie ward jetzt von einer sonderbaren Gruppe betreten. Ein Herr in feiner französischer Tracht mit rundem Hut ging neben einem Gebirgspferde her. Darauf saß eine schöne Dame mit buntem Sonnenschirm und ein Normann führte das Pferd am Bügel. Es waren Fremde, die den Riukanfall gesehen hatten und nach Ornaes zurückgingen. Der Zug verschwand hinter einem Felsenvorsprung, er erschien in dieser Umgebung sonderbar fremd. Wir hörten, daß es ein Herr Postmeister Storch aus Nyeborg auf Fünen gewesen sei. Wir scherzten über den Namen. In dieser Gegend kennt man den Vogel Storch nicht. Ich suchte einmal einem Führer das Thier zu beschreiben. Als er von seiner Größe, seinem langen, starken Schnabel hörte, sagte er: „das ist wol ein böser Räuber?“ —

Ole zeigte uns einen kleinen Kirschbaum in seinem Garten, auf den er sich viel zu Gute that. Wir machen es mit den Aprikosen, die Italiener mit den Palmen so.

Es ward Abend. Die hohen Berge warfen ihre dunkeln Schatten auf uns herab. Die Elf murmelte fort und fort. Wir waren still geworden; es kam mir vor, als sei ich in einen tiefen Felsenspalt gefallen und sähe oben nur den schmalen Streifen des kräftig blauen Nachthimmels mit einigen we-

nigen Sternen und die dunkeln Fichten, die über den Abgrund hingen. Vestfiorddalen ist nur ein Riss im Gebirge.

Der andere Tag war zur Ersteigung des Gausta bestimmt. Der Berg liegt nach Holmboos Messung 5993 Fuß über dem Meere und 5176 Fuß über Dale. Wir hatten also fast die ganze Höhe des Berges zu ersteigen. Mein Däne, der nie eine beträchtlichere Höhe, als etwa den 204 Fuß hohen Thurm der Heiligengeistkirche in Kopenhagen erreicht hatte, wollte mit von der Parthie sein. Ole, dessen Gunst er durch sein herzlich frohes Wesen und seine unverwüstlich gute Laune erobert hatte, rüstete ihn mit ein paar tüchtigen Schuhen Aagotts aus und erbot sich selbst zum Führer. Er schnallte den Lederranzen mit einigen Lebensmitteln auf den Rücken und wir machten uns auf. Wir stiegen langsam aufwärts. Ole kannte den Weg wohl und führte uns im Ganzen auf sehr bequemen Pfaden. Man kann noch mehr als tausend Fuß hinaufreiten. Mein kleiner, dicker Gefährte war guten Muthes und Ole redete ihm freundlich zu: „Nur immer langsam und nur immer kleine Schritte; du musst denken, dass der Tag eine Woche ist. Mit dem Deutschen kommst du doch nicht fort. Der hat drei Ellen Beine!“ — Die beiden machten denn auch auf jedem weichen Wiesenfleckchen, an jeder zwischen den Steinen hervorfickernden kühlen Quelle Halt. Es dauerte lange, bis wir den Birkengürtel des Berges erreicht hatten und erst Mittags kamen wir durch das Weidengestrüpp auf die Alpenstufe. Ein weites Plateau läuft hier um die ganze östliche Hälfte des Berges. Die nordwestliche ist steil abgestürzt.

Ole hatte hier eine Säterei. Ein paar graue niedrige Blockhäuser standen neben dem obern Kegel, sie sahen beinahe so aus wie herabgerollte Felsblöcke. Kühe weideten aufwärts zwischen Steinen. Ein ziemlich großer See lag hier oben. Das Plateau war sonst kahl und öde. Man sah schon viele Bergkuppen unter sich; wir hatten etwa viertausend Fuß erstiegen.

Es ward nun ernsthaft Halt gemacht. Wir aßen unsere mitgebrachten Vorräthe und Ole's Tochter, die der Horde war-

tete, brachte frische, süße Milch in einem geräumigen trogähnlichen Holzgefäß. Sie brachte drei Löffel, zwei waren nach der Landessitte von Holz mit kurzem Stiel, der dritte war ein Prunkstück und von Silber. Wir lagerten uns um einen Stein, der als Tafel diente. Mir fiel der metallene Löffel in die Milch und ich war in Verlegenheit, wie ich ihn herausbringen würde. Das Mädchen half mir einfach. Sie faßte unbedenklich mit der Hand in den Trog, wischte dann den Löffel am Grase etwas ab und reichte ihn mir mit freundlichem Lächeln.

Es hatte uns trefflich geschmeckt. Wir hatten frische Kräfte gesammelt und brauchten sie. Der fast zweitausend Fuß hohe Kegel des Gausta ist ein Haufe von über einander gestürzten scharfkantigen Felstrümmern. Man kommt an keinen schwindelnden Abgründen vorüber, aber von einem Stein zum andern steigend, hat man in jedem Augenblick die ganze Kraft des Körpers und die gespannteste Aufmerksamkeit des Geistes nöthig, um nicht zu gleiten, um auf den oft rollenden Steinen nicht zu fallen.

Anfangs wachsen zwischen den Steinen noch saftige Alpenkräuter. — Große Stauden des Eisenhuts (Aconitum) mit vollen blaulichen Blüthentrauben, überraschen zwischen den nackten Felsen. Dann klammern sich nur noch einzelne Flechten an, das sogenannte isländische Moos, die Renthierflechte. Ole zeigte sie uns und sagte von der erstern: „davon machen wir in harten Jahren unser Brod, wenn die eisernen Nächte unsere Erndte zerstören.“ Man nennt so in Norwegen die Nächte des 13., 14., 15. August, die oft Frost und Reif bringen.

Als wir an den Flecken angekommen waren, wo noch große Schneemassen lagen, ließ es sich mein Däne nicht nehmen, mit mir einige Bälle zu wechseln. Er that es, wie er sagte, seiner Mutter zu Ehren, deren Geburtstag gerade auf den heutigen Tag fiel.

Wir ruhten sitzend auf den harten Steinen. Eine einzelne Flechte stand noch da. „Wie ist das hierher gekommen?“ fragte Ole mich, den er für gelehrt halten mochte, weil ich Pflanzen

abbrach und Steine aufhob. Es mag wol eine sonderbare metaphysische Vorlesung gewesen sein, die ich da oben neben dem Schnee hielt und die der Däne erst ins Norwegische übertrug.

Ich hielt Ole's langsames Vorschreiten für meinen Wuchs nicht zuträglich und eilte von hier aus schnell vorwärts. Die Sonne brannte; die mitgenommene Feldflasche mit Wein war längst leer. Ich dachte an Schillers Worte:

„und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee."

Aber das leise Rauschen, das ich deutlich hörte, war nur ein höhnisches Aeffen meines Durstes. Der Schnee schmilzt unterwärts und das Wasser fließt hinab in die Steine. Man hört es deutlich rieseln und plätschern, aber es fließt vielleicht hundert Fuß tief unter mir. Uebereinander gewälzte Steine bedecken es.

Endlich kam ich oben an, etwa eine halbe Stunde früher, als die Gefährten. Es war mir lieb, eine Weile so ganz allein zu sein; nur ein großer Raubvogel schwebte langsam nieder und senkte sich an mir vorüber in die Thäler. Der Gausta ist im weiten Umkreise die höchste Spitze, man sieht weit hinein in das Land, aber die Aussicht hat etwas schauerlich Oedes. Alle Kuppen der höhern Berge, oft lang gedehnte Rücken, sind kahler, brauner Stein, die dunkeln Fichten weiter unten bringen auch kein Leben in die Gegend und die schmalen Thäler im Grunde verschwinden dem Auge und erscheinen im Fernrohr, wie dünne, grüne Striche zwischen Wald und Fels. Norwegen hat keine Gebirgszüge; es ist ein einziger zerklüfteter Berg und die Höhen, von 5000 Fuß und mehr, erheben sich kuppelförmig und ohne Zusammenhang darüber. Was man Gebirgsketten genannt hat, sind nur Richtungen, in denen der Boden gleichmäßig hoch bleibt. Man sah in der Entfernung die Gletscher der zackiger gestalteten Berge, mehr nach dem Meere zu. Die Engländer hauen hier das Eis in Quardern aus und führen Schiffsladungen davon in ihr nebliges Land.

Das weite Meer macht auch den Eindruck einer öden

Wüste, aber die wechselnde Welle, das Spiel des Lichtes, selbst die Furche, die unser Schiff darin zieht, geben ihm Bewegung, eine Spur des Lebens. So vollkommen todt, wie die Aussicht vom Gausta, ist nichts mehr. So hat das Land in der Urzeit ausgesehen, bevor noch die lebendige Natur das nackte Gerippe mit grünem Pflanzenteppich bekleidete; hier sah man keine Flechte, kein Insekt mehr.

Der Gipfel des Gausta läuft nicht in eine einzelne Spitze, sondern in einen ziemlich sanft gerundeten Kreisbogen aus. Man schreitet mühsam auf der scharfen Kante über lauter lose Steine hin, zur Seite den furchtbaren Abgrund, der von der äußersten Spitze bis zum Fuß aus übereinander gestürzten, oft hängenden Gesteintrümmern besteht. Es ist der Gausta nur die Ruine eines Berges. Irgend welche entsetzliche Begebenheit stürzte seine größere Masse übereinander. Ein Ersteigen ist von dieser Seite aus unmöglich, selbst das Auge hält den Anblick nicht lange aus.

Wie anders schaute es sich von der Spitze des Kinnekullen in Schweden auf die üppigen Wälder, die sich an seinen Abhang schmiegen und zwischen denen hindurch aus dem weiten hellen Wenernsee die grünenden, blühenden Inseln schimmern.

Auch in Norwegen giebts andere Parthieen; ich hatte noch vor Kurzem, an einem Sonntage, von Krokleven das weite herrliche Thal Ringerige überschaut. Es wird wohl auch von steilen, seltsam aufsteigenden Felswänden eingeschlossen, aber unten am Ufer des Tyrifiord, mit seinen vielen zackig einschneidenden Busen und Buchten, und an den silbernen Flüssen und Bächen, die in den Fiord fallen, liegen fruchtbare Saatfelder und freundliche Dörfer und Kirchen. Man sah die belebten Straßen, man erkannte die bergauf und bergab wimmelnden Schaaren der Landleute, die zum Gottesdienst zogen, von nah und fern. Aber Krokleven ist auch nur 1400 Fuß hoch.

Hier war von dem Allen nichts zu sehen und nur die im Sonnenstrahl zart weiß schimmernden Gletscher der fernen Berge gaben einen Ruhepunkt für das Auge. Es war mir lieb, als

ich die beiden Andern sprechen hörte und mein Däne, bald nachher, ziemlich mühsam emporkletterte.

Es ward nun etwas Geographie getrieben. Ole nannte uns allerlei Namen, die ich größtentheils vergessen habe, die übrigen weiß ich nicht zu schreiben, kaum auszusprechen.

Unser Rückweg ward sehr beschwerlich; die kurzen Schritte hatten uns so wenig gefördert, daß schon auf der Mitte der untern Stufe uns der dunkle Abend ereilte. Ole war mit zarter Sorgfalt und großer Umsicht bemüht, den ermüdeten Dänen, der des Bergsteigens ganz und gar ungewohnt, im Dunkel in allerlei eingebildete Abgründe zu fallen fürchtete, mit Wort und Hand zu leiten. Mich überließ er meinem Schicksal und meinen drei Ellen Beinen.

Der Däne verschwur für die Zukunft alle ähnliche tollkühne Unternehmungen und fluchte in allen ihm geläufigen Sprachen auf die gegenwärtige. Dabei behauptete sein guter Humor auch wieder seine Rechte und während wir vorsichtig und tappend oft in ganz stockfinstern Felsspalten herumkrochen, brachte er uns Beide durch halb verzweifelte, halb lustige Ausrufungen zum Lachen. Es war äußerst komisch, als wir noch etwa 500 Fuß über Dall auf eine breite, weiche Wiese kamen; der Aermste hielt es schon für den Platz am Fluß vor Ole's Hause und fing mit heller Stimme an ein lautes Jubellied zu singen, bis ihm der Führer ganz betrübt sagte, daß der Triumpf zu früh käme.

Endlich, endlich standen wir am Maanelf und drüben schimmerte das helle Heerdfeuer aus Ole Torgersen's gastlicher Behausung. Um uns den Umweg über die Brücke zu ersparen, rief Ole seinen Leuten zu, uns mit dem Kahn abzuholen; das geschah und wir waren daheim. Aagott hatte uns Thee gekocht und Grütze, und Aasta hatte Beeren gesammelt und Alles stand schon bereit; die Mädchen hatten schon lange mit Laffen auf uns gewartet. Wir aßen und ruhten und der Däne machte die ergötzlichsten Schilderungen von den überstandenen Gefahren und Schrecknissen. Den Bergbewohnern muß die Geschichte überaus

spasshaft gewesen sein, doch waren alle bemüht, den Ermüdeten zu pflegen und zur Ruhe zu bringen.

Es war rührend anzusehen, wie der Bauer den dicken Herrn die etwas steile Treppe nach unserer Schlafstube hinaufschob, wie er ihm die Schuhe und Strümpfe auszog und die schmerzenden Gelenke mit Kölnischem Wasser rieb, das ich glücklicherweise bei mir hatte. Er half ihm die trockne Wäsche anlegen und brachte ihn endlich, wie ein schläfriges Kind, zu Bette.

In all diesen eifrigen Diensten lag soviel reine Natürlichkeit, sie waren so frei von aller Unterordnung. Er hätte seinen König, auf den er übrigens viel hielt, nicht besser pflegen können; aber er hätte es mit ihm ganz eben so gemacht, wenn er so ermüdet in sein Haus gekommen wäre.

Ich war nicht so erschöpft und mich liess er ruhig gewähren; nur fasste er meinen Arm, als ich bei Tische zunächst nach der grossen Wasserschüssel griff, um mich so recht in vollen Zügen satt zu trinken. Das Wasser war so wunderklar und frisch, Aagott hatte es eben aus dem Brunnen gewunden. Ikke vand, ikke vand! sagte er mit einem gutmüthig bittenden Ton, den ich wirklich noch zu hören meine. „Nicht Wasser! nicht Wasser! trink doch Bier oder Milch!" Er lässt sich nehmlich von den beherbergten Fremden für jeden Tag etwas Bestimmtes zahlen, ohne die einzelnen verabfolgten Gegenstände besonders zusammen zu rechnen. Da mochte er meinen, dass ich für mein Geld nicht Wasser zu trinken nöthig habe.

Mögen meine Leser es mir vergeben, wenn ich bei so kleinlichen Scenen verweile; haarsträubende Abentheuer habe ich nicht erlebt. Räuber giebts hier nicht, wo selbst die Thür des Vorrathshauses und der Deckel des Kastens oft nur mit einem Strick zugebunden sind, damit nicht die Kinder oder die Hausthiere Schaden anrichten. Grimmige Bären hausen selten und furchtsam in den Hochgebirgen; ich habe keinen getroffen.

Wir gingen am folgenden Tage nach dem Riukanfossen, d. h. dem rauchenden Wasserfall. — Das Thal erhebt sich nur

wenig. Die Maanelf fließt in der Mitte, an beiden Seiten, meist nur jedesmal auf einer sind kleine Felder, hoch oben auf den Bergen liegen kleine Gehöfte, ein Paar einfache Häuserchen an der steilen Felswand; davor ein gelbes Getreidefeld auf dem platten Vorsprunge. Die Seite nach dem Abgrunde des Thals hin hat man mit großen Steinen eingefasst; die bilden dann einen Zaun und verhüten es zugleich, dass heftige Regengüsse das fruchtbare Erdreich abspülen. Von unten aus scheinen die kleinen Niederlassungen schrecklicher und kläglicher, als sie es verdienen. Jeder Bauer hat in seinem Gebiet dergleichen im Gebirge umher verstreute Felder, die er an seine Dienstleute verleiht; dafür, dass der Mann in der Erndte oder bei der Bestellung seinem Hausherren, bei der hastig-drängenden Arbeit, hilft, hat er eine trockene Wohnung, Holz vollauf, und sein kleines Feldstück trägt ihm so ziemlich, was er braucht. Wenn's möglich ist, hat er auch eine Kuh in seinem Stall. Manche dieser Wohnungen sind aber so schroff gelegen und es führen so gefährliche Pfade dahin, dass man kein Thier darauf leiten kann. Dann wird die Kuh mit der Heerde des Bauern geweidet und gemelkt. Diese Ackerstücke werden meist mit der Hand bearbeitet. Jeder Scheffel Getreide wird auf dem Rücken zur Mühle hinab und als Mehl wieder nach Hause getragen. — Das Verhältniss ist durch Kündigung auflösbar. Diese Lehnsleute besitzen indessen ihre Stellen, wenn nicht ganz besondere Fälle eintreten, für die Lebenszeit und der älteste Sohn erbt sie zudem fast immer. — Die ganze Ackerarbeit ist hier in wenige Monate zusammengedrängt, desshalb bedarf der Bauer vielmehr fremder Hände. Ohnehin ist eine zahlreiche Häuslerschaft — wir nennen es Instleute — für ihn nicht lästig. Man ist genügsam und der Ertrag der Felder schwer zu verwerthen; nur baares Geld hat gewöhnlich der Knecht eben so wenig, wie der Herr.

Der norwegische Bauer ist der Edelmann und Freiherr seines Landes im wahren Sinne. Die kleinen Güter werden nicht durch Erbschaftstheilungen auf werthlose Brocken vertheilt, und sie zu großen herrschaftlichen Güterkomplexen zusammenzu-

kaufen, das verbieten die natürlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Jedes Glied der Familie hat an das „Odelsgut“ ein persönliches Recht. Verkauft ein Besitzer sein Gut, so kann es der nächste Verwandte, und wenn dieser verzichtet, einer von den andern, im Verlauf der nächsten fünf Jahre, gegen Erlegung der Kaufsumme zurücknehmen. Der Zeitraum war früher ganz unbeschränkt und ist erst seit Norwegens neuer Konstituirung auf fünf Jahre, und auch eine Entschädigung für die während der Zeit gemachten Verbesserungen festgesetzt. In der Versammlung zu Eidswold, welche 1814 die Konstitution ausarbeitete, erhoben sich viele Stimmen gegen dieses alte „Odelsrecht“, man trug aber Bedenken, von vorn herein an einer so tief im Leben und Bewußtsein der zahlreichsten und gewichtigsten Einwohner gewurzelten Einrichtung zu rütteln. Nach fünf Jahren geht das Odelsrecht auf den neuen Besitzer über. — Ein bestimmtes Urtheil über dies Verfahren zu fällen, dürfte schwierig sein; der norwegische Bauer legt viel Werth darauf. Denkende und patriotische Männer haben aber auch gewichtige Gründe dagegen geltend gemacht. Es wird der Preis des Grundeigenthums dadurch allerdings herabgedrückt, während sonst Alles sehr theuer, der Werth des Geldes in Norwegen also eigentlich niedrig zu nennen ist. — Ich habe den frommen Wunsch, es ließe sich in Deutschland etwas dem Aehnliches bei den kleinen bäuerlichen Besitzungen einführen. In Norwegen ists aber keine fremde und neue Erfindung, sondern ein Ueberrest des alten Feudalsystems, aus der Zeit der dänischen Oberhoheit.

Erbschaftsregulirungen werden gegenwärtig durch die Nationalbank erleichtert, welche hauptsächlich auch die Stelle der „Landschaft“ in den preußischen Provinzen vertritt. Nach einer genauen Abschätzung wird auf ein Gut bis zu zwei Drittel des Werthes eine beliebige Summe, in für voll geltenden unverzinslichen Papieren ausgeliehen. Die Bank erhält jährlich fünf Procent der Anleihe als Abzahlung des Kapitals und für den jedesmaligen Rest vier Procent Zinsen. So kann der neue Besitzer zweien Geschwistern ihren vollen Antheil auszahlen und

wenn die Jahre nicht gar zu schlecht fallen, in zwanzig Jahren seine Besitzung schuldenfrei haben. Das Geschäft der Bank ist vollkommen sicher und bringt dem Staate einen, allerdings nicht beträchtlichen, Gewinn, während es dem Einzelnen hilft und zu helfen bestimmt ist.

Die Leute auf dem Felde waren thätig. Einige schnitten zwischen Steinen und am Flussrande sehr sorgsam und sehr kurz über dem Boden das feine Gras ab. Die Sensen hatten kurze Stiele und waren sehr schmal. Unsere derartigen Geräthschaften würden hier ganz untauglich sein. Ein voller Hieb kann selten geführt werden und das Futter ist ein zu wichtiger Gegenstand, als dass man etwas längere Stoppeln sollte stehen lassen. „Das Haus mit Stroh zu decken," sagt Leopold von Buch in seiner lebendigen Weise, „würde dem Normann vorkommen, wie etwa unserm Bauern ein Dach von Brod." — Man nagelt über die sehr starken Sparren eine Bretterlage, bedeckt diese mit frischer Birkenrinde, die so langsam verwittert, dass man ihr beinahe eine beständige Dauer zuschreiben könnte. Darauf werden dann quadratförmige Rasenstücke gelegt, die freilich für unsern Dachstuhl etwas schwer sein würden, aber vortrefflich warm halten. Ein vorgeschlagnes Brett schützt das Dach in der ersten Zeit vor der Zerstörung durch Regengüsse. — Es wird dem norwegischen Landmann schwer genug, seinen, oft recht bedeutenden Viehstand durchzuwintern. An ein Körnerfutter denkt natürlich Niemand, der selbst Hafer und Gerste isst. Die Pferde bekommen Heu, Stroh, Blätter, die Kühe auch getrocknete Fischköpfe und Gräten; man pflegt auch Seegras, verschiedene Moose und Pferdemist für sie abzukochen. Die Thiere sehen bei solcher Nahrung nicht verkümmerter aus, als unsere Stiere im herannahenden Frühjahr. Im Sommer ist die Weide reichlich.

Die Getreideernte hatte im Westfjorddalen schon angefangen; die ziemlich dünn gebundenen Garben wurden auf Stangen gespiesst, die man in den Boden gesteckt hatte. Es stecken etwa ein Dutzend Garben auf einer Stange und es gehört eine eigne Vorrichtung, fast wie unsere Tritte in Bibliotheken, dazu, um

sie aufzubringen. Die unterste Garbe wird festgebunden und unter ihr bleibt ein gewisser Raum der Stange frei, um die Ratten abzuhalten. — Das Getreide trocknet so schnell durch und es wird beim Einfahren die ganze Stange leicht transportirt. —

Während wir den Leuten zusahen, sahen auch sie uns an und lachten unbefangen über unsere langen Röcke, die freilich für Gebirgsreisen so unzweckmäßig als möglich sein mochten.

Wir trafen hier einzelne Lemminge; es waren die Vorläufer einer größeren Abtheilung, die man in Dall schon seit einigen Tagen bemerkt hatte, während in Ornäs, eine Meile weiter nach dem Tindsee, sich noch keine Spur zeigte. Die Lemminge kommen in zahllosen Heeren vom Hochgebirge und gehen dichtgedrängt in die Thäler; es sind nicht eben häßliche Thiere. Sie sind in der Größe unsern Ratten gleich, ungeschwänzt, von gelb, braun, weiß und schwarz gefleckter Farbe und leben in den Bergen von Renthiermoos, in den Thälern von allem Erreichbaren. Sie würden diese Gegenden allein bewohnen, wenn der Normann nicht die ganze Einrichtung seines Gehöftes mit Rücksicht auf sie träfe. Es sind dreiste Thiere, sie pfiffen häufig am Wege und kamen uns neugierig aus dem Gestein entgegen, das auf der Flussseite einen kleinen Damm bildete. — Ich schlug mit dem Stock nach einem Thier. Der Normann, der uns führte, sagte. „Warum willst du sie tödten? Eine einzelne Ratte schadet uns nichts; und kommen viele, so wird der Tod der einen nichts nützen.“ — Ich hätte es gewünscht, einem vollen Heereszuge zu begegnen, der immer vorwärts zu dringen von den Felsen herab und durch die Flüsse hin zu strömen pflegt. Tausende kommen um und doch füllen sich im Nu alle Thäler. Was für Gründe ihre Wanderungen veranlasst, wesshalb und wohin sie dann wieder oft ganz urplötzlich spurlos verschwinden, das weiß Niemand.

Wir waren so ziemlich am Ende des Thals angekommen. Die Felsen erhoben sich und neigten sich gegeneinander. Es führte rechts ein steiler Pfad über das Gebirge hin, ins Nachbarthal. Wir mussten uns links wenden, wo ein sehr beschwer-

licher Fußpfad schnell aufwärts zwischen Gebüschen verschwand. Mein Däne fing an bedenklich zu werden; Lassen, der diesmal mitgekommen war, sprach ihm Muth ein. Die Norweger stellen die zu überwindende Wegstrecke gern kürzer vor, als sie wirklich ist. Wir rasteten.

Von dem Wege rechts zog eben eine Sennenwirthschaft. Ein Mann führte das mit allerlei Gefäßen beladene Pferd; zwei Mädchen gingen voran. An der grauen Wand sahen die Gestalten höchst lebendig aus. Uns graute vor unserm Wege, wenn wir jenen Reitweg ansahen, der auf schmalem Saum neben dem Abgrunde aufwärts führte.

Wir betraten den sogenannten Mariensteg; er hat nur für einen Mann Platz. Unser Führer ging voran; der Däne klimmte ihm ängstlich und ängstlicher werdend nach, dann folgte ich und Lassen machte den Beschluss. An einer Stelle ragte ein Felsenvorsprung recht scharf und nackt über die schmale Kante, auf der wir gingen. Man sollte sich mit den Händen daran halten und den Körper darum schwingen. Der Däne fand aber dies Manenvre unausführbar, preßte sich in die Ecke des Felsens, den Blick in die tief unten brausende Elf gerichtet, und erklärte, daß er das Menschliche geleistet habe und auf das Weitere verzichte. Es blieb nichts übrig, als an ihm vorüber zu klettern, denn ich wollte doch den eigentlichen Mariensteg betreten. Er gestand mir nachher, daß er für mich gebetet habe.

Der Mariensteg ist, streng genommen, für den Schwindelfreien nicht gefährlich. Er besteht aus einzelnen, mitunter ziemlich zummenhängenden Vorsprüngen der Felswand; die breiteren Stellen, auf denen man fußt, sind etwas über einen Fuß breit, doch giebts allerdings schmalere, und mancher Schritt muß etwas lang genommen werden. Am Ende steht auf einer kleinen Platte eine einsame Fichte im nackten Stein, und „bis an die Fichte" gekommen zu sein ist eine Ehre, die jeder Normann der Gegend zu erlangen sucht. Von Unglücksfällen habe ich nichts gehört. Es sind auch Damen auf dem Marienstege gewesen; sie pflegen einen Strick umzubinden und dem Führer das Ende in die

Hand zu geben. Das giebt eine imaginäre Sicherheit, denn ernstlich kann es keinem einfallen, daß der Mann, trotz seiner allerdings wunderbaren Gewandheit, einen Menschen über dem Abgrund schwebend zu erhalten im Stande ist, da er an vielen Stellen durchaus die Hände an den Felsen legen muss, um sich selbst festzuhalten.

„Wenden Sie sich um!" sagte Lassen, „stemmen sie die Füße an den Stein und lehnen Sie den Rücken an den Felsen, er ist hier ziemlich schräge. Der Riukan liegt unter uns."

Wir standen etwa tausend Fuß über der Maanelf, deren Fall vierhundert und achtzig Fuß beträgt. Die Wand unter unsern Füßen fiel zackig und fast mehr als senkrecht ab. Der Kessel, in den die Wasser niederstürzen, brauste unter unsern Füßen. Wir sahen weit rechts die Elf daherkommen, in einem engen Bette von schwarzem, wildzerrissenem Gestein. Sie erreicht den überhängenden Rand der Felsenkluft und stürzt in freiem, weißschimmernden Strahl nieder; oben drängen die Felsen das Wasser zusammen, unten wird der Fall breiter. Von den Seiten ragen Felsenzacken hinein und brechen gebogne, schäumende Strahlen ab. Die eigentliche Masse des Wassers fällt unten in einen Abgrund, aus dem die Wellen wie beruhigt und grünlich klar hervorquellen, um gleich nachher wieder an Felsstücke in weißen Schaum zu zerstäuben.

Der Riukan ist unbedenklich das Schönste von Allem, was ich in meinem Leben sah; ich hatte am gestrigen Abende noch mit Lassen davon gesprochen und am heutigen Morgen in mein Taschenbuch geschrieben: „Die Ufer der Alle sind schön, oder es giebt gar keine Naturschönheit." Ich habe es erst auf dem Mariensteg eingesehen, dass ich irrte; ich habe dort erst erfahren, was schön ist. Ole und die andern Landleute sahen die Sache anders an. Sie halten im Grunde jeden für etwas närrisch, oder für einen Engländer — was bei ihnen ziemlich gleichbedeutende Begriffe sind — der, um solche Dinge zu sehen, Reisen macht. Aber man vergesse nicht, dass sie in solcher Natur auf und mit ihr verwachsen. Man entferne sie vom Vaterlande

und — sie werden ohne ihre Felsen und Wasserfälle nicht bestehen können, während wir uns schon mit den bloßen Hägringar der Erinnerung begnügen.

Wir klimmten still und langsam zu unserm zurückgelassenen Freunde, und gelangten auf einem bequemern Pfade zum sogenannten Altan. Unser Däne folgte uns vorsichtig; er machte den Weg sitzend und auf Kosten seiner Unterkleider, kam aber allmälig auch ans Ziel.

Der Altan ist ein flacher Stein, etwa zwölf Fuß im Gevierte, der über dem Flußrande hängt. Man hat hier den Wasserfall gerade vor sich und steht ungefähr in gleicher Höhe mit der Stelle, von der er sich niederstürzt, etwas tiefer; den obern Lauf der Elf sieht man nicht mehr. — Ob der Anblick von hier, oder vom Mariensteg, oder von irgend einem andern Punkte am großartigsten ist, darüber kann man nicht streiten. Der Ruikan ist immer schön, wie etwa der wahre Mensch immer edel handelt. — Der Mariensteg erscheint rechts. Unser Führer war dort zurückgeblieben; er lag auf einer etwas breitern Stelle ganz ruhig. Als er uns aus dem Buschwerk auf den ganz frei liegenden Altan treten sah, kletterte er noch einmal zur Fichte und wieder zurück. Er warf einige losgebrochne Steine hinab, die an vorspringenden Zacken zerschellend in den kochenden Strudel unten stürzten. Es sah in dieser Entfernung so aus, als ginge der Mensch an der ganz glatten Wand empor; mein Gefühl dabei war banger, als wie ich selbst oben gestanden hatte. — Die Gewandtheit des Führers, der an den gefährlichsten Stellen so einfach ruhig ging, wie wir eine Treppe emporsteigen, bildete mit der Unbehülflichkeit des dänischen Flachländers einen hübschen Gegensatz gegen Lassen, der leicht und kräftig alle Beschwerlichkeiten überwand und dabei eine vielleicht gewisse graziöse Koketterie, besonders aber eine jugendlich stolze Freude über die erworbene und angeborne Geschicklichkeit an den Tag legte. —

Warum heißt denn jener Felsenpfad der Mariensteg?

Es ist eine alte Geschicht
Und bleibt doch ewig neu,
Und wem sie just passirt,
Dem bricht das Herz dabei.

Marie war die Erbtochter eines Bauern aus einem Thal jenseits des Felsenkamms, über den die Maanelf daherkommt. Ihr Geliebter, die Ueberlieferung hat seinen Namen vergessen, war der Sohn eines Häuslers in Vestfjorddalen; der reiche Bauer hätte seine Tochter nie dem armen Burschen zur Frau gegeben. Nur wenn im Winter Eis die Flüsse überdeckt und die Thäler erfüllt, kamen die jungen Beide beim frohen Fest zusammen. Im Sommer kostets für den Gebirgsmann eine Tagereise, um auf beschwerlichem, weit umführendem Wege von einem Thal ins andere zu kommen. Da machte man die kleine Platte an der Fichte zum Ort des nächtlichen Zusammenfindens. Maria kam von jenseits aus leicht bis dahin und der Jüngling fand sich diese einzelnen Zacken und Vorsprünge zum Wege. Niemand hatte in beiden Thälern eine Ahnung davon, dass man hier gehen könne. — Als der Herbst kam, wartete Maria einmal vergebens auf ihren Geliebten. Die tiefe Dunkelheit, der in den Schluchten tobende Sturm, vielleicht seine zu hastige Eile, wer weiß es, was ihn hinabstürzte. Maria hatte im Rauschen des Windes, im Brausen des Wasserfalls seinen Ruf nicht vernommen. Sie kam in der Nacht still und trübsinnig nach Hause. Des Jünglings zerschmetterter Leichnam hing zwischen zwei Felsen, die aus dem schäumenden Strudel ragen. Seine Freunde ließen sich an langen Seilen hinab, um dem Todten sein Recht zu erweisen. Maria ging allnächtlich zur Fichte und lauschte, durch die herbstlichen Stürme, auf den Ruf ihres Geliebten. An einem Morgen zog man auch sie mühsam aus der Tiefe. Ein Grab umschließt beide Leichen.

Ich kannte die Sage schon aus Mügge's Reisebeschreibung; er nennt das Paar Hero und Leander des Nordens. Lassen erzählte mir, dass die Leute in Vestfjorddalen selbst nichts von der Begebenheit wüssten oder doch nichts wissen wollten; jenseits, in

Marie's Heimath, kennt man sie wohl. Er erzählte mir viel von seinen Wanderungen im Gebirge und wie still und einfach das Leben da sei, wo nur der Eingeborne sich einzeln einmal hin verliert. Er wusste mir auch von Fußspuren zu sagen, die er in dem Gestein einer Felswand dieser Gegend gefunden haben wollte. Keilhau, den ich die Nachricht mittheilte, erklärte sie rund heraus für falsch.

Wir hätten uns im Buschwerk am Altan gelagert; der Führer kam mit seinem Speiseranzen zu uns. Wir hielten ein gemeinsames Mahl. — Dann trat der Führer mit unserm Dänen den Rückweg an; wir verweilten noch eine Weile vor dem prachtvollen Wasserfall. Wir waren sicher, jene Beiden in kurzer Zeit einzuholen.

Ich habe mich, überzeugt von der Misslichkeit eines solchen Unternehmens, bis auf den letzten Moment vor der Schilderung des Rinkan geschoben, die ich indessen dem Leser wenigstens nicht schuldig bleiben kann.

Die Gegend wild romantisch, nirgends eine Spur von der Hand des Menschen. Der ganze weite Kessel, über den der Altan hinaushängt, ist von völlig nackten, schroffen Felsen gebildet. Alle Felsen in der Nähe des eigentlichen Falls sehen dunkelschwarz aus, nur die Marienwand war etwas heller beleuchtet, ohne doch auch nur einen mildernden Kontrast hervorzurufen. Wo die Klippen nicht gar zu hoch und spitz auslaufen, sind sie mit düstern Fichten bewachsen. Links verschwindet die Maanelf hinter einem malerisch mit überhängendem Gebüsch gekrönten Felsen, rechts, nach der Marienwand zu, bildet sich ein ziemlich weites Bassin, in dem die Fluthen noch unberuhigt über einem Gewirr von schwarzen, hohen Steinen schäumen. Die hohen Wände des Bassins laufen, dem Altan gegenüber, in zwei scharf und seltsam ähnlich gezackte Felsen aus. Diese beiden schwarzen, malerisch schlanken Pyramiden bilden die Pfeiler eines Portals, durch das unten die Elf, aus dem innern Bassin des eigentlichen Wasserfalls, weiß schäumend in stolzer Wölbung herausbraust. Nach oben zu gehen die Pfeiler weiter auseinander und man

sieht das ganze Bild vor sich. Der innere Kessel ist enge und ganz fest verschlossen; noch hat ihn kein menschlicher Fuß betreten. Man könnte vielleicht im Winter durch das Portal dahin gelangen. „Im Frühling," sagte der Führer, „wenn der Schnee schmilzt im Gebirge, sieht der Riukan abscheulich aus. Er geht dann weit über sein jetziges Bette und füllt in einem wüsten Sturz den ganzen Kessel dort hinten." — Jetzt war das Bild trotz der düster romantischen Wildheit der Umgebung eigentlich lieblich zu nennen. Das breite lichte Band, oben fester zusammengehalten, unten freier und lockerer fallend an der glatten schwarzen Wand, das wunderschöne Portal davor, der breite Strom, der sich dazwischen durchdrängte, das Alles stimmte so befriedigend zusammen.

Wir schieden und ich beneidete Lassen, der noch einige Tage in Westfjorddalen bleiben und noch einmal hierher gehen wollte. Ich habe Wasserfälle von viel beträchtlicherer Höhe gesehen. Der Sarpen fällt über tausend Fuß nieder; die Wassermassen des Maanelf sind unbedeutend gegen Trollhättan. Aber wir sehen und leben nicht arithmetisch. So wenig wir das Glück an den Thälern unseres Besitzthums abzählen können, so wenig bestimmt die Fußzahl das Großartige eines Naturschauspiels.

„Was würden wir für Kohlen ersparen," sagte ein Engländer, „wenn wir die bewegende Kraft der norwegischen Wasserfälle bei uns hätten." — Die Normänner bauen nur höchst einfache Mühlen an die Wasserfälle. Jedes künstliche Werk würde bei Frostwetter zu schnell einfrieren. Die Welle des Schaufelrades trägt unmittelbar auch im Innern den Läufer. — Der Riukan ist übrigens ganz frei und es ist auch nicht vorauszusehen, daß Menschenkraft ihn sich jemals dienstbar machen wird. Selbst das Holz kann man seinetwegen nicht auf der Maanelf flößen.

Wir ließen uns bei Ole die trefflichen Forellen schmecken, die Aagott uns bereitet hatte. Am Tage darauf nahmen wir zaudernd und ungern Abschied. Wir beschenkten den Alten mit

einer Rolle vortrefflichen Tabaks und er gab uns landesübliche Taschenmesser. Das Geweih seiner eignen, weiter im Gebirge geweideten Renthiere hatte die Schaalen geliefert. Seine Hirten hatten sehr geschmackvolle Arabesken darin geritzt. Ein Bauer in Dale hatte die vortrefflichen Stahlklingen geschmiedet. „Es dien' dir bei der Freude, es verlass dich nicht im Leide!" — Solch ein Messer ist zu gleicher Zeit Geräth und Waffe. — Lassen begleitete uns noch bis an einen hohen Baum, von dem aus wir vor einigen Tagen zum erstenmal den Gausta gesehen hatten. — Dann wanderten wir allein fort. Ein Boot brachte uns bis Hakenäs. Wir wollten lieber hier ein neues dingen, als wieder mit denselben Ruderern die ganze Tour nach Tindhuset zu machen.

Mein lustiger Däne hatte mich gratis zum Doktor promovirt. Der Ausdruck in dem Postbuch, denn diese Boote sind ganz so kontrolirt, wie die Landbeförderung, und es muss Namen und Heimath des Reisenden u. s. w. stets genau vermerkt werden, machte dem guten Bauern Muth, mir sein Leiden zu klagen. Er hatte einen offenen Schaden am Fuß und ließ sich nicht bedeuten. Ich gab endlich ihm förmliche Verordnungen als Hydropath, bedauerte aber die armen verlassenen Leute herzlich. Wenn wird man doch anfangen Kirchspielsärzten die leibliche Pflege anzuvertrauen? — Der Mensch bestehet doch aus „Leib und Seele", aber die Obrigkeit sorgt vor allen Dingen mit weitschichtigen Anstalten für die Seele.

Man hatte uns im geräumigen Boot ein herrliches Laublager zurecht gemacht. Wir breiteten unsere Röcke darüber und schifften wie im Sopha träumend über den See. Die leichten Wolken schifften über uns am blauen Himmel, die dunkeln hohen Felszinnen kamen bald näher auf dieser, bald auf jener Seite zu uns. Die kleinen Gehöfte schimmerten an den Abhängen, oft weit oben. Es war eine reizende Fahrt, und die Bilder aus den letzten Tagen zogen freundlich winkend und ernst mahnend an der Seele vorüber.

Wir kamen am folgenden Tage — es war Sonntag — zur Mittagszeit nach Hitterdalen-Kirche.

Hitterdalen ist ein weites, schönes Thal, fruchtbar, schön bebaut und reichlich bewohnt — das heißt im Verhältniss zu manchem andern norwegischen Thal. Man sieht die Berge mehr zurücktreten, sie erheben sich weniger wild und hoch. Bei klarem Wetter sieht man das Thal von dem Gipfel des Gausta.

Die Bevölkerung war um die Kirche und den Pfarrhof versammelt. Der Hauptgottesdienst war beendigt, die Menschen schwärmten hin und wieder, wie die Bienen um einen gut besetzten Stock. Die schmucke Sonntagstracht der Leute, die oft recht zierlichen Wagen, die tüchtigen Pferde, das Sprechen und Verkehren hin und her, das Abreisen einzelner Gruppen, das waren so frisch wechselnde Züge in dem reichen Sonntagsbild. Die Frauen saßen auf bequemen, sesselartigen Quersatteln. Die Rückenlehne war oft recht geschmackvoll gestickt. Auch die Kleidungsstücke waren reichlich und bunt verziert. Wir legten unser Gepäck an einen Zaun; denn wir gedachten die Gastfreundschaft des Pastors in Anspruch zu nehmen. Die Kirche ward eben restaurirt. Der Gottesdienst hatte in einem Seitengebäude des Pfarrhofs stattgefunden, wo noch einige Amtshandlungen vollzogen wurden. Die Hitterdaler Kirche war eine von den sonderbaren ächt norwegischen Gebäuden von Holzschindeln mit allerlei seltsamem Schnitzwerk, mit einem bedeckten laubenartigen Umgange, halb rund, halb eckig, mit einem Thurm in der Mitte und einer Kuppel an dem einen Giebel, einem Portal an der andern. Fenster und Luken, Thüren und Thor, das war so durch einander gewürfelt, dass ich darauf verzichten muss, dem Leser den Plan und den Aufriss mit Worten abzuzeichnen. Ich könnte eben so leicht deutlich machen, wie das unbegreiflich verschlungene Schnitzwerk ausgesehen und was sich dessen Bildner bei diesem Durcheinander von Ranken, Teufels- und Schlangenfrazzen, Blumen und Engelsköpfen gedacht habe.

Pastor Flood empfing uns noch in der Amtstracht. Er war indessen mit dem runden gefältelten weißen Halskragen,

man sieht dergleichen noch in unsern Kirchen auf den Portraits längst verstorbener Pastoren, ein eben so herzlicher, ernsthafter Norweger, als wie er nachher mit uns zu Tische saß. — Seine junge liebenswürdige Frau waltete, als wir ins Zimmer traten, eben mit einer mächtigen Kaffekanne im Kreise der Landleute, die vor ihrer zum Theil weiten Heimfahrt hier noch eine Stärkung empfingen. Mehrere, namentlich ein schöner junger Mann, blieben zu Tisch.

Man verrichtete sitzend ein kurzes, stilles Gebet vor und nach der Mahlzeit. Die Unterhaltung war lebhaft und — theologisch. Pastor Flood sprach das Deutsche recht gut, er las sogar mit seiner Frau täglich einige Seiten in unserer Sprache. Die Probe ihrer Lektüre, die man mir zeigte, war für Norwegen bezeichnend, es waren Hefte von dem Goßnerschen Missionsblatt. Ich empfahl als Gegensatz den Volksboten von Rupp und Flood versprach, sich ein Exemplar zu besorgen. Die Orthodoxie ist im Norden starr und stabil. Frau Flood erkundigte sich besonders nach den Altlutheranern. Ich bedauerte ihr wenig Auskunft geben zu können. Flood selber war, wie er sagte, liberaler und wünschte mehr Leben im todten Glaubenssystem. Die Lichtfreunde waren ihm doch zu unchristlich. — Das waren absonderliche Tischgespräche. Ich setzte in längerer, zusammenhängender Rede deutsch den Unterschied von antikirchlichem, antichristlichem und antitheologischem Wesen auseinander. Man läßt dort Jeden gern und ganz aussprechen. Frau Flood focht meine ihr wol recht ketzerisch klingenden Aeußerungen in ihrer norwegischen Orthodoxie und Sprache an. Sie hat mich nicht bekehrt; denn ich verstand leider fast keine Silbe, obgleich es ihr so lieblich wie Musik vom Munde floß; vielleicht hätte ich mehr begriffen, wenn mich die Worte nicht so freundlich umklungen hätten.

Mein Gefährte hatte sich bis dahin mehr mit der vortrefflichen Krautsuppe und den geschmorten Enten beschäftigt, die wir übrigens nach der Wochen langen Molkenkur auch ganz gut mundeten. — Nun versuchte er eine wunderliche Dolmetschung,

die ihm indessen Flood abnahm. Der Pastor sprach besonders wol, um die anwesenden Landleute an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen, auch in seiner Muttersprache, aber langsam und weniger in dem markirten Dialekt seines Thals. Ich verstand ihn so ziemlich und es gefiel mir ausnehmend, wie er meine deutsche Rede seinen Tischgenossen verständlich übersetzte und mit seinen Meinungen zusammenhielt. Man hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an. Namentlich spiegelte sich auf dem ausdrucksvollen Gesicht des jungen Normanns ein so ernstes Nachdenken, ein so reifliches Erwägen ab, dass ich mich freute, der Wendung des Gesprächs nachgegeben zu haben, die mir anfangs nicht eben angenehm war.

Wir nahmen herzlich Abschied, schrieben unsern Namen in ein kleines Buch, das die Pastorin sich zu dem Ende eigends angelegt hatte und in dem schon manche Seite vollgeschrieben war, beschenkten einen alten blinden Mann, der in einer Ecke der Stube saß, als wir hörten, dass es ein armer Bettler wäre und fuhren ab.

Flood hatte unsere Wagen auf den Stationen durch seine heimkehrenden Kirchenbesucher voraus bestellt. Wir kamen rasch vorwärts. Ein Bauer erzählte uns von einem Schatz, den seine Kameraden, ich habe es nicht verstanden aus welchem Grunde, im Gebirge vermutheten und nachdem sie schon vierzehn Tage lang gesucht hatten.

Die letzte Station vor Kongsberg war ziemlich lang, aber die schönste, die ich im Norden gemacht habe. Ich habe mitunter auf Karren gesessen, die man bei uns zum Transport von Bausteinen für zu unbequem halten würde. Wir hatten an dem Tage schon manche Meile gemacht. Es war eine angenehme Ueberraschung, als wir zwei sehr bequeme Wagen mit tüchtigen Pferden vor der Thür halten sahen. Mein Sitz war muschelartig mit niedriger, aber sehr passender Rückenlehne. Die Füße ruhten auf einem Paar Gestellen, die beinahe wie Steigbügel aussahen. Ein allerliebster kleiner Junge kauerte hinten auf und plauderte mir dann und wann allerlei vor; ich ver-

stand wenigstens, dass er es freundlich mit mir meinte. — Die Bergwerksstraße ist breit und vortrefflich gehalten, sie führt zwar stark Berg an und Berg ab; man passirt sie aber in solchem Fuhrwerk sehr angenehm. Wir fuhren oft in dunkeln Wäldern. Es war fast Mitternacht, als wir in Kongsberg ankamen. Ein warmer milder Regen machte die ganze Gegend still und duftend. Man sah oft tief in den Thälern das nie erlöschende Feuer der Eisenhammer und erleuchtete Hüttenfenster. Prachtvoll glänzte schon von fern ein brennender Berg durch die Dunkelheit.

Man gewinnt das Svedjeland durch Brantebrändning. Es wird im Frühling das niedere Gesträuch und das Astwerk der Bäume abgehauen. Die Sonne des Sommers trocknet es aus. Die nutzbaren Holzstücke werden gefällt. Dann zündet man das übrige an. Die Asche düngt, die Hitze lässt vielleicht auch das Gestein schneller verwittern. Das so gewonnene Feld giebt im ersten Jahr eine sehr reichliche Erndte an Körnern, wird dann mit Kartoffeln bepflanzt, liefert noch ein oder ein paarmal gutes Gras und — ist wüste, bis sich vielleicht einst wieder Wald ansaamt. — Der Anblick eines Svedjelandes ist unangenehm. Die schwarz verkohlte Baumstümpfe, die beräucherten Steine ragen zwischen dem falben Getreide hervor; halb verkohltes Holzwerk und Steine bilden ringsum ein unordentliches Gehege.

Aber ein brennender Berg in einer nächtlichen Landschaft sieht reizend aus. Ein Reisender sagt: „Norwegen hat viele Vulkane. Das Feuer strömt aber nur von dem Krater an den Abhängen nieder, ohne sich säulenförmig zu erheben.“ — Mir fällt dabei eine andere Anekdote ein. Man pflegt in der Dannemora-Grube, wenn Mittags die Mehrzahl der Arbeiter zu Tage gefahren ist, unten die Sprengung der Erzstücke vorzunehmen. Die Explosion hallt wie ein starker Donner nach. Es heißt in einem für 1810 in Paris erschienenen Heft: Etrennes mignonnes, curieuses, utiles et interessantes Seite 49 folgendermaßen: Dans la mine de Dannemora le rocher fait enten-

dre une violente détonation tous les jours à midi precis. Il est difficile de rendre raison d'un pareil phénomène.

Wir kamen wieder in den Wald. Der brennende Berg verschwand; die Bäume sausten und unter mir, bald von oben herab, bald neben dem Wege murmelte ein Gebirgsbach. Es war, als ob er mir wie vorhin mein kleiner Postillon allerlei Geschichten und Mährchen erzählte. Was ich davon verstanden habe, will ich vorläufig für mich behalten. — Dann kamen wir wieder auf der Höhe eines Berges ins Freie. Die Feuer und Lichter erschienen tief unten im dunkeln Thal; wir rollten im Fluge von der Höhe hinab, dicht an dem brennenden Berge vorüber in die Stadt Kongsberg hinein, durch welche die Laugenelf brausend und schäumend fließt. In einem großen hell erleuchteten Hause gab's noch einen Sonntagsball für die Bergleute. Wir fuhren durch winklige, bergige Straßen zu Christiansens, allen Reisenden rühmlich bekanntem Hotel.

Der Bergbau ist in Norwegen viel jünger als in Schweden. In alter Zeit hat man nur das Sumpfeisen gewonnen und bearbeitet. Christian II. hatte auf seinen vielfachen Reisen die Nachrichten von reichen Erzlagern in Norwegen gesammelt, dem er eine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er ward in Opslo gefangen genommen und seine Pläne verschwanden mit ihm im Gefängniß. Die Einheimischen sträubten sich gegen die bergmännische Arbeit. Es bildeten fremde, deutsche Bergleute, besonders aus Sachsen, einen eignen Staat im Staate unter Christian III. Es kam zwischen ihnen und den Normännern zu vielfachen oft blutigen Zwistigkeiten und bedenklichen Unruhen.

Das Silberbergwerk im Kirchspiel Sandsvaer wurde 1623 entdeckt. Man sagt, daß ein Erdbeben das reiche Erz bloßgelegt habe. Schwache Erdstöße sind in Norwegen nicht eben selten. Noch 1848 in der Nacht vom 27. zum 28. December wachten in Vigedal und den benachbarten Orten viele Leute auf über Erderschütterungen. — Man nimmt dergleichen im Wegen z. B. gar nicht wahr. — Ein Bauerjunge Jakob Christofferson brachte die erste zufällig gefundene Silberstufe nach

wirft sie in die Flüsse, lässt sie im Winter von den beschneiten Bergabhängen auf das Eis gleiten. Meist sind sie dann schon Eigenthum irgend eines Kaufmanns in Drammen oder in einer andern Stadt. Jeder Ort und jeder Händler hat sein bestimmtes Zeichen, das in den Stamm eingehauen wird. Ich sah in verschiedenen Häusern große Papierbogen aufgehängt, auf denen die Abbildung und Deutung dieser Merkmale angegeben war. Ueber den Wasserfall kommen diese oft sehr mächtigen Hölzer in wunderlichen Bewegungen, sie tauchen oft ganz, oft mit dem einen Ende tief unter, während das andere in die Luft ragt. Vieles bleibt in den Felsenzacken mitten im Strom hängen oder wird von hoher Fluth seitwärts aufs Land geworfen. Gelegentlich hebt dann eine Frühjahrsüberschwemmung Alles auf und führt es eine Strecke weiter. Unzählbares Holz bleibt so zwischen dem Gestein stecken, zerbricht oder verwittert langsam. An geeigneten Stellen ist ein Holzfang errichtet, in dem Arbeiter die Stücke nach den Zeichen aussuchen.

Kongsberg selbst leidet bereits an Holzmangel. Verschiedene Eisengruben können deßhalb nicht weiter abgebaut werden.

Man fängt an den Wasserfällen in Norwegen und auch in Schweden viele Lachse. Der Fisch geht stromaufwärts und überwindet selbst bedeutende Hindernisse, um seinen Laich an einer sichern Stelle abzusetzen. Mit großer Kraft schnellt sich das Thier aufwärts und wiederholt unermüdet den Sprung, bis es gelingt. Man hängt nun da, wo der Fall durch Felsen gebrochen, am wenigsten heftig niederschießt, an über den Fall reichenden Gerüsten große Fischkasten auf, die oben offen, unten durch ein Gitter verschlossen sind. Der Lachs schwingt sich da hinein und sieht sich gefangen.

Ein norwegisches Volksmährchen.

Ein Kaufmann erzählte seinen Gefährten von den Thaten König Vatnar's, dessen Grab man am Strande sehen konnte. In der Nacht erschien ihm der Geist des Königs und zeigte ihm die Stelle eines reichen Schatzes zum Lohn für die Wiederbelebung des Andenkens.

Ich kam mit viel schönen Erinnerungen nach der Hauptstadt zurück. Ich hatte in einer Welt gelebt, die mir neu war und aus der mich doch so viele vertraute Gedanken ansprachen. In Christiania fand ich allerlei Heimathsklänge, die mich nicht eben freundlich berührten. —

Im Kaffeehause spottete ein Normann, den ich von meinem ersten Aufenthalt her kannte, dass jetzt in Preußen die Bilderbücher unter strenger Censur stünden. Der Hamburger Korrespondent hatte unter andern bei uns verbotenen Büchern auch Meyer's Universum aufgeführt. Man zeigte mir die neuesten Nummern der dänischen Witzblätter, die mir schon in Schweden so widerlich gewesen waren. Sie erinnern an das Wort, das Faust zu seinem diabolischen Begleiter sagt:

„Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!"

Guildenstern sagte freilich, als ich auf die empörend gemeine Art schalt, mit der z. B. der Korsar auf die fürstlichen Personen Deutschlands, namentlich auf den König von Preußen, loszuziehen pflegte: „Sie sehen daraus, dass dieselbe politische Stimmung durch alle Schichten der Gesellschaft geht. Es giebt auch bei Ihnen eine letzte Hefe des Pöbels, der man nur so verständlich wird, die aber bei Ihnen gar nicht liest." — Aber es ist nicht Mangel an patriotischer Gesinnung, was uns von

solchen Unflätherelen, von so plump persönlichen Angriffen zurückhält, sondern doch wohl ein gebildeteres Schicklichkeitsgefühl. Man findet diese Blätter auch in Kaffe's, die dem gemeinen Mann verschlossen bleiben und hört saubere Randglossen zu den unsaubern Bildern und platten Scherzen.

Ich floh aus dem Kaffehause in mein Hôtel. Da hörte ich einen Landsmann im Nebenzimmer perorlren. Er kam eben von Berlin und hatte da den Grundstein legen helfen zum Denkmal der treuen Krieger von 1848. „Es ist gut," sagte ein Normann, mit dem ich früher Czar und Zimmermann gehört hatte, „daß man ihnen einen Stein errichtet, — ein Denkmal im Herzen des Volkes erlangen sie nicht."

Mein Litthauer erzählte pathetisch weiter von seiner Unterredung mit seinem Könige und wie er ihm zugerufen habe: „O Landgraf, Landgraf werde hart!" — Der Normann lobte laut die demokratische Wendung, die das geistreiche Gespräch genommen: „Ludwig der Eiserne pflügte mit den vornehmen und reichen Ochsen das Land der Armen und Niedern."

Mir war dabei so unheimlich. Ich floh zu dem freundlichen Buchhändler Dahle und kaufte mir ein Bändchen norwegischer Volksmährchen und trug es mir hinaus auf den schönen Eggeberg.

Mich ziehen diese Kinderspiele des Menschengeistes vor allen an. Feeen und Wunder sind zwar Unsinn, aber das Mährchen ist voll Sinn. Die Wahrheit des Mährchens liegt eben im Menschengeiste selber und darin, daß er wirklich so spielt. Das ächte Volksmährchen ist ganz schmucklos. Die Leichtigkeit, mit der die Phantasie eben allen Schmuck selbst anhängt, ist gewiß ein Hauptreiz für den Hörer.

Die Ingredienzen, aus denen diese lieblichen Gerichte bereitet werden, sind sehr einfach und wenig zahlreich. Man versuche es nur, etwa aus der Grimmschen Sammlung die einzelnen Züge zusammen zu suchen, man wird über die vielen bunten Gemälde erstaunen, die der kindliche Volkswitz daraus zusammen-

setzt. Man legt nur wenig Perlen und Blättchen in ein Kaleidoskop und doch ist in jedem Augenblick die Figur neu.

Offenbar sind viele Mährchen in Norwegen deutschen Ursprungs. Ansiedler und namentlich Bergleute haben sie übertragen. Manche sind akklimatisirt, manche passen noch nicht recht in die Umgebung. Die Geschichte vom Meisterdieb z. B. die Jungfrau Maria als Pathin u. dgl. Die drei Muhmen, welche dem Prinzen die Lust benehmen, seine junge Frau spinnen zu lassen; der König Sprisselbart; vom Däumling; und ausserdem viele einzelne Parthien.

Merkwürdig war mir die verhältnissmässig grosse Anzahl von scherzenden Volksmährchen in Norwegen. Selbst in den greuligen kommen oft überraschend schalkhafte Züge wie zufällig verstreut vor.

Ich führe hier zunächst ein Beispiel dieser Art an, dessen Eingang zwar an unser Volksmährchen „Hans im Glücke" erinnert, dessen Schlusswendung aber durchaus origineller Natur ist.

Ich habe später erfahren, dass wir auch eine von Tiek bevorwortete Uebersetzung dieser Mährchen nach der ersten Auflage haben. Die Herausgeber der Sammlung, in Norwegen als Dichter bekannt und beliebt, haben zum zweiten Heft der neuen Ausgabe Erläuterungen versprochen, die für uns sicher von grossem Interesse sein werden.

Gudbrand vom Berge.

Es war einmal ein Mann, der hiess Gudbrand; der hatte ein Gehöft, das lag weit weg am Abhange eines Berges, und darum nannten die Leute ihn Gudbrand vom Berge. Er lebte aber mit seiner Frau so zufrieden und verträglich zusammen, dass Alles, was der Mann that, der Frau so wohlgethan däuchte, dass es nimmermehr besser gemacht werden könne; wie er's auch anfangen mochte, sie musste sich immer darüber freuen. Sie

besäßen ihr Stück Ackerland, hatten hundert Thaler in der Kiste liegen, und im Stall hatten sie zwei Kühe im Joch stehen. Da sagte die Frau eines Tages zu Gudbrand: „Mir däucht, wir sollten die eine Kuh zur Stadt bringen und sie verkaufen, damit wir doch ein paar Ausgabeschillinge unter den Händen haben, so wie andere Leute es haben; die hundert Thaler in der Kiste dürfen wir nicht angreifen, und ich weiß nicht, was wir mit mehr, als mit einer Kuh, wollen; und dann ist auch noch immer ein kleiner Gewinn dabei, daß ich alsdann nur auf die eine Kuh zu passen brauch, statt daß ich jetzt mich mit zweien placken muß.“ Ja, das däuchte dem Gudbrand ganz recht und vernünftig gesprochen, und er nahm sogleich die Kuh und ging damit zur Stadt, um sie zu verkaufen. In der Stadt aber fand sich Niemand, der ihm die Kuh abkaufen wollte. „Ei nun!“ dachte Gudbrand: „so geh' ich mit meiner Kuh wieder nach Hause; ich weiß, ich habe sowohl Stall, als Joch, für sie, und es ist eben so weit hin, als her,“ und damit stiefelte er getrost wieder mit seiner Kuh heimwärts.

Als er ein Endchen gegangen war, begegnete ihm Einer, der hatte ein Pferd, das er verkaufen wollte. Nun däuchte unserm Gudbrand, es sei besser, ein Pferd zu haben, als eine Kuh, und darum tauschte er mit dem Manne. Als er noch etwas weiter gegangen war, begegnete ihm einer, der trieb ein fettes Schwein vor sich her, und da meinte Gudbrand wieder, es sei doch besser, ein fettes Schwein zu haben, als ein Pferd, und tauschte mit dem Manne. Darauf ging er weiter, und nach einer Weile begegnete ihm ein Mann mit einer Ziege. „Es ist freilich immer besser, eine Ziege zu haben, als ein Schwein,“ dachte Gudbrand und tauschte mit dem Manne, der die Ziege hatte. Nun ging er eine weite Strecke fort, bis ihm endlich ein Mann begegnete, der ein Schaaf hatte, und mit dem tauschte er ebenfalls, denn er dachte: „besser ist's immer, ein Schaaf zu haben, als eine Ziege.“ Als er nun noch weiter gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einer Gans, und nun vertauschte Gudbrand das Schaaf gegen die Gans. Als er darauf ein

weites, weites Ende gegangen war, begegnete ihm ein Mann mit einem Hahn; mit dem tauschte er nochmals, denn er dachte: „Im Grunde ist's doch besser, einen Hahn zu haben, als eine Gans." Er schritt nun so lange fort, bis es schon spät am Tage war, und da nun der Hunger sich bei ihm einstellte, verkaufte er den Hahn für drei Groschen und kaufte sich dafür etwas zu essen, „denn es ist doch besser, das Leben heimzubringen als einen Hahn," dachte Gudbrand vom Berge. Darauf setzte er seinen Weg nach Hause fort, bis er zum Gehöft seines nächsten Nachbarn kam. Da kehrte er ein. „Nun, wie ist es dir in der Stadt gegangen?" fragten die Leute ihn. „O, das ist nun so so gegangen," sagte Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht loben und auch nicht verachten," und damit erzählte er ihnen, wie sich Alles zugetragen hatte, vom Anfang an bis zu Ende. „Na, da wirst du aber schön empfangen werden von deiner Frau, wenn du nach Hause kommst," sagte der Mann von dem Gehöfte: „Gott steh dir bei, ich möchte nicht in deiner Haut stecken." — „Mich däucht, es könnte viel schlimmer gegangen sein," sagte Gudbrand vom Berge: „sei es aber nun übel, oder wohl gegangen, so habe ich doch eine so gute Frau, die mir nie Vorwürfe macht, wie ich's auch immer anfange." — „Ja, das mag wahr sein," sagte der Mann; „aber ich glaub's darum doch nicht." — „Wollen wir wetten?" versetzte Gudbrand vom Berge: „ich habe hundert Thaler in der Kiste liegen, hälst du eben so viel dagegen?" — „Topp!" rief der Nachbar; und als es anfing zu dämmern, begaben beide sich zu Gudbrand's Gehöft. Hier blieb der Nachbar draußen vor der Thür stehen, um zu horchen, während Gudbrand hineinging zu seiner Frau und mit ihr sprach. „Guten Abend!" sagte Gudbrand vom Berge, als er eintrat. „Guten Abend!" sagte die Frau: „Na, Gott sei Lob! bist du wieder da?" — Ja, das war er denn. Nun fragte die Frau, wie's ihm denn gegangen wäre in der Stadt. „Ach, so so!" antwortete Gudbrand: „ich kann mein Glück eben nicht sonderlich rühmen. Als ich zur Stadt kam, war da Niemand, der mir die Kuh abkaufen wollte! darum

vertauschte ich sie gegen ein Pferd." — „Ei! das muss ich dir ja Dank wissen," sagte sie, „wir sind so brave Leute, dass wir auch wohl zur Kirche fahren können, eben so gut, wie Andre, und da wir Rath haben, uns ein Pferd anzuschaffen, warum sollten wir es nicht? — Geht hin, Jungens, und zieht das Pferd ein!" — „Je," sagte Gudbrand: „ich hab' das Pferd doch nicht; denn als ich ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich es gegen ein Schwein." — „Nein!" rief die Frau: „das ist doch recht, als wenn ich's selber gethan hätte! danke schön, lieber Mann! nun hab ich doch Speck im Hause, um den Leuten Etwas anzubieten, die zu uns kommen. Was sollten wir auch wol mit dem Pferde? die Leute würden nur sagen, wir wären so vornehm geworden, dass wir nicht mehr zur Kirche gehen könnten, wie wir sonst gethan. — Geht hin, Jungens, und bringt's Schwein herein!" — „Aber ich habe das Schwein doch auch nicht," sagte Gudbrand: „denn als ich ein Ende weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Milchziege." — „Jerum! wie du Alles vortrefflich machst!" rief die Frau: „Was sollte ich auch mit dem Schwein, wenn ich's recht bedenke? die Leute würden nur sagen: die da fressen Alles auf, was sie haben. Nein, hab' ich eine Ziege, so bekomm ich Milch und Käse und die Ziege bleibt mir dennoch. — Jungens, lasst die Ziege ein!" — „Nein! ich habe die Ziege doch auch nicht, sagte Gudbrand: „denn als ich etwas weiter auf dem Weg gekommen war, vertauschte ich die Ziege und bekam dafür ein herrliches Schaaf." — „Nein!" rief die Frau: „du hast Alles gemacht, wie ich's mir nur wünschen kann, gerade, als wär ich selbst dabei gewesen. Was sollten wir auch mit der Ziege? ich müsste denn immer hinterherlaufen und bergan und bergab klettern. Hab ich aber ein Schaaf, so habe ich Wolle und Kleider im Hause und Essen obendrein — Geht hin, Jungens, und bringt das Schaaf rein!" — „Aber ich hab' das Schaaf auch nicht mehr," sagte Gudbrand: „denn als ich etwas weiter gegangen war, vertauschte ich es gegen eine Gans." — „Ei, tausendmal schönen Dank!" sagte die Frau: „Was sollte ich auch wol mit

dem Schaaf? Ich habe ja weder Rocken noch Spindel, und frage auch nicht danach', mich zu placken und zu quälen und Kleider zu weben; wir können ja unsere Kleider kaufen, wie wir sonst gethan haben. Nun bekomm' ich doch mal Gänsefleisch zu essen, wonach es mir schon so lange gejankert hat und kann mir Dannen in meinen Pfühl stopfen. — Geht hin, Jungens, und holt die Gans rein!" — „Je, ich hab die Gans aber auch nicht," sagte Gudbrand, „denn als ich noch ein Stück Weges gegangen war, vertauschte ich sie gegen einen Hahn." — „Gott weiß, wie du auf das verfallen bist!" rief die Frau, „es ist gerade Alles, als ob ich's selbst gemacht hätte. Ein Hahn, das ist eben dasselbe, als ob du eine Weckuhr gekauft hättest; denn jeden Morgen kräht der Hahn um vier, und dann können wir zu rechter Zeit auf die Beine kommen. Was sollten wir wol mit der Gans? Ich versteh mich nicht darauf, Gänsefleisch zu pöckeln und meinen Pfühl kann ich mir ja mit Seegras stopfen. — Geht hin, Jungens, und holt den Hahn rein!" — „Aber ich habe doch den Hahn auch nicht," sagte Gudbrand, „denn, als ich noch etwas weiter gegangen war, bekam ich einen entsetzlichen Hunger und musste den Hahn für drei Groschen verkaufen, dass ich nur das Leben heimbrachte." — „Na, das war recht, dass du das that'st!" rief die Frau. „Wie du's auch anfängst, so machst du Alles, wie ich's nur wünschen kann. Was sollten wir auch mit dem Hahn? Wir sind ja unsre eigne Herren und können des Morgens liegen bleiben, so lange wir wollen. Na, Gott sei Lob, wenn ich nur dich wieder habe, der du Alles so gut machst, brauch ich weder Hahn, noch Gans, noch Schwein, noch Kuh." Nun machte Gudbrand die Thür auf. „Hab ich jetzt die hundert Thaler gewonnen?" rief er; und da musste der Nachbar gestehen, dass er es hätte.

In einem andern Mährchen kommt eine Frau vor, die in dem neuen, für ihren Mann zugeschnittenen Hemde das Halsloch vergessen hat und sich bemüht, es ihm trotzdem mit Hülfe eines Rollholzes über den Kopf zu ziehen.

Eine Freiershistorie lautet so:

„Es war einmal ein Bursch, der ging aufs Freien aus. Da kam er unter andern auf einen Kathen, wo die Leute in purer Armuth lebten; als aber der Freier kam, wollten sie gern wohlhabend scheinen, das kannst du dir denken. Der Mann hatte einen neuen Aermel in seine Jacke bekommen. „Setz dich nieder," sagte er zu dem Freier, „aber es sieht hier allenthalben so staubig aus!" und damit ging er umher und wischte und stäubte mit seinem neuen Aermel überall auf den Bänken und Tischen herum; den andern Arm aber hielt er auf den Rücken. Die Frau hatte einen neuen Schuh bekommen und mit dem stieß sie an alle Bänke und Stühle. „Es liegt hier soviel herum," sagte sie, „es sieht hier so unordentlich aus." Darauf riefen sie die Tochter, sie sollte hereinkommen und aufräumen. Die hatte eine neue Mütze bekommen und steckte den Kopf zur Thür herein und nickte: „Ich kann denn doch auch nicht überall sein," sagte sie. Ja, das waren rechte Wohlstandsleute, zu denen der Freier gekommen war. —

Die Abende sind dort länger, als bei uns, drum ists auch mit den Mährchen so; viele haben etwas zweitheiliges. Nach dem die Prinzessin nach mancherlei schrecklichen Gefahren gewonnen ist, geht sie wieder verloren und muss nun wieder gesucht und erkämpft werden.

Zwei Gestalten wiederholen sich fast in allen ächt norwegischen Mährchen: Der Askeladden und der Trold. Jener ist unser „dummer Hans," der mitunter ein bloßer Faulpelz und Glückspilz, meistens aber doch der tapferste, klügste und beste unter seinen äußerlich bevorzugten Brüdern ist.

Askeladden oder auch Askepot entspricht dem Worte nach unserm Aschenbrödel, Aschenputtel; es ist aber immer ein Jüngling. Man muss die riesigen Heerde und Kamine des Nordens kennen, um sich den Askeladden denken zu können. Unser dummer Hans liegt meist auf der Ofenbank. —

Im Norden ist der Winter hart, die Nächte lang und fin-

ster, draußen stürmt der Schnee; man ist auf dem engen Hüttenraum beschränkt. Da sitzt es sich so traulich am Heerde; man sieht in die sinkenden Gluthen, man freut sich über die abknisternden Funken, man stört, in allerlei Träume verloren, in der Asche. — Nun aber gilts! Es ist ein Werk zu thun und der Mensch, der da eben scheinbar dumpf brütend in der Asche wühlte, wird ein anderer. Er richtet sich auf, steigt auf die Schneeschuhe, nimmt den Spieß zur Hand und tritt dem grimmigen Bären entgegen oder zähmt im Sommer die tobende Fluth seiner Fjorde, daß sie seinen Rachen mit erwünschter Beute füllt. —

Es kommen wol auch Troldweiber, ganze Troldfamilien vor, und der arme Vater muß mitunter seine Tochter gekocht verzehren. Aber durchschnittlich ist der Trold ein Mann, ein riesenhaftes Ungeheuer, es hilft ihm nichts, daß er zaubern kann, daß er mitunter bis zwölf Köpfe hat, sie werden ihm alle abgehauen, er ist dumm und die poetische Gerechtigkeit will einmal, daß es ihm so schlecht wie möglich ergehe. —

In einem Mährchen schläft der Trold. Jeden seiner zwölf Köpfe hat eine geraubte Prinzessin im Schoße, um ihm zu krauen. Solche kolossal, ungeheure Vorstellungen wiederholen sich.

Die Grimsschecke hatte drei Jahre lang die Milch von zwölf Stuten getrunken. Sie war endlich so groß geworden, daß Askeladden nur aufsteigen konnte, wenn sie sich mit allen vier Füßen platt auf den Boden legte. Zwanzig Pfund Eisen und zwölf Pfund Stahl reichen eben nur zu ihrem Beschlag hin; dann freilich trampelte sie auch einen Berg in den Grund, der dem Königsschloß die Sonne versperrte. Zu einem Kampf belud man sie mit zwölf Tonnen Roggen, zwölf Tonnen Gerste, zwölf geschlachteten Ochsen, zwölf Ochsenhäuten mit Lanzenspitzen und einer Theertonne.

Kommt Askeladden ins Schloß, so hängt an der Wand ein Schwert und daneben eine Flasche. Er muß dreimal trinken, bevor er das Schwert gehörig schwingen kann.

Schätze, die im Nibelungenlied und in allen alten Gedichten, selbst in Reineke Fuchs, eine so große Rolle spielen, kommen auch oft vor. Einmal finds goldne Reifen, die Askeladden für Fassbänder ausgiebt. Die sonderbaren goldnen Bänder, die man im Norden mitunter findet, spiegeln sich darin ab; ihre eigentliche Bestimmung hat man noch nicht erkannt.

Ich gebe zum Schluss ein eigentliches Troldmährchen, mit dem Bemerken, dass ich den Anfang um manche Wiederholungen und einige, uns bekannte Züge verkürzte.

Von dem Riesen, der kein Herz im Leibe hatte.

Aschenputtel's sechs ältere Brüder waren ausgezogen, sich Frauen zu suchen, und hatten sie gefunden; waren aber auf dem Heimwege von dem Riesen in Steine verwandelt. Aschenputtel wollte sie suchen. Der König, sein Vater, weigerte sich vergeblich gab ihm endlich ein schlechtes Pferd und stattete ihn überhaupt nicht fürstlich aus. Unterwegs fand der Prinz einen halbverhungerten Raben, einen auf das Trockne gerathenen Lachs und einen sterbenden Wolf. Er gab dem Ersten seinen Mundvorrath, half dem Zweiten ins Wasser und erstach für den Dritten sein altes Pferd. Alle drei versprachen ihm Hilfe. Der Wolf trug ihn nach dem Riesenschloss. Der Riese, den Niemand tödten konnte, denn er hatte kein Herz im Leibe, war nicht daheim. Seine Prinzessin versteckte den Fremdling unter dem Bette. — Der Riese kam. „Hu!" sagte er, „ich wittere das Gebein eines Christenmenschen!" Die Prinzessin wusste ihn zu beruhigen und sie begaben sich zu Bette. „Ach," sagte sie, „da ist eins, was ich dich so gern fragen möchte, aber du musst nicht böse werden." — „Was ist denn das?" fragte der Riese. „O," sagte sie, „ich möchte gern wissen, wo du dein Herz hast, da du es doch nicht bei dir trägst." — „Das ist etwas, wonach du

nicht zu fragen brauchst," sagte der Riese, „sonst liegt es dort unter der Thürschwelle." — „Aha! da wollen wir's schon finden!" dachte Aschenputtel, der unterm Bette lag. Aber er und die Prinzessin suchten, als am andern Morgen der Riese fortgegangen war, vergeblich unter der Schwelle. — „Diesmal," sagte sie, „hat er uns angeführt, aber wir wollen es noch einmal versuchen." Darauf pflückte sie die schönsten Blumen, die sie finden konnte und bestreute damit die Thürschwelle, nachdem sie vorher wieder in Ordnung gebracht war. Der heimkehrende Riese witterte wieder den versteckten Christen, aber er ließ sich auch wieder beruhigen. Nach einer Weile bemerkte er die bekränzte Schwelle und sagte: „Wer hat denn alle die schönen Blumen hergelegt?" „O, das habe ich gethan," sagte die Prinzessin. „Und was soll's?" fragte der Riese. „Meinst du denn nicht, daß ich dich so lieb habe, um die Schwelle mit Blumen zu bestreuen, wenn ich weiß, das dein Herz darunter liegt?" sagte die Prinzessin. „Ja so!" sagte der Riese, „sonst liegt es aber nicht da." — Als sie wieder im Bette lagen, bat die Prinzessin ihn, er möchte ihr doch sagen, wo sein Herz wäre; denn sie hielt soviel von ihm, sagte sie, und darum möchte sie es so gern wissen. „O, es liegt dort in dem Wandschrank," sagte der Riese. — Aber er hatte sie wieder getäuscht. Sie schmückten den vergeblich durchsuchten Schrank abermals mit Blumen und Kränzen. Abends kehrte der Riese nach Hause zurück. Er witterte den Christen, ließ sich aber beruhigen. Auch am Schrank wiederholte sich dasselbe Spiel. „Kannst du so närrisch sein und glauben, daß mein Herz darinnen sei!" sagte der Riese. „Ich muß es wohl glauben, wenn du es sagst," versetzte die Prinzessin. „Du bist eine Närrin!" sagte der Riese, „wo mein Herz ist, dahin kommst du nie." — „Du könntest mir aber doch wohl sagen, wo es ist," sagte sie. Nun konnte der Riese nicht anders, sondern mußte es ihr sagen. „Weit, weit von hier in einem Wasser liegt eine Insel, auf der Insel steht eine Kirche, in der Kirche ist ein Brunnen, in dem Brunnen

schwimmt eine Ente, in der Ente ist ein Ei, und in dem Ei — da ist mein Herz."

Mit Hilfe seiner Thiere setzte sich der Prinz leicht in Besitz des Herzens. Nun, sagte der Wolf zu dem Prinzen, sollte er das Ei in der Hand drücken; und wie der Prinz das that, schrie der Riese laut auf. „Drück noch einmal zu!" sagte der Wolf; und wie der Prinz noch einmal zudrückte, erhob der Riese ein klägliches Gewinsel und bat flehentlich um sein Leben; er wolle auch Alles thun, was der Königssohn verlangte, wenn er ihm bloß nicht das Herz entzwei drücken wollte, sagte er. „Sage ihm, wenn er deine sechs Brüder wieder in Prinzen und ihre Bräute in Prinzessinnen verwandelt habe, dann sollte er das Leben behalten," sagte der Wolf; und das that der Prinz. Ja, dazu war der Trold gleich bereit. Er verwandelte die sechs Brüder wieder in Prinzen und ihre Bräute in Prinzessinnen. „Drück jetzt das Ei entzwei!" sagte der Wolf. Nun drückte der Prinz das Ei entzwei, und da barst der Riese mitten von einander. Wie sie ihn nun quitt waren, ritt Aschenputtel wieder zurück nach dem Bergschloss. Da standen alle seine Brüder mit ihren Bräuten frisch und gesund vor ihm, und Aschenputtel ging in den Berg und holte sich die Prinzessin, die wurde nun seine Braut, und darauf reisten sie alle miteinander zurück nach dem Schloss des Königs. Wie nun der alte König alle seine sieben Söhne mit ihren Bräuten ankommen sah, da freute er sich nicht wenig, kannst du glauben; aber die schönste von allen Prinzessinnen war doch die Braut von Aschenputtel, und er musste sich mit ihr bei Tafel obenan setzen. Darauf hielten alle Prinzen Hochzeit mit ihren Bräuten, und es wurde gegastet und gejubelt viele Tage lang, und haben sie nicht ausgejubelt, so jubeln sie wol noch.

Meine Mährchen und die schöne Aussicht von den Bergen hatten meinen dummen Aerger gemildert und gelindert. Ich ging nach der Stadt und hielt, in der Restauration der Freimaurerloge, ein schönes Mittagsmahl, mit meinem patriotischen Litthauer und einem jungen, liebenswürdigen Paar aus Greifs-

wald, das, von Christiania aus, eine Gebirgspartie zu machen beabsichtigte und später auch wirklich in Vestfjorddalen gewesen ist.

Wir machten gemeinsam eine Fahrt nach der Insel Hovedöen im Fjord, auf der noch einige Klosterruinen von verklungenen Zeiten erzählen. An den Ueberresten sieht man wenig, aber die Fahrt in dem Fjord ist immer so herrlich.

Wir freuten uns Abends im Theater über das lebhafte Spiel der dänischen Truppe, die hier Vorstellungen gab und — schieden.

Das Zusammentreffen der Reisenden gleicht dem Spiel der Wellen, die flüchtig die Klippen des Ufers küssen und zurückrollend im weiten Ocean verrauschen. —

Kjöbenhavn.

„Wenn Jemand nicht viel und weit in die Welt hinauszureisen gedenkt, so muss er nach Kopenhagen gehen, wo er von Allem etwas sehen und erfahren kann; will aber Jemand die Welt bereisen und alle ihre großen Hauptstädte frequentiren, so braucht er Kopenhagen gar nicht zu besuchen, weil er hier wenig finden wird, was er nicht hier oder dort besser und großartiger gesehen hat."

Kohl.

Wo Ihr zu Menschen kommt, Ihr seht
Die nämliche Geberde,
Und wie's auf dieser Insel geht,
Gehts auf der ganzen Erde.

Hollberg.

Das Dampfschiff Christiania legt im großen Belt bei Nyeborg auf Fünen an. Der Kapitain kündigte uns an, dass wir binnen einer Stunde dänischen Grund und Boden unter uns haben würden. Bei dem Gedanken beschlich mich ein unheimliches Graun, trotzdem dass im Nationalcharakter des Deutschen etwas Kosmopolitisches das Wesentliche sein soll. Die Schlacht bei Idstedt war vor Kurzem geschlagen. Ich hatte noch in Norwegen die Triumpfbülletins der dänischen Blätter gelesen; ich sollte nun dem Sieger ins Angesicht sehen und mich als Deutscher mit schonender Großmuth behandeln lassen. — Es war eine finstre, unfreundliche Regennacht; widrige Winde hatten unsere Ankunft um zwölf Stunden verspätet. — Wir stiegen ins Boot, das die Wellen unsanft schaukelten und gegen die Schiffswand warfen. Die Leuchtfeuer an der Küste flackerten, wir konnten einige erhellte Fenster in der Stadt sehen, — Es verfloss eine Stunde und das Boot hing noch am Schiff und wir saßen noch in unsere Mäntel gehüllt auf unsern nassen Koffern. Mich hatte schon vorher eine Sturzwelle vollständig eingeweicht; die Situation war sehr unbehaglich.

„Warum werden wir nicht ans Land gesetzt?“ — Die Briefe und Poststücke nach Dänemark sind noch nicht in Ordnung.“ —

Die Norweger sind freie Leute, sie übereilen sich nicht. Der Kapitain ging mit seinem ledernen Mantel und Hut ruhig auf dem Hinterdeck hin und her. Der Lieutenant, dem das Expeditionsgeschäft oblag und der es heute zum erstenmal besorgte, konnte zusehen, wie er fertig würde. Unsere Bitten waren vergeblich, unser Zorn lächerlich. —

Endlich stießen die Matrosen ab. Wir landeten, es war schon ganz finster; der Regen floss in Strömen. Einige Männer luden unser Gepäck auf einen Handwagen. Wir zogen in ein gemauertes Thor mit weitem, niedrigem Gewölbe. Ein dänischer Zollbeamte beleuchtete uns mit der Laterne.

„Sprechen Sie deutsch?“ sagte einer von den Reisenden, ein belgischer Resident, wenn ich nicht irre. — „Ja.“ — „Mein Pass hier wird Ihnen zeigen, dass meine Koffer dort schwerlich Kontrebande enthalten. Diese beiden Herren sind Attaché's der spanischen Gesandschaft in Berlin.“ — „Ich glaube Ihnen; bitte, lassen Sie Ihr Gepäck fortbringen.“ — Die einfache Artigkeit des dänischen Zöllners kam mir wie eine Art von Trost vor. Ich nannte und legitimirte mich, versicherte nichts Versteuerbares und Verbotenes bei mir zu führen und durfte gehen. —

Man fährt auf einem Dampfboot nach Seeland hinüber und landet bei Körsör. Die deutschen Kriege der letzten Jahre haben Dänemark an der Vollendung einer Eisenbahn gehindert, die von Kopenhagen hierher auf die Westküste Seelands führen soll; nur die Strecke von Kopenhagen bis Röskilde (spr. Rosskille) ist seit 1847 fertig. Bis dahin führen gut eingerichtete Diligencen. —

Röskilde (die Deutschen sagen Rothschild; das Wort bedeutet „Rö's Quelle“ und Rö soll ein Held der Vorzeit gewesen sein) bildet mit seiner Umgebung den klassischen Boden Dänemarks. — Hier lag das alte Leire, jetzt nur ein unbedeutendes Dörfchen. In der alten Lethraborg haben die ältesten dänischen

Könige gehaust. Die Geschichte des ersten Dan, von dem die Sage den Namen des Landes, die Gelehrten wollen es freilich bestreiten, ableitet, verliert sich in des Mährchens Nebelwelt. Von Hrolf Krake und seinen 12 Riesen, vom kühnen Skjold erzählt die Sage greuelige Heldenthaten. Thor und Freia hatten hier ihre Tempel; Hertha ihren heiligen See, in dem ihr zur Ehre lebende Wesen, 99 von jeder Art, ertränkt wurden. Hier herum haben die freien Männer mit ihrem Könige Thing gehalten. — Harald Blauzahn verlegte den Herrschersitz 980 nach Röskilde, und bis auf Christian von Baiern, also fünfhundert Jahre lang, residirten hier mächtige Könige und Bischöfe. — Nun ist das Alles verschollen; die Stadt ist unbedeutend. An die Könige mahnen dort nur die zahlreichen Hünengräber und im Dom zeigt man die Pfeiler, in denen Harald Blauzahn's Leiche und die seiner nächsten Nachfolger aufrecht vermauert wurden. Die spätern liegen in Marmor gehauen über ihren Särgen, so Margarethe, andere knieen neben dem Monument, das sie bedeckt.

„Dein Gut kann schwinden," heißts in der Edda, „Dein Geschlecht und deine Lieben können sterben, du selbst wirst sterben. — Eins weiß ich, das nimmer stirbt: Das Gericht über den Todten."

Der Dom ist eine von den besten Kirchen in Dänemark, wenn nicht die vorzüglichste. Einen Vergleich mit den ausgezeichnetern Domen Deutschlands hält freilich kein derartiges Gebäude im Norden aus. — Der Stil ist gotisch byzantinisch, vielfache Anhängsel entstellen das Ganze. — Man hat die Entstehung dieses etwas gedrückten Bogens sinnreich genug aus der Sitte der alten Skandinavier erklärt, ihre gestorbenen Helden mit Waffen und Geräth unter dem umgestürzten Schiff zu begraben. — Doch — verlassen wir „die stolzen Fürstentrümmer."

Der Röskilder Eisenbahnhof liegt vor dem Weiter Thor Kopenhagens. —

Es ist bei Carl B. Lorck in Leipzig 1850 ein vortreffliches „Handbuch für Reisende nach Dänemark, Kopenhagen und seine Umgebungen" erschienen. Ich darf mich hier also wohl noch

weniger um die Kümmern, die mir etwa nachreisen wollen. — An einem Reisehandbuch durch Schweden und Norwegen scheint es indessen noch zu fehlen. Das mir zu Gesicht gekommne verdient den Namen nicht und scheint ganz und gar in Deutschland geschrieben zu sein.

Ich laborire eben nicht an übergroßer Gewissenhaftigkeit beim Besehen von Merkwürdigkeiten. Nur in Kopenhagen (das ist übrigens auch eine deutsche Verstümmelung, und die Stadt heißt eigentlich Kjöbenhavn) besuchte ich unverdrossen Museen und Schlösser. Die Sammlungen sind zum Theil vortrefflich und interessant; besonders aber rühme ich die vortreffliche Anordnung, die Uebersichtlichkeit, die freien Räume, die Zuvorkommenheit und Tüchtigkeit der Aufseher und Ciceronen. Etatsrath Thomsen, unter dessen Leitung die historischen und Kunstmuseen stehen, ist ein Ideal, die jungen Männer, die ihm zur Seite stehen, würdige Stellvertreter.

Beispiele machen meine Meinung besser deutlich als Redensarten.

Das ethnographische Museum bildete früher eine Abtheilung der königlichen Kunstkammer, ist aber jetzt besonders durch Thomsen neu geordnet und durch die von der Galathea mitgebrachten Merkwürdigkeiten vermehrt, in einer Reihe von Sälen des sogenannten Prinzenpalais, aufgestellt. Man war eben beschäftigt, eine reiche Sammlung aus dem Orient in einem tiefer gelegenen Stockwerk, dessen Ausbau noch nicht ganz vollendet war, zu ordnen. —

Man hat die repräsentirten Völker in drei Abtheilungen gebracht und diese wieder nach den Klimaten zusammengestellt.

Zuerst sieht man die Geräthe der Völker, die im Allgemeinen noch keine Metalle verarbeiten; dann, denen noch eine eigne Literatur fehlt und endlich fremde Kulturvölker. —

Wie vollständig die Sammlung und wie zweckmäßig die Aufstellung ist, zeigt zunächst Grönland, das freilich als dänische Besitzung das meiste Interesse bot und das meiste Material lieferte.

Schon im zehnten Jahrhundert entdeckten nordische Seefahrer das Land. Sie siedelten sich in dem südwestlichsten Theil an und die Kolonie wuchs zu einer bedeutenden Macht. Kirchen wurden gebaut, und Grönland hatte sein eignes Bischofthum. Der schwarze Tod und Bürgerkrieg bewirkten, daß die Kolonie sich selbst überlassen blieb und zerfiel.

Die im Jahre 1825 entstandene Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, hat unter andern zwei wichtige Schriften herausgegeben: „Grönlands historische Denkmäler“ in isländischer und dänischer Sprache und Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales Rerum Antecolumbianarum in America, in denen bewiesen wird, das Nordländer von Island und Grönland aus schon lange vor Columbus Nordamerika nicht allein besucht, sondern auch theilweise bebaut haben. — Sehr interessante Belege für diese Meinung bewahrt das altnordische Museum auf. Man hat indessen die Absicht, dieselben künftighin dem ethnographischen einzuverleiben.

Länger als 300 Jahre hindurch war jede Verbindung der amerikanischen Ansiedlungen mit dem Mutterlande abgeschnitten. Das Heidenthum verdrängte die Anfänge der christlichen Gesittung, die Bewohner versanken in die ursprüngliche Barbarei. Durch das Bestreben eines einzelnen Mannes, des Prediger Poul Egede, wurden im Anfange des 17ten Jahrhunderts neue Ansiedlungen auf der Westküste gegründet. Jetzt giebts dort 16 Kolonien, in zwei Inspektorate, das nördliche und südliche eingetheilt. Es sind Kirchen gebaut und Schulen gegründet, das Christenthum herrscht allgemein. Man rechnet die Bevölkerung, inklusive der Europäer, auf 8000; im südlichen Theil ergab die letzte Zählung 5796, von denen 2476 auf die Kolonie Julianehaab kommen.

Die ersten Schränke zeigen die Waffen und Geräthschaften, deren die Grönländer sich bedienten zur Zeit der neuern Anlandung der Europäer. Alles bezieht sich auf den Fischfang, das meiste ist von Knochen gearbeitet. Mit großer Sorgfalt sind

kleine Eisenstückchen verwandt, die sich von ältern Zeiten her erhalten haben mögen. —

Man hat weiterhin die verschiedenen Gegenden des Landes besonders berücksichtigt, je nachdem die Natur diese oder jene Hilfsmittel versagt oder bietet, diese oder jene Beschäftigung gebietet. Ich muss mich damit begnügen, Einzelnes und mehr Allgemeines anzuführen.

Die Sommer-, die Winterkleidung, die Anzüge für Männer, Weiber, Kinder sind verschieden. Die Werkzeuge zur Verfertigung, die rohen und die bearbeiten Stoffe lassen uns in das häusliche Leben hineinsehen. Schneeschirme und Schneebrillen schützen gegen das blendende Licht, das auf den weissen Flächen, bei der Länge des Sommertages, dem Auge verderblich wird. Daneben hängen Beutel, in denen man die Feierkleider zu verwahren pflegt. — Man sieht die Uebergänge aus dem rohen Naturzustande, da jeder aus dem Gefundenen machte, dessen er bedurfte, bis auf die gegenwärtige Zeit, da man von Europa eingeführte Stoffe und Zierrathen verwendet. Der Luxus wird auch in Grönland manchem Hausstande verderblich; namentlich trinken sie gern Kaffe.

Die Kähne der Grönländer sind von verschiedener Art, bestehen aus einem künstlich gefügten, mit Seehundsfell überzognem Skelett und haben mitunter eine beträchtliche Länge. Die Nothwendigkeit, sich reissenden Strömen und der heftigsten Brandung auszusetzen, hat ausserordentliche Vorsichtsmassregeln nöthig gemacht. Der Grönländer steckt dann in einer zusammenhängenden Kleidung von doppeltem Leder, die er mit eingeblasener Luft füllt. Es sah schauerlich aus, wie eine solche braune Gestalt in einem Originalkahn sass, den Lederhelm an der Stelle des Kopfes und die Handschuhe an den Rudern.

Zu Lande fährt man mit Hunden. Neben einem wirklichen Schlitten mit Peitsche und Geschirr für sieben Hunde, hatte man ein gutes Modell gestellt. Diese Sitte finde ich namentlich sehr zweckmässig und sie wird hier in allen Fällen festgehalten, wo das Verständniss sonst nicht leicht wäre.

An den Wänden hängen Abbildungen von Grönländern (1654) mit ihren schwarz tättowirten Gesichtern.

Ich muss darauf verzichten, die sinnreichen Vorrichtungen zu beschreiben, vermöge welcher sie sich den Seehunden ungehört und ungesehn und doch mit großer Schnelligkeit nähern, und erwähne nur noch der Wohnungen, die man hier sowohl in Modellen, als auch in Natura sieht. Ich kann meine Leser versichern, dass die Winterwohnung von Seehundsfell noch den eigenthümlichen Thrangeruch bewahrt hat. Sie ist niedrig und unregelmäßig zeltförmig; ringsum beschweren Steine den Behang. Der innere Raum ist durch eine Decke in zwei Zimmer getheilt. Eine Pritsche, mit Fellen bedeckt, dient als Sophabett. Ein Nähkörbchen steht da, Sehnen, sorgfältig aufgelöst und zusammengeflochten, dienen als Zwirn. In einer Ecke hängt der eigenthümliche Kochapparat, von einer weichen Steinart sorgfältig gearbeitet, etwa in der Form unserer irdenen Bratpfannen. Darunter steht eine Lampe von eben dem Material und derselben Gestalt; es fehlt nur der mit Thran reichlich getränkte Docht darin und oben ein Stück Seehundsfleisch, dann könnte man ein grönländisches Mahl bereiten.

Ich übergehe alle Zwischenstufen und erinnere mich nur mit vielem Vergnügen, wie einer von den Aufsehern in dem Saal, der die auf das häusliche Leben der chinesischen Damen bezüglichen Gegenständen enthält, eine Vorlesung über die Toilette hielt. Er nahm die betreffenden Gegenstände aus den Schränken und Schaukasten, erklärte ihren Gebrauch, gab sie den aufmerksamen Zuhörerinnen in die Hände, sprach dabei aber so schnell und so ächt dänisch, dass ich wenig von seiner Auseinandersetzung gewann. — Uebrigens gab er mir aber Auskunft, wo ich sie bedurfte, mit großer Bereitwilligkeit und in ganz geläufigem Deutsch. Ebenso zuvorkommend zeigte man mir die noch nicht aufgestellten Sammlungen besonders; obgleich Thomsen meinte: „Ein Preuße sind Sie? — das sind ja unsere schlimmsten Feinde, — nun hier sind wir auf neutralem Gebiet!“ —

Das Museum der nordischen Alterthümer ward 1807 auf Nyrup's Vorschlag gegründet und umfasst jetzt 11,000 Nummern, während der jährliche Zuwachs 4—600 Nummern beträgt. Man hat in Dänemark die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, dass jeder Fund nicht allein nach dem vollen Metallwerth bezahlt, sondern auch in jedem besondern Fall durch eine Prämie belohnt wird. Die Sammlungen in Stockholm und Christiania enthalten manches interessante Stück, können sich aber, namentlich in der streng wissenschaftlichen, so zu sagen, lebendigen Anordnung, auch nicht in der Vollständigkeit mit der Kopenhagens messen.

Von den zwei Perioden, der heidnischen und der katholischen, interessirt uns besonders die erstere.

Thomsen brachte mir einen deutschen Katalog mit. Eine neue Umarbeitung des Museums und der Verzeichnisse war gerade im Werk.

Die flachen Schränke an den Wänden und die Schaukasten in der Mitte, geben in jedem Saale ein Ganzes. Der Raum ist frei und nicht ängstlich gespart, man hat seinetwegen niemals von dem leitenden Gedanken der Aufstellung abweichen dürfen. — Man sieht die Kultur sich entwickeln, wie man die Metamorphose der Pflanzen beobachten kann. —

Die beiden ersten Zimmer stellen das „Steinalter" dar. Die Messer und Lanzenspitzen sind, wie die Beile zum Holzfällen und die Streitäxte, die Sägen und Meißeln fast alle von Feuerstein. Man hat oft angefangene und noch nicht ganz vollendete Arbeiten neben einander gestellt, so dass man fast jeden mühsamen Hieb zu sehen glaubt. Die Werkzeuge, deren man sich zu diesen Arbeiten, zum Behauen, Schärfen und zum Einbohren der Axtlöcher, die übrigens von beiden Seiten angefangen wurden, bediente, geben uns das Bild einer solchen Steinschmiede. Man hat an einer Stelle eine große Anzahl mehr oder weniger vollendeter Steinklingen, die Werkstätte eines Künstlers gefunden. Jeder Fund, der ein Ganzes bildet, ist ungetrennt in einem Kasten niedergelegt. In einer Nische hängen die steinernen Aexte

der noch lebenden Wilden. Die Art, wie man, oft sehr sinnreich, oft sehr kümmerlich, die Stile befestigte, ist wohl dieselbe geblieben. Einige japanische Alterthümer beweisen, daß der Naturzustand aller Völker derselbe war, wenn die spätere Kultur auch ganz verschiedene Wege einschlug.

Die Gräber nur dieses Zeitalters zeigen irdene Gefäße von verschiedener Art, manche sind flaschenförmig, andere bestimmt, aufgehängt zu werden. Man verbrannte damals die Todten nicht, man gab ihnen Speise und Trank mit. —

Manche von diesen Arbeiten sind vortrefflich ausgeführt und vieles verziert; man findet Breitbeile mit länglicher Stilöffnung. Einige Pfeilspitzen von Knochen waren mit feinen eingekitteten Feuersteinstückchen zu gefährlichen Waffen gemacht. —

„Die Torfmoore,“ sagte Thomsen, „sind unser Herkulanum und Pompeji.“ 1845 fand man in einem solchen auf Fünen ein sichelartig gekrümmtes Messer mit schönem Handgriff, ein andermal eine Kiste mit Bernstein (wahrscheinlich der Vorrath eines Kaufmanns), den man wieder auf Schnüre gezogen hat. Die meisten Stücke sind hammerförmig.

Das „Steinalter“ währte etwa bis 500 vor Christus. Das darauf folgende „Broncealter“ bis etwa 500 nach Christus.

Es ragen die Steine der Urzeit noch weit hinein. Man bearbeitete zuerst die Steinhämmer nach Metallmustern, man bohrte das Schaftloch mit einem Metallcylinder. Der Ambos war ein oben abgeplatteter Stein. — Man bediente sich noch steinerner Kornzermalmer. Sie bestehen nur in einem Steinblock, der oben abgeflacht ist. In eine Vertiefung, in der Mitte der Oberfläche, paßt eine steinerne Kugel, mit der man das vermuthlich vorher geröstete Getreide zerdrückte. — Ein Schiffsanker von Stein war wohl schon mit Metallwerkzeugen behauen. Es war ein regelmäßiges Fünfeck mit einer Rundung an jeder Spitze und in der Mitte durchbohrt. —

Die Broncesachen sind allermeist gegossen. Man ist sehr sparsam mit dem Metall umgegangen und namentlich muß reines Kupfer zu den größten Seltenheiten gehört haben. Man

hat auch früh im Lande selbst Broncearbeiten ausgeführt. Viele haben eingeschlagene Verzierungen, manche sind mit Bernstein eingelegt, andere mit Gold verziert.

Bei den ältern Schwertern und Dolchen sind die Gefäße nicht von Metall. Thomsen bedauerte, daß er die Länge der Lanzen nicht angeben könnte. Man hat oft Spitze und Ortband an einem Orte gefunden, aber man hat nie auf die Entfernung zwischen beiden Stücken geachtet.

Manche Waffen sind hohl, haben einen Lehmkern und sind mit Goldplatten belegt. Sie dienten wohl nur dem Oberhaupt in friedlicher Versammlung, oder einem Götzenbilde zum Schmuck.

Ringe und Diademe, Spangen und Nadeln, allerlei Kopfputz und anderes Schmucksal zeigt von zunehmender Pracht. Man hat einige Stücke sauber aufgeputzt und sie sehen in der That ganz herrlich aus. Eine fußlange Nadel, bestimmt die Gewänder zusammen zu halten, hat oben einen hohlgeschliffenen Knopf, der die Sonnenstrahlen auffing und zurückwarf. Auch den Schweif der Pferde scheint man mit Gold- und Bronceringen verziert zu haben. — Die Werkzeuge zur Verfertigung der Kleider sind sehr einfach. Ein Pfriem machte die Oeffnung und mit kleinen, pincettenartigen Zangen zog man die Fäden durch. Einige Nadeln mit Oehren sind sehr unvollkommen. Man bediente sich damals wol nur selten eines andern Stoffes, als des Leders. —

Als Geld dienten kleine, spiralförmig aufgerollte Drathringe von Gold und Bronce, von denen man beliebige Summen abbrechen konnte. — Auch die Armringe waren oft spiralförmig.

Außer vielen Bruchstücken hat man bis jetzt sechs ganz vollständige, zum Theil wohl erhaltene Luren gefunden; es sind dies Kriegshörner, lang, gewunden, von feiner Arbeit; sie kamen nur in Dänemark vor. Man könnte sie noch blasen. —

Die Leichen wurden während dieses Zeitalters verbrannt. Man findet Aschenkrüge und Thränenurnen und daneben kleine, lanzenförmige Broncestückchen, die vielleicht an Stelle der wirk-

der noch lebenden Wilden. Die Art, wie man, oft sehr kunstreich, oft sehr kümmerlich, die Stile befestigte, ist wohl dieselbe geblieben. Einige japanische Alterthümer beweisen, dass der Naturzustand aller Völker derselbe war, wenn die spätere Kultur auch ganz verschiedene Wege einschlug.

Die Gräber nur dieses Zeitalters zeigen irdene Gefäße von verschiedener Art, manche sind flaschenförmig, andere bestimmt, aufgehängt zu werden. Man verbrannte damals die Todten nicht, man gab ihnen Speise und Trank mit. —

Manche von diesen Arbeiten sind vortrefflich ausgeführt und vieles verziert; man findet Breitbeile mit länglicher Stilöffnung. Einige Pfeilspitzen von Knochen waren mit feinen eingekitteten Feuersteinstückchen zu gefährlichen Waffen gemacht. —

„Die Torfmoore," sagte Thomsen, „sind unser Herkulanum und Pompeji." 1845 fand man in einem solchen auf Fünen ein sichelartig gekrümmtes Messer mit schönem Handgriff, ein andermal eine Kiste mit Bernstein (wahrscheinlich der Vorrath eines Kaufmanns), den man wieder auf Schnüre gezogen hat. Die meisten Stücke sind hammerförmig.

Das „Steinalter" währte etwa bis 500 vor Christus. Das darauf folgende „Broncealter" bis etwa 500 nach Christus.

Es ragen die Steine der Urzeit noch weit hinein. Man bearbeitete zuerst die Steinhämmer nach Metallmustern, man bohrte das Schaftloch mit einem Metallcylinder. Der Ambos war ein oben abgeplatteter Stein. — Man bediente sich noch steinerner Kornzermalmer. Sie bestehen nur in einem Steinblock, der oben abgeflacht ist. In eine Vertiefung, in der Mitte der Oberfläche, paßt eine steinerne Kugel, mit der man das vermuthlich vorher geröstete Getreide zerdrückte. — Ein Schiffsanker von Stein war wohl schon mit Metallwerkzeugen behauen. Es war ein regelmäßiges Fünfeck mit einer Rundung an jeder Spitze und in der Mitte durchbohrt. —

Die Broncesachen sind allermeist gegossen. Man ist sehr sparsam mit dem Metall umgegangen und namentlich muss reines [illegible] größten Seltenheiten gehört haben. Man

hat auch früh im [illegible] eingefaßt. [illegible] haben eingeschlagene [illegible] eingelegt, andere mit Gold [illegible]

Bei den [illegible] nicht [illegible] Lanzen nicht [illegible] an einem [illegible] zwischen beiden [illegible]

[illegible] mit [illegible] in [illegible]

[illegible] Man [illegible] That [illegible] Gewinder [illegible] Knopf, der [illegible] den [illegible] ringen [illegible] der [illegible] und [illegible] durch. [illegible] Man [illegible] als des [illegible] —

Als Gold [illegible] ringe von Gold [illegible] abbrechen [illegible] —

[illegible] ständige, zum Theil [illegible] Kriegshämmer, lang [illegible] in Dänemark [illegible] —

Die [illegible] Man findet [illegible] lanzenförmige [illegible]

lichen Waffen, dem Todten mitgegeben wurden. Die Gräber enthalten auch außerdem manches noch Räthselhafte.

In einem Grabe bei Lingby fand man die Gebeine in ein grobwollenes Tuch gewickelt, darunter ein Fell, ein Bronceschwert mit wohl erhaltener Lederscheide, ein Säckchen von zierlich gepresstem Leder, mit einer Nadel verschlossen und darin Wurzeln, Eidechsenschwänze u. dgl. Ein Zauberer oder Arzt mag da begraben sein.

Das Zeitalter der Eisenarbeiten reicht von 500 bis 1000 nach Christus. Die Eisenwaaren kamen aus dem Süden, aber nur durch Verkehr, nicht durch Völkerwanderung. Man findet hier namentlich viel goldne Ringe und Reifen. Bei Broholm auf Fünen war der Metallwerth eines Fundes, es war wol der Schatz eines Reichen, 1120 Dukaten.

Auch konstantinopolitanische Münzen finden sich; gnostische Amulette, vermischt mit heidnischen; allmälige Uebergänge zum Christenthum.

Neben dem Gelde waren die alten Zahlungsringe noch im Gebrauch, man bediente sich aber der Wage und der Gewichte. Eine Art von Glaskugeln, die im Innern allerlei bunte Gegenstände zeigen, hat man erst in neuester Zeit wieder nachgemacht. — In einem Schachspiel sind die Figuren durch Zapfen feststellbar. —

Die Sitte, die Leichen zu verbrennen, hört nun allmälig auf. Man hat 1820 das Grab der um die Mitte des 10ten Jahrhunderts gestorbenen Königin Thyra Dannebod bei Jellinge, geöffnet. Ein vorgefundenes Wachslicht zeigte, dass Diebe schon früher die Schätze geraubt und nur Einzelnes für den Alterthumsforscher übrig gelassen hatten.

Eine schöne Haarflechte und der Rest eines Wollengewebes, gehört der 1835 ausgegrabenen Leiche der Königin Gunhild, der Gemahlin des norwegischen Königs Erik Blodoxe (im 10ten Jahrhundert), die im Haralskjärer Moor versenkt wurde.

Ich fürchte, dass meinen Lesern die Aufzählung schon zu lange gedauert hat. Das Interesse der Dänen für diese Sammlung ist groß, man beeifert sich allgemein jeden Fund einzusenden;

und ich habe Landleute gesehen, die ihren Nachbarn die von ihnen eingelieferten Sachen zeigten. Thomsen ist hier recht eigentlich in seinem Elemente. Er weiß hier wissenschaftliche Erörterungen zu geben, hängt dort einem Kinde oder einem hübschen Bauernmädchen einen Schmuck um, spricht hier irgend einen Provinzialdialekt, dort deutsch, dort französisch u. s. w.

Die Gemäldesammlungen Kopenhagen's sind reich an Stücken aus der niederländischen Schule. Ich muss gestehen, dass mir der Sinn für das, was man eigentlich Kunst nennt, abgeht. Ich habe den Verstand nicht dafür oder — es ist in der Gurkenmalerei kein Verstand. Ich habe mir im Christianborger Schloss lange ein Spargelbild angesehen. Es ist wahr, die Spargel waren vortrefflich; ich habe sie so vortrefflich in der Natur nie gesehn; es waren Spargelideale; aber Spargel scheinen mir geschaffen zu sein, um gegessen, nicht um angesehen zu werden; sie sind Gegenstände für die Kunst des Kochs, nicht für die des Malers. — Da ich nun in den Bekenntnissen einer unschönen Seele schon so weit gegangen bin, so will ich auch hinzusetzen, dass mich jedes Bild peinigt, wenn es eine, so zu sagen, unhaltbare Situation darstellen soll. Ein Tuch, das zur Erde fällt und von dem man nicht begreift, warum es in der Luft hängen blieb; einen zurücktaumelnden Menschen, der im selben Moment umfallen oder sich wieder feststellen muss, kann man doch unmöglich längere Zeit ansehen und der Maler bestimmte sein Bild, dass man davor verweile. Es giebt in jeder Handlung, auch in den leidenschaftlichsten, Pausen, in denen vielleicht eben die Spannung auf das Höchste steigt, die aber doch Ruhepunkte für das äußere Agiren sind. Die muss der Maler — der Künstler wählen, wenn er — meinen Beifall erndten will.

Ich lobe die Idee eines jungen Dänen, dessen Name mir leider entfallen ist, die Gattin Hectors im Morgengrauen darzustellen. Andromache sitzt, das schöne sinnende Haupt in die Hand gelehnt. Der Held hatte ihr beim Abschiede seine baldige Wiederkunft verheißen; sie hatte ihn erwartet. Er kam nicht, sie sah erst seinen Leichnam wieder. — So, wie der Maler sie

abbildete, hat sie wirklich die langen Stunden der Nacht hindurch gesessen und sinnend und traurig geharrt.

Der patriotische Sinn der Dänen zeigt sich in vielen ganz braven Bildern aus Hollbergers Komödien und aus seinem satyrisch-philosophischen Roman „Niels Klim's Reise in die Unterwelt." —

Ich übergehe damit alle übrigen Sammlungen Kopenhagens und führe meine Leser nach dem Rosenburger Schloss, dessen Sammlungen auf einem bestimmten Prinzip beruhen und nicht bloß eine Anhäufung von kostbarem Gerülle sind. — Das Gebäude rührt, wie viele ähnliche, von Christian IV. her und ist 1604 von Inigo Jones nach des Königs eignem Plan und Geschmack halb gothisch, halb italienisch, halb englisch gebaut. Die alten Gräben und Pallisaden umgeben es noch, obgleich die sich erweiternde Stadt es längst in sich aufgenommen hat. Trotz einer gewissen Bizarrerie in allen Gebäuden Christian's IV. machen sie doch einen angenehmen Eindruck. Man begreift sie nicht sogleich; aber man verweilt davor, wie vor einem hübschen Räthsel. — Ich will mich damit begnügen, die sonderbaren Zahlenverhältnisse der Dimensionen anzugeben. Rosenborg hat außer dem Souterain 3 Etagen und ist 70 Fuß hoch, 76 Fuß breit und 152 Fuß lang. Es hat vier Thürme. Der eine hat nur die Höhe des Hauptgebäudes und enthält den Haupteingang, der größte misst 148, die beiden mittlern 104 Fuß. Ein Garten mit herrlichen Bäumen schließt sich daran. Das Schloss ist jetzt unbewohnt, man hat von Christian IV. an jedem Könige ein oder einige Zimmer gewidmet und darin Alles aufgestellt, was dem Verstorbenen besonders lieb gewesen ist oder von ihm am meisten benutzt wurde. — Diese Anordnung macht das Beschauen weniger beschwerlich und ermüdend. Man sieht jedesmal das Bild eines Menschen und einer Zeit vor sich. Das gewährt schon ein historisches Interesse. Der Mensch lebt sich in den Sachen, die er wählt und braucht aus und lebt sich auch in sie hinein. Aber zum Theil sind Könige selten recht maskirte Persönlichkeiten, zum Theil wird die Sachenmasse um sie

her zu sehr gehäuft und ist zu wenig durch sie bestimmt. Manches hat auch als Gold und Silber, als Stein und Perle imaginären oder als Kunstwerk wirklichen Werth. — Das psychologische Studium gewinnt freilich am wenigsten, alle diese Könige, oder doch fast alle haben sich am meisten über buntes und blankes Kinderspielzeug gefreut, manche haben selbst dergleichen gedrechselt. — Auf die Dauer wird die Wanderung zwischen diesen stillestehenden Uhren, den leeren Meubeln, den Gedenkzeichen längst verstorbener Menschen ungemüthlich. Auch sieht man nicht die Geschichte der Menschen, nicht die der Kunst und des Geschmacks vor sich, sondern nur die der Mode und — das ist ein ziemlich langweiliges Buch. —

Von Christian IV. rühren die meisten Gegenstände her und seine Umgebung hatte etwas charakteristisches. Er war Dänemark's größter König und hat dabei etwas von Czar Peter I., nur nichts von dessen Roheit. Christian schlief in einer Hängematte, auch daheim, und die Haken dazu sieht man noch in seinem Schlafgemach. Er starb hier am 28. Februar 1648. In den Füllungen des Paneels sind Gemälde eingefügt, Prospekte von Venedig, das Bild seines Hofnarren, einige weibliche Portraits — Christian IV. hatte mehr als eine Geliebte, — die Abbildungen seiner Favorithunde, Wildbrat und Türk. — Seine sonstigen Geräthschaften sind sehr praktisch. Ein Stock, in dem Kompass, Sonnenuhr, Messer, Feile, Winkel- und Ellenmaß; eine Wage, auf der er seinem Münzmeister die edeln Metalle selbst zuwog. — Oeffnungen in den Thüren, durch die er in den Audienzsaal sehen, verborgne Sprachrohre, durch die man aus einem Theil des Schlosses mit dem andern kommunizieren kann u. s. w., ein Oelgemälde mit Christi Verhöhnung, wie der König sie einst in Rothenburg sah. Im Rahmen ist ein von des Königs Hand geschriebener Zettel, der so lautet:

Disser Gestaldt ist miir den 8. Dezember auf dem Hausse Rodenburg Morgens frue gezeiget der Hon und Spott so unser Erlösser und Seeligmacher Christus Jesus un-

ferendthalben gelitten bej warrendem Gebet zu Gott führ die Noot der ganzen Evangelischen Kirchen. Anno 1625. Christianus IIII. D. G. Rex Daniae et Norv. ma. pr. S.

Aus Friedrich's III. Zeit fällt das Bild eines Predigers auf, das der König gemalt hat, als er noch Erzbischhof zu Bremen war. — Auch hat er das Pferd Cranach abbilden lassen, dessen Mähne bis zur Erde reichte. Der Schweif war dreimal so lang als die Höhe des Pferdes und wurde zierlich gebunden und gewickelt, von einem Pagen getragen.

Ein Riffel, den man mit 30 Schüssen laden kann, vorn rund und hinten eckig, trägt über Friedrichs Namenszuge eine Bischofsmütze. Der Schluss der Inschrift lautet:

»Und jetzt frei sag,
Ob mir ein Rohr auch gleich sein mag.
Peter Kalthoff 1646 fecit Flendsburg.

Den königlichen Krönungsstuhl liess Friedrich aus den sonderbaren Einhorn des Narwal machen. Er wird noch gebraucht. Die grossen Edelsteine, die dazu gehören, waren jetzt herausgenommen. Der Stuhl der Königin sieht prachtvoller aus, er ist mit Silberplatten belegt.

Aus Christian V. Zeit fällt ein hohes Champagnerglas auf, mit der Inschrift:

Wer mit Bachus kommt ins Spiel
Seh sich für und trau nicht viel.
Nimmt er dir dein Kopf nur ein
So seind die Füsse nimmer dein.

Dass es sonst an Trinkhörnern aller Art und von jeder Dimension nicht fehlt, darf ich nicht weiter erweisen.

Ein grosses Portrait des Königs mit vergötternder Umschrift stickte Christians IV. unglückliche Tochter Eleonore Christine Ulfeld im Gefängniss. — Als Parallele erwähne ich aus dem Zimmer Friedrich's IV. eines Oelgemäldes, auf dem der schwedische Generalfeldmarschal Graf Magnus Steenbock sich im Kerker selbst darstellte. Er hält ein Papier in der Hand, worauf die Worte stehen: „Herr lass deinen Gefangenen los." — Steenbock starb 1716 in der Citadelle Friedrichshavn.

Unter all den mit Gold und Edelgestein überladenen Waffen (an einem Degen ist das Gefäß aus dem vom Alchymisten Burrhi gewonnenen Golde verfertigt) nimmt sich ein Degen Karl's XII. sonderbar aus. Das Gefäß ist von vergoldetem Kupfer. Der König schenkte ihn einem norwegischen Oberst Kruse, der sich am 9. März 1716 sehr tapfer gegen die Schweden unter Karls eigner Anführung vertheidigt hatte.

Unter der Regierung Friedrich's VI. strandete 1820 ein dänisches Schiff an der Küste Chinas. Ein dortiger Kaufmann Chunga aus dem Hause Tungsang in Canton nahm sich der Verunglückten sehr thätig an. Der König schickte ihm dafür sein Portrait und andere Geschenke zum Dank. Chunga erwiderte die Artigkeit. Sein Bild hängt hier und ein Joo—e, ein Sinnbild des Glückes und der Freundschaft wird sorgfältig aufbewahrt. Er ist ein dicker Holzstab mit allerlei Verzierungen und allegorischen Darstellungen. —

Die Rosenburger Sammlungen werden jedesmal an höchstens 12 Personen vorgewiesen und man bezahlt dafür einige Thaler. Die Ciceronen sind sachverständige und sehr gebildete Männer. —

Ich glaube nun hinlänglich dargethan zu haben, daß ich wirklich in Kopenhagen viel angesehen habe und füge zum Beweise, daß ich die Naturmerkwürdigkeiten nicht überging, bei, daß das zoologische Museum ein Stück von dem Kopf einer Dronte (Didus ineptus) aufbewahrt. Das Thier ist längst ausgestorben. —

Es hat mich gewundert, daß man Thorwaldsen's Museum, das doch ein Nationalheiligthum vorstellt, nur selten und auch dann nur auf kurze Zeit dem Publikum öffnet. Es ist ja schon schlimm genug, daß unsere Kunsthallen dann und wann verschlossen werden; man sollte es namentlich in solchem Fall wenigstens so unfühlbar als möglich machen.

Die Stadt liegt ganz flach am Meer und hat nichts Charakteristisches. Feuersbrünste haben sie vielfach zerstört und alle besondern Züge verwischt. Sie ist durchschnittlich wohlgebaut, bringt es aber nicht zu der schönen Langweiligkeit Berlins.

durch die Straßen wandern, um interessante Häuserphysiognomien zu sehen, wird man hier nicht. Alle ältern Städte Deutschlands ziehen in dieser Hinsicht mehr an.

Kongens Nytorv ist der größte und schönste unter den Plätzen und liegt ziemlich mitten in der Stadt. Es münden hier zwölf Straßen, und ringsum stehen stattliche Häuser, in der Mitte die merkwürdigste Bildsäule der Stadt. Aber — der Platz ist von einer unangenehmen Unregelmäßigkeit, die ihn umgebenden Gebäude lange nicht groß genug für seine 335,000 □ Fuß, der bleierne König in der Mitte, „nimmt sich", wie mein Wegweiser es sehr höflich ausdrückt, „am schönsten in passender Entfernung aus."

Geht man von hier in die „breite Straße," so kommt man an die 1749 angefangene Marmorkirche, die unvollendet in sich verfällt. Ein häßlicher Bretterzaun entstellt den Platz noch mehr. So anziehend für unsere Phantasie jede Ruine ist, weil wir sie träumend und dichtend mit Gestalten einer entfernten Vergangenheit beleben: so unangenehm berührt uns ein unfertiges zerbrechendes Werk. — Die Marmorkirche macht indessen einen andern Eindruck. Es ist traurig, dass ein edler Gedanke nicht in sich die Nothwendigkeit trägt, vollständig zur Wirklichkeit zu kommen. Ich hatte so eben von Lenau's Tod gelesen. Wie stimmte der zertrümmerte Bau damit zusammen. Es ist ein Ende, kein Schluss. Lenau schaute von der Höhe in die Tiefe, und sie schien ihm bodenlos, er ließ die Erscheinungen um sich wirbeln, er musste wol vom Schwindel ergriffen hinabstürzen. —

Hier in der Nähe liegt auch ein großes Hospital. Ich verweile nicht dabei. Das Scherflein ists des Reichen, der sich so, nachdem er das Gute der Erde genossen, für ein billiges auch einen Platz in Abrahams Schoß sichert.

Der Marmorkirche gegenüber liegt Amalienborg, ein regelmäßig achteckiger Platz von vier Palästen eingeschlossen; in der Mitte steht Friedrich's V. Reiterstatue. — Weiterhin kommt man an den Hafen, man sieht die mächtige Kriegsflotte, die

hauptsächlich durch ihre Unglücksfälle berühmt und wegen der durch sie herbeigeführten unnützen Belastung eines kleinen Staates merkwürdig ist. — Jenseits des Hafens liegt die Insel Amager mit üppigen Gemüsegärten. Sie ist unter Christian II. von holländischen Bauern bevölkert, die noch viel von ihrer Nationalität bewahrt haben. —

Unter den Kirchen sieht der Fremde nur die Metropolitane des ganzen Reiches, die Frauenkirche. Hier stehen die schönen oft beschriebenen Bildsäulen Thorwaldsens. Nachdem die Engländer 1807 das ältere Gebäude zerschossen hatten, führte 1829 Hansen das jetzige aus. Das Aeußere verspricht wenig. Das Innere ist einfach und harmonisch. Das Bild des Erlösers steht in einer vergoldeten Nische des Altars. Die Apostel stehen frei. Man sagt, dass Thorwaldsen sie absichtlich für die schon fertigen Mauernischen zu groß arbeitete.

An der Trinitatiskirche ist der runde Thurm als Kuriosität sehenswerth. Man hat von oben herab eine prosaische Uebersicht des Stadtplans. Sein Inneres ist ein 15 Fuß breiter Schneckenweg, der mit dem einen Rande auf der äußern Mauer, mit dem andern auf dem Hohlpfeiler in der Mitte ruht. An und in der Mauer sind viele Runensteine aufgestellt. Die Entzifferung der Inschriften hat weder hier noch sonst bis jetzt irgend ein Resultat gegeben; sie stammen aus den Jahren 1200 bis 1449 und der Inhalt ist fast immer ganz unbedeutend. Czar Peter soll jedesmal, wenn er das hier oben befindliche Observatorium besuchte, hinaufgeritten sein, wozu übrigens nur die Kunst und Kühnheit gehört, mit der unsere jungen Herren mitunter eine Promenade für Fußgänger zum Spazierritt wählen. Seine Katharina soll sogar vierspännig hinaufgefahren sein, wobei ich nur nicht einsehe, wie man wieder herunterkam. — Es war früher eine beliebte Weise, sich durch Hinunterstürzen von diesem Thurm das Leben zu nehmen. Jetzt wird nur noch Mittwochs und Sonnabends um 12 Uhr Mittags durch eine fallende Flagge die Zeit genau bestimmt. Unten stehen dann allerlei Müssiggänger, die sorgfältig ihre Uhren reguliren,

um für die folgenden Tage immer genau zu wissen, welche Stunde es ist, die sie eben mühselig genug todtschlagen.

Die Wälle der Stadt dienen als Spaziergänge und bieten an manchen Stellen freundliche Aussichten auf die fruchtbare Insel und ihre herrlichen Buchenwälder. Viel besucht werden sie nicht. Nur am großen Bußtage in der ersten Frühlingszeit (Store Bededag) wallt jeder rechtgläubige Kopenhagner da hin und der Hof selbst zeigt sich am Festabende. — In etwas weiterm Umkreise giebts manchen schönen Punkt. Gehen wir aus dem Westthor, so führen schöne Alleen nach einer Rotunde, auf der die Freiheitssäule steht. Die Bauern haben sie dem Könige Christian VII. und seinem Sohn Friedrich VI. gesetzt, als unter des letztern Regentschaft ihre Leibeigenschaft aufgehoben wurde. Sonst ist das Denkmal nicht von Belang und hat sich jetzt etwas seitwärts geneigt. — Nicht weit davon liegt das Tivoli, ein beliebter Lustort der niedern und mittlern Volksklassen. Es sind hier zwischen und auf den Wellen freundliche Anpflanzungen gemacht. Man zahlt am Thor ein geringes Eintrittsgeld und hat dafür Konzert, pantomimische Darstellungen und sonst allerlei Kurzweil. Bei Nacht macht sich der Platz von bunten Lampen erleuchtet und von bunten Volksmassen durchwogt, ganz hübsch. Die Musik, unter dem beliebten Tanzkomponisten Lumbye, spielt recht brav; und mir wenigstens machten die auf einem offnen Theater aufgeführten mimischen Darstellungen viel Vergnügen; wenn es auch nur stets eine Räubergeschichte war, die mit einem Knalleffekt, einer todtgeschlagenen und todtschlagenden Gruppe und bengalischen Flammen endete. Wir sind in Norddeutschland wenig an dergleichen gewöhnt. — Verfolgt man die Straße weiter, so erreicht man das Lustschloß Frederiksberg, dessen großer Garten das Publikum allgemach in Besitz genommen hat. Auf einer Terrasse vor dem Palais hat man eine herrliche Ansicht der Stadt. Die schönen Buchen an der Terrasse rahmen das Bild freundlich ein. Man sieht die vielen schlanken Thürme, die Häusermassen zwischen dem Meer und der grünen Flur. — Es verhüllte sich

der Himmel, als ich von Frederiksberg nach der Stadt zurückging; es regnete kalt und hässlich, als ich um Mittag in ein Speisehaus im Tivoli trat. — Wie anders erschien mir der Ort. Es war Alles leer, in einem Bauer krauste sich ein fröstelnder Papagei; in einem andern kauerten traurige Affen. — Die schwarzgebrannten Hülsen vom gestrigen Feuerwerk lagen auf den zertretenen Rasen. Die geschminkten Harfenisten und die halbberauschten Bauchredner und was sonst sich noch von solchen Erscheinungen am Abend hier in den einzelnen Konditoreien und Trinkbuden umzutreiben pflegt, war wie Nachtgeflügel verschwunden. Vielleicht freuten sie sich nun auch einmal Menschen zu sein, da sie sonst allnächtlich Narren vorstellen. — Ich aß ganz allein in einem hohen weiten Brettersaal und fand es recht unbehaglich. Es kommt Alles auf die Beleuchtung an, oder vielmehr, man muss nichts bei Lichte besehen! —

Man feierte, als ich mich in Kopenhagen aufhielt, am 30. und 31. August und am 1. September ein dreitägiges Fest im Garten des Rosenburger Schlosses. Man zahlte ein bedeutendes Eintrittsgeld. Der ganze Ertrag war für die Wittwen und Waisen der bei Idstedt gefallenen Krieger bestimmt. Die nöthigen Einrichtungen waren fast ganz durch freiwillige Opfer bestritten. Selbst die Handwerker und Arbeiter hatten ganz oder zum Theil ihre Dienste umsonst geleistet. — Der Aufenthalt in Kopenhagen war damals ohnehin ziemlich trübe. Man sah verwundete, verstümmelte Soldaten in allen Straßen; vor den Lazarethen und vor den Gebäuden, die nur einstweilen dazu eingerichtet waren, hatte man dicke Lagen von Sägespähnen und Sand aufgeschüttet, um den Verwundeten drinnen Geräusch und Erschütterung abzuwehren, — ach! und draußen lagen auf zwei Kriegsschiffen über tausend deutsche Gefangene. Meine Leser können es sich vorstellen, dass ich nicht in der Stimmung war, an einem solchen Fest lebhaften Antheil zu nehmen. Einige deutsche Kaufleute, die ich an der Gasttafel meines Hotels getroffen hatte, nahmen mich indessen mit. — „Wir sind Kosmopoliten,“ sagten sie, „dänisches und deutsches, russisches und

französisches Geld ist uns gleich lieb!" — Ich verließ sie gleich beim Eintritt in den Garten, weil sie mir doch zu roh in die Luft einstimmten und ging allein in der wogenden Menge umher. Der Garten war blendend erleuchtet. Farbige Ampeln in langen Reihen, in weiten Kreisen, in großen Sternen füllten alle Gänge und Plätze mit zauberischer Tageshelle, stiegen bis in die Spitzen der hohen Bäume, spiegelten sich in dem Wasser der kleinen Teiche und in den Strahlen der Springbrunnen, Konzerte, Theater, Lustbarkeit aller Art! Vornehm und Geringe, Reich und Arm, Alles fluthete durcheinander. An allen Ecken wurden von eigends durch Band und Kokarde markirten Herren und Damen neue Beiträge für die Hinterbliebenen gesammelt. Schöne Mädchen verkauften Blumenbouquette und schenkten frisches Trinkwasser für beliebige Silbermünze. — Herren aus den aristokratischen Lebenshöhen gingen mit Sparbüchsen umher, andere hatten eine Roulette eingerichtet, bei der es zu den Merkwürdigkeiten gehörte, wenn Jemand den gemachten Gewinn einstrich. Hier ward um Wein gewürfelt, da wurden Kleinigkeiten verlost. Mit großem Eifer suchte Jeder Kunden anzulocken. Der Ertrag war auch in der That recht bedeutend. — Mir war das Fest indessen eine prachtvolle lebendige Erscheinung, nur konnte ich den Sinn nicht fassen und verstehen. Ich setzte mich in eine entlegene Laube. Da traten meine alten Freunde Rosenkranz und Guildenstern zu mir und begrüßten mich artig und freundlich. Nachdem wir den bei der Abfahrt üblichen Ballast von stehenden Redensarten sackweise über Bord geworfen, P. P. wie man's in Briefen nennt, stieg der Ballon unseres Gesprächs schnell in höhere Regionen und wir sahen die Welt aus der Vogelperspektive. — Ein Buch geschrieben in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, muß durchaus etwas Politik enthalten und wenn sein eigentlicher Gegenstand die Naturgeschichte der Schlupfwespen wäre. — Ich bin ein politischer Ketzer und Atheist und meine, daß unser politisches Treiben, von welcher Farbe es auch sei, insgesammt ein ganz interessantes, bald komisches, bald tragisches Spiel sei,

dass aber die eigentliche, innere Entwickelung des Menschengeschlechtes, seine wahre Geschichte sich ganz unabhängig davon gestalte. — Ich sehe es wohl, wie tüchtige Männer die verbogenen Glieder der Zeit wieder einrenken wollen, wie andere mit gespreiztem Wesen, gewichtigen Mienen ein gewaltiges Aufhebens machen von ihrem Thun; aber ich habe aus der Historie nur das Eine begriffen, das sie zwar aus den einzelnen Thaten besteht, dass aber ihr Organismus die Thaten zum Geschehen verarbeitet, so dass der Sinn, den der Einzelne mit seiner That verband, völlig unterging. — „Halten zu Gnaden! das war nur so meine Meinung!“ sagte der Geiger in Kabale und Liebe.

Ich will, sonst mit besserm Glauben begabte, denn der Glaube beruht auf der Gnadenwahl der Naturanlage, nicht hindern, kanns auch nicht, wenn sie diplomatisch oder philosophisch die Zügel der Geschichte in die Hand nehmen, oder der trägen Entwickelung der Zeit die Sporen einsetzen. — Was ich nun von dem Gespräch mit den beiden dänischen Herren mittheile, soll meinen deutschen Lesern nur so ungefähr zeigen, was dort bescheidene Leute von diesen Verhältnissen denken und freundliche sprechen, denn freilich wird auch ganz anders darüber gedacht und gesprochen. —

Ich bedauerte es, dass mir das äußerlich glänzende Fest, innerlich sinnlos sei. Als Odysseus die Freier erschlagen hatte und seine alte Amme in lautem Jubel ausbrach, tadelt er sie und gebietet ihr, sich nur still im Herzen zu freuen. Sind die Dänen denn unchristlicher, als der homerische Heide? —

Rosenkranz: „Der Sinn des Festes ist friedlich gemischt aus allerlei grausamen Stoffen; zunächst hat man die tapfern Soldaten ehren wollen. Die Krieger haben für die drei Festtage eine bestimmte Anzahl von Eintrittskarten erhalten, die sie beliebig benutzen oder verwerthen dürfen. Ich sehe hier manchen tapfern Mann, der noch vor wenigen Tagen, schwer verwundet darnieder lag. Er geht hier umher und die freundliche Schonung, mit der man es im dichtesten Gedränge vermeidet, an den Arm zu stoßen, den er noch in der Binde trägt, hilft ihm sein

verlornes Blut bezahlen. Dem Heere gelten diese transparenten Inschriften und Trophäen; dem Heere gilt auch dies aus Ernst und Scherz zusammengesetzte Quodlibet von Tanz und Sang, von Possenspiel und Grabdenkmalen; dem Heere giebt der Bürger ein glänzendes Fest, als Entschädigung für eine lange Zeit schwerer Entbehrungen. —

Dabei sammelt sich für die reelle Unterstützung der wirklich Hilfsbedürftigen hier ein bedeutender Beitrag. Der Staat ist erschöpft und kann seine Verpflichtungen nicht erfüllen. Die Bereitwilligkeit und Begeisterung, mit der das Publikum beisteuert, ist Ihnen ein Beweis, dass wirklich die Nation diesen Krieg führt und diesen Sieg feiert."

„Ich halte den Sieg nicht für so entscheidend."

Guildenstern: „Als einzelnes Faktum bedeutet er allerdings nicht sehr viel: aber der ganze Charakter des Krieges sprach sich klar und bündig darin aus. Wir können nicht mehr den Kürzern ziehn."

Ich meinte, dass ein Nationalkrieg sich nie um Eroberung einer neuen Provinz, oder um Wiedergewinnung einer abtrünnigen drehen könne.

Rosenkranz: „Schleswig ist ein integrirender Theil des dänischen Staates und kein deutsches Land. Wir kämpfen um einer Beschränkung unserer Nationalität im Süden zu begegnen. Der Deutsche sucht eine geistig gemachte Eroberung mit dem Schwerdt zu behaupten, was doch unmöglich ist. Sie haben ja in ihrem speziellen Vaterlande ein ähnliches Verhältniss zu beklagen. Wie sich im Großherzogthum Posen die Nationen ausgleichen werden, das wird die Zukunft blutig lehren. Wir Dänen, wir Nordländer verleugnen es nicht, was wir den Deutschen verdanken, wir erkennen den Bund an, den Ihr so thöricht, wie blutig zu zerbrechen sucht."

„Das Nationalgefühl der Deutschen hat dieselbe Berechtigung, als das Ihre, und mein Volk war für diesen Krieg ebenso begeistert, nur war seine Begeisterung reiner und freier."

Guildenstern: „Angenommen, dass es wirklich ein deutsches Volk geben sollte.“ —

„Wie angenommen? — Bezweifeln Sie die Existenz einer solchen Nation?“ —

Rosenkranz: „Ich sollte meinen, mit gutem Grunde. Der Krieg lehrt es ja selber. Sie setzen Nationalgefühl gegen Nationalgefühl; da sollte doch wohl auf dem Schlachtfelde auch Volk gegen Volk stehen. Nein, so eitel sind wir nicht. Wir bilden uns nicht ein, eine Nation, das deutsche Volk. besiegt zu haben. Es giebt deutsche Poesie und deutsche Wissenschaft, und deutsche Sprache, die erobern langsam und sicher die Welt; aber ein deutsches Volk giebt es nicht. Wenn Ihr Eure vielen Fürsten nicht hättet, so würdet ihr längst, wie die Juden, in alle Welt zerstreut sein. Die Juden vermitteln den Handel, das materielle Band der Nationen, Ihr sollt die wahre Humanität verbreiten, das ist das ideelle Band der Menschheit.“

„Ich versichere Sie, dass man in meinem Vaterlande viel gegen Ihre Ansicht aufstellen würde!“ —

Guildenstern: „Niemand hindert Sie, hier an Ort und Stelle Ihre Gründe geltend zu machen; aber denken wir an Schleswig. Als man in Frankfurt den komischen Beschluss gegen die dänische Krone fasste, haben Ihre Fürsten gewusst, dass die Gefahr für sie daheim vorüber sei. Man gab den unruhigen Geistern ein Algier; man beschäftigte die aufgeregte Masse durch einige schöne Feldmaneuvre, bis der Rausch verflogen war. Inzwischen hatten Eure Fürsten Alles hübsch ins Gerade gelenkt, und — Schleswig ward aufgegeben. Dass Dänemark die Kosten dieses politischen Intermezzo's zahlen muss, wird es verschmerzen; wie denn sicher die Zeit kommen wird, in der sich Schleswig freut, einem gesunden Staatskörper anzugehören und nicht einem unorganischen Gebäude, wie es das deutsche Reich ist.“

„Dänemark besteht nur durch die wechselseitige Eifersucht der Großmächte.“

Rosenkranz: „Lieber Herr, das sind deutsche Redensarten und wir haben das schon auf dem Suithiod abgehandelt; hier

gilt's unser Schleswig. Wir haben es mit schweren Opfern und mit unserm besten Blute wieder errungen, ich kann sagen, wieder befreit. Was hat denn Deutschland, was hat denn die deutsche Nation, wie Sie es nennen, für das viel besungene und viel besprochene Herzblatt gethan; als es darauf ankam, die reichen Geldkisten zu öffnen, als von allen Seiten tausende von wohlversorgten Kriegern — nicht Abenteurer, die nach dem Tagesbedarf jagen — hätten zusammenströmen sollen, da war die Begeisterung schnell zu Ende. Man packte ein, gab einen Bettelpfennig und — blieb zu Hause, wo inzwischen Zucht und Ordnung wieder eingeführt waren."

Wir waren während dieses Gesprächs auf den, für diesen Abend mit dem Garten verbundenen Exercierplatz gekommen. Hier standen in zwei weiten Reihen einfache Obelisken mit leuchtenden Flammen auf der Spitze und transparenten, kurzen Inschriften. Die Hauptmomente des Krieges waren vergegenwärtigt. — Die beiden Dänen führten mich an ein solches Denkmal:

Sleswig.

Du Schleswigs Feld mit Wald und grünen Hecken,
Mit stillen Seeen und mit goldnen Auen,
Bist Spiegelbild von deiner Mutter Zügen,
Verleugnest sie im langen Lauf der Zeiten.

Treue.

Der Mutter Antlitz willst du nicht mehr kennen,
Vergessen deiner Mutter Sprach' und Rede? —
Nein, tief im Herzen schlummert dir die Wahrheit,
Und bald erwachst du aus den dumpfen Träumen.

Ich las diese beiden Inschriften und sagte: „Schade nur, daß stiefmütterliche Behandlung wenig geeignet ist, die schlummernde Kindesliebe frisch zu beleben!" —

Guildenstern: „Soll etwa mit der Tochter schön gethan werden, die mit Fremden buhlt? Nein, ohne Bild zu reden. Man hat von unserer Grausamkeit gegen die Gefangenen soviel gefabelt. Der Krieg ist ein hartes Handwerk, der Bürgerkrieg ein grausames. Sie werden es dem dänischen Volk nicht zur

Last legen, wenn in einzelnen Momenten ein roher Pöbelhaufen nicht augenblicklich beruhigt werden konnte. Ich will Sie nicht an manches Ereigniss in ihrem sogenannten Vaterlande erinnern! — Oder verlangen Sie, dass wir unsere Gefangenen auf Kosten unserer eignen Verwundeten hätscheln? Es ist nicht unsere Schuld — kaum unser Verdienst, dass die Zahl unserer Gefangenen so groß ist. Wenn ich in Gefangenschaft geriethe, so würde ich mich hüten, über harte Behandlung klagende Briefe nach Hause zu schreiben. Die Kriegsgefangenen haben so ziemlich zu allen Zeiten dasselbe Geschick gehabt und am meisten auf langem Landtransport gelitten, der hier ihnen erspart wurde. Die dänische Nation ist nicht unedel und Sie selbst werden, obgleich allenthalben als Deutscher und oft als Preuße erkannt, selten oder nie eine unfreundliche Miene, meistentheils das freundlichste Entgegenkommen bemerkt haben. Und dabei sehen und hören Sie da jenen Schwarm ihrer Landsleute! Sollen wir sonderlichen Respekt vor ihnen bekommen, wenn sie bei einem Feste, wie das heutige, toller jubeln als irgend ein Einheimischer?" —

Wir gingen weiter. Da kam uns der alte, wohlbekannte Polonius entgegen und es war mir ganz erwünscht, auf einige Hofgeschichten rechnen zu dürfen. Polonius bekränzte auch bald die nahrhafte aber unschmackhafte Speise, die man mir eben aufgetischt hatte, mit allerlei grünem Kraut.

„Ach!" sagte er, „ich fürchte nur, der König kommt heute mit seiner Jomfru Rasmussen hierher; das könnte übel ablaufen!"

„Ich wundere mich, dass man einen solchen Schritt so übel aufnimmt. In Schloss Rosenburg zeigte man mir mit äußerster Unbefangenheit manch schönes Frauengesicht und sagte: das war seine Geliebte, oder eine von ihnen. Solche Messaillance pflegt übrigens meistentheils einer Abdankung voranzugehen."

Polonius: „Der Himmel bewahre uns davor! Ach! Se. Majestät haben schon oft damit zu drohen geruht. Er möchte sich ganz gern auf eins seiner schönen Schlösser zurückziehen;

aber nun ein Regierungswechsel — ach! und welcher. Wir haben ihn knieend gebeten auszuharren, und seine treuen Dänen nicht zu verlassen in den Tagen der Bedrängniss. — Ach! und wenn er nun mit dem Blumenmädchen aus Paris hier auftritt, das Volk würde ein Geschrei erheben und ihn mit Aepfeln werfen; und es ist ihm zuzutrauen. Hat er sich nicht gestern bei der Königin Mutter zur Tafel ansagen lassen „mit seiner Gemahlin! Seiner Gemahlin! Ja, wenn er diese nun so als zweite geheirathet hätte, neben der wirklichen, königlichen Gemahlin; das ist doch schon öfter vorgekommen.“ —

Ich kann übrigens meine Leser versichern, dass die Besorgnisse des guten Polonius unbegründet waren. Der König erschien später, aber ohne Jomfru Rasmussen. Man empfing ihn kalt und fast ohne Gruss; oder vielmehr, man soll ihn so empfangen haben, denn ich hatte damals meine dänischen Freunde und das Fest schon verlassen.

Von Kopenhagen aus macht man leicht noch einen Abstecher nach Helsingör; es gehen täglich Dampfschiffe dorthin. Durch die hin- und hereilenden Schiffe zu fahren, ist ganz angenehm; man kommt dicht an der Insel Hven vorüber, auf der Tycho Brahe seine Warte hatte und die der Schauplatz mancher Abenteuer unseres Nibelungenliedes gewesen sein soll. — Der Landungsplatz, für die aus dem Norden ankommenden Schiffe, war mit drohenden Flaggen bezeichnet. Man hält hier noch auf strenge Choleraquarantäne. — Sonderbar war's mir, dass sich Dänemark und Schweden wechselseitig absperren. Als ich von Christiania abfuhr, ward Norwegen noch für rein erachtet. Norwegische Böte brachten uns weit in den Fjord hinein und setzten uns, mit Sack und Pack, auf einer wüsten Insel aus. Das Schiff, das uns aufnehmen sollte, musste uns von da abholen lassen, es hatte verdächtige Orte berührt und unsere Ruderer sollten mit den Matrosen desselben nicht zusammenkommen. In Klampenborg sassen nun viele Reisende, verzehrten ihr theures Geld und verbrauchten die kostbare Zeit; es ist ein wunderliche Sitte!

Der Weg zu Lande ist übrigens für Jeden, dem es nicht an Zeit fehlt, angenehmer. Man durchwandert den großen Thiergarten, in dem noch wirklich Hirsch und Rehe umherlaufen. Jetzt war er freilich verödet; aber in der Mitsommerzeit versammelt sich dort ganz Kopenhagen, die gemeinen Menschen, um sich köstlich zu amüsiren, die vornehmen Leute, um mit stolzer Blasirtheit auf die plebeje Lustigkeit herabzusehen. — Hübsche Schlösser, interessant durch manche historische Erinnerung, namentlich aus der Geschichte Struensee's und der Königin Mathilde, liegen zerstreut in den überaus herrlichen Buchenwäldern. Sie stammen meist von Christian IV. her und zeigen alle die Vorliebe des Königs für das Wasser. Ich habe wenig davon gesehen; es trieb mich nach Hause. —

Helsingör ist ein freundliches Städtchen, lebhaft durch Handel und Schifffahrt, interessant durch die zahlreichen Fahrzeuge, die hier herum ankern. Wenn widrige Winde die Einfahrt verhindern, sammeln sich oft ganze Flotillen und hunderte von Schiffen lichten, wenn der Wind umspringt, in einem Augenblick die Anker und strömen die schmale Straße entlang. —

Durch einen Zufall ward ich in Helsingör einen ganzen Tag länger aufgehalten, als ich zu bleiben beabsichtigt hatte. Ich wandelte nach dem Lustschloss Marienlyst hinaus und weiter hin nach einer Uferhöhe, die man mir Odinshügel nannte. Die Aussicht von dort oben ist mit Recht berühmt. Man sieht den Garten von Marienlyst. Darin zeigt man den Reisenden wol Hamlets Grab. Es ist dem Genius eines Dichters wohl noch nie ernsthafter gehuldigt, als wenn man selbst den Gebilden seiner Phantasie bestimmte Grabstätten anweist. Ich habe das Grab übrigens nicht gesehen. Die Leute waren mit den Vorrichtungen zu einem Fest, an Sinn und Form dem Rosenborger ähnlich, beschäftigt. — Weiterhin sieht man Kronborg, das mit gewaltigen Geschützen den Sund beherrschen soll. Die Ansicht, die es von hier aus bietet, ist imposant. Dass es seinem Zweck nicht entspricht, dass ein kühner Admiral im Nothfall eine Flotte unzertrümmert durch den Sund führt, hat die

Erfahrung gelehrt. — Rechter Hand erscheint Helsingör. Die erste Anlage der Stadt machte ein Seeräuber, König Helsing, schon in alten Heidenzeiten, um von hier aus die vorbeisegelnden Schiffe anzufallen und — Sundzoll zu erheben. — Es war ein stiller, heller Abend. Die Meeresstraße lag spiegelglatt vor mir, die Schiffe regten sich nicht. Jenseit liegt Schweden. Wenn auch nicht der Stimme Schall hinüberdringt, der Blick des Auges erreicht es. Dort liegt das Vorgebirge Kullen, weiter nach dem Sunde zu Helsingborg. Man sieht die Stadt deutlich. Der Sund ist an seiner engsten Stelle nur 6840 Ellen breit. — Ich kannte diesen Theil von Schonen so genau, obgleich mein geänderter Reiseplan mich gehindert hatte, ihn zu besuchen. — Ich hatte mich darauf gefreut, den Kjärnen zu besteigen; nun winkte er mir den Abschiedsgruß aus Schweden, aus dem Norden zu, denn morgen schon wollte ich in Wismar eintreffen. — Der Kjärnen, der Helsing's Thurm liegt auf einem Hügel, hinter der freundlichen Stadt Helsingborg und überragt sie weit. Er gehört den urältesten Gebäuden des Nordens an und ist nun ein morsches Gemäuer. Man besteigt ihn mühsam und nicht ohne Gefahr. Wie er jetzt so herüberschimmerte, erinnerte er mich an Lenau's schönes Gedicht vom traurigen Mönche. Man sieht auch sonst in Schweden manch grauen Thurm, der langsam zerfällt, für das schauerliche Mährchen Lenau's ist hier die passendste Lokalität.

Rügen.

Und steigen euch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf:
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.
Bodenstedt.

Verzeiht mir, wenn es Euch beliebt! wo nicht,
Beliebt es mir, zufrieden mich zu stellen,
Daß Ihr mir nicht verzeiht.
Shakespeare.

Freundliches Land, friedliche Insel! Es erquickt mir das Herz, daß ich mit einer Erinnerung an dich mein Buch kann ausklingen lassen! —

„Patriotismus," schrieb ich irgendwo, während der Reise in mein Taschenbuch, ist eine Engherzigkeit. Er ist eine Individualisirungsform und wir sollen nach allgemeiner Humanität streben." — Man schreibt dergleichen wohl in starken — vielleicht auch in schwachen Augenblicken; aber ich habe erst in der Fremde erfahren, daß „die körperliche Empfindung der Vaterlandsliebe" mächtig genug in mir sei. — Als ich in Damgarten die Grenze passirte, erfreute mich das preußische Benehmen des in der Nachtruhe gestörten Zollbedienten. Die bescholtenen freundlichen Beamten im Norden lagen mir noch im Sinn, hier hörte man doch Heimathsklang. — In Stralsund öffnete mir der Hausknecht das Thor des Hotels. Es war derselbe, der mir bei der Abreise mein Gepäck an Bord trug und dem ich dafür den Rest meiner preußischen Münze gab. Sein lächelndes, spitzköpfiges Gesicht spiegelte ein gewisses Wiedererkennen ab. — Es ist doch ein eignes Ding, wenn man in der viel gescholtenen und doch immer geliebten Heimath ankommt. —

Von meiner Fahrt durch Mecklenburg weiß ich nichts zu sagen. Ein Paar Apotheker sprachen sich auf der Eisenbahn vor Rostok missbilligend über die jetzige Methode der Hydropathen aus. „Früher wendeten gescheidte Aerzte die Wasserkur erst an, wenn kein Medikament mehr anschlagen wollte! Aber jetzt.“ —

Ich verschone meine Leser mit mehr derartigen Postwagengesprächen, habe übrigens wenig zu verschweigen. Ich erlasse ihnen auch den Mitgenuss der Stettiner Wollmarktsfreuden, ja ich lege ein Heft geschichtlicher Untersuchungen über das fabelhafte Wineta an der Küste von der Insel Usedom zurück, mit dem ich mir in Stettin die Zeit vertrieb, als ich Lust bekam, einige Variationen über Byrons Vers zu schreiben:

„O Welt, was bist du für ein trüber Spaß.“

Dafür will ich es versuchen, das Bild meiner Rüganer-Reise zu zeichnen, wie es in mir lebt, obgleich ich beinahe wünschte, meine Leser konnten das Ländchen besser als ich. — Bergen ist mit Altefähre, Stralsund gegenüber, durch eine Chaussee verbunden. Die übrigen Straßen sind fast alle so eingerichtet, dass man auch im Wagen hinreichend Zeit hat, die Umgebung zu genießen. Bergen ist ein Haufen kleiner Häuser, die muthwillig auf Hügeln herumklettern und hinter Zäunen und Gärten Versteckens spielen. Nur die Kirche liegt ehrbar und fest auf einem Berge. An ihrem Fundament ist eine steinerne Mönchsfigur angebracht, die, wie man mir sagte, mit der Stralsunder Thurmspitze gleiche Höhe hat. — Hinter der Stadt liegt der Rugard, ein Berg, eigentlich ein Complexus von alten Wällen. In frühern Zeiten haben die Rügenfürsten hier ihre Burgen gehabt, jetzt hat der Fürst von Putbus wenigstens sein Wappen in Stein gehauen, dort anbringen lassen. Man übersieht die kleine Insel von hieraus, wie man sich auf einer Landkarte orientirt. Ich habe mich oft und gern da hinauf geflüchtet, wenn der pommersche Sinn, der auf Rügen seine ganze Blüthenkrone entfaltet, mir doch gar zu vaterländisch wurde. Denn freilich die Lokalität ist hier größer, als manches Andere. — Auf dem Rugard dehnt sich die Seele wie-

der aus. Die Küste von Pommern im Süden mit Thürmen in der Nähe und Ferne, das freie Meer nach allen Richtungen hin, die Wiesen und Seeen, die Felder und Wälder und die stillen Dörfer dazwischen, und „drüben auf waldigen Bergeshöhn, da sieht man die ragende Feste stehn." Ich meine ein hübsches Jagdschloß im mittelalterlichen Geschmack, das der Fürst von Putbus erbaut hat. Der hohe Thurm ist weithin sichtbar und die Aussicht von seiner Zinne ist die reizendste auf der Insel. Bergen hat nur eine Merkwürdigkeit, — ein adliges Fräuleinstift. Es ist charakteristisch, dass man den Namen und, soviel es der Protestantismus erlaubte, auch die Form des Klosters beibehalten hat. Christine von Schweden hat einen Orden hiehergestiftet. Sie liebte dergleichen und hat daheim auch einen Amaranthen-Orden gestiftet, der freilich längst verschollen ist. Grümbke hat sich über die Geschichte und die Einrichtung des ganzen Instituts weitläufig ausgelassen. Ich verweise in diesem Fall meine neugierigern Leser auf sein übrigens ziemlich langweiliges Buch über Rügen, oder: Grümbke gesammelte Nachrichten zur Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters St. Mariä in Bergen. Stralsund 1833. Es sind nur Töchter rügenscher Edelleute einkaufbar und mit der Verlobung erlischt jedes Anrecht, Armuth ist nicht Bedingung der endlichen Aufnahme. — In alten katholischen Zeiten hat sich manch gebrochnes Herz hinter Klostermauern still zu Tode geweint; es lag das dreifache Gelübde auch, wie ein Cerberus, vor manchem Schatze der Wissenschaft und Kunst. Als die Reformation die Pforten öffnete, hat man oft hart genug einen alten Menschen in die ihm fremde Welt hinausgestoßen. Nun aber sind das Alles längst überwundene Zustände, und die Zeit ist darüber einig, dass eine so ausgesprochene Trennung der Stände unzweckmäßig sei; dass das Weib eine Frau werden und nicht ein Fräulein bleiben solle und dass endlich selbst die Unvermählte eine thätige Rolle zu spielen, eine Stelle im lebendigen Organismus der Familie einzunehmen habe. Wenn ich übrigens sage, dass die Zeit dar-

über einig sei, so muss ich bemerken, dass Bergen, wie ein schönes Mährchen, außer aller Zeit liege.

Es sollte, als ich in Bergen verweilte, eben die Einführung einer neuen Stiftsdame stattfinden. Die zeitige Frau Priorin d. h. die durch Selbstwahl aus der Mitte der Fräulein hervorgegangene Vorsteherin hatte die freundliche Güte, mir den Zutritt zu der Festlichkeit zu verstatten und mich zu dem geselligen Kreise zu ziehen, der sich bei solchen Gelegenheiten bei ihr versammelt.

Zweien Kuratoren sind von der Ritterschaft die materiellen Geschäfte übertragen, und sie führen auch die neuen Damen ein.

Die Feierlichkeit besteht zunächst in der nöthigen Rede, welche diesmal den Klosterjungfrauen die politischen Ereignisse der letzten Jahre erzählte und beleuchtete. Mir für meine Person war im Stillen am merkwürdigsten die sehr bündige Weise, mit der alle obschwebenden Zeitfragen beantwortet und Räthsel gelöst wurden, an denen vielleicht noch manches Menschenalter zerbricht. Ich musste an den Scharfsinn Kalafs denken, den er seiner spitzfindigen und blutdürstigen Prinzessin gegenüber entfaltet.

Dann wurde von dem Sekretair eine Blumenlese aus den alten Statuten vorgetragen; es ward namentlich Gehorsam gegen die Frau Priorin, ich glaube auch gegen die Kuratoren anempfohlen; auch wird die neue Kanonissin ermahnt, sich in Zukunft stets anständig und bei bei besondern Festlichkeiten schwarz und weiß zu kleiden. Ich habe später freilich noch ganz andere Paragraphen bei Grümbke gefunden, und was für Strafen zu gewärtigen seien bei Excessen und geringeren und größeren Vergehen, wie auch die bei eigentlichen Verbrechen. — Warum man aber nicht das ganze einige hundert Jahr alte Aktenstück den Damen zum Selbststudium für ihre einsamen Klosterstunden überlässt und empfiehlt und sie wenigstens mit der öffentlichen Vorlesung solcher Barbareien verschont, ist mir nicht klar gemacht. Zum Schluss wird der Dame ein übrigens recht geschmackvolles Kreuz am blauen Bande umgehängt.

Es versteht sich von selbst, daß von einer eigentlichen Klosterzucht nicht die Rede ist. Die Damen geben ihren Bekannten aus der Stadt Gesellschaften, zu denen auch Herren gezogen werden.

Die Insel Rügen hat früher mit dem Festlande — wol noch vor 5—600 Jahren — in Zusammenhang gestanden. In der Urzeit waren die dänischen Inseln und die vor dem Stettiner Haf ungetrennt. Die Insel Ruden zwischen Usedom und der vorspringenden Halbinsel Mönchgut ist ein Ueberrest dieser Verbindung. Auch fände man wol sonst noch Spuren; doch darf man nur diese Ufer ansehen, um die Ansicht der Geologen zu billigen. Rügen gehört, wie die dänische Insel Moen, der Kreideformation an. Bei Stettin findet sich anstehendes Gestein der tertiären Periode und bei Kammin Oolithenkalk gebirgsartig. Es fehlt meines Wissens sowohl für Pommern als wie für die Provinz Preußen eine genauere monographische Darstellung der natürlichen Verhältnisse. Für Pommern liefern die dortigen Provinzialblätter und die baltischen Studien wichtige und interessante Beiträge, die oft von dem speziell Beobachteten ausgehend, auf allgemein wichtige Ideeen führen. In Rügen, welches für die Kreideformation von großer Wichtigkeit ist, fehlt es an Sammlungen, wie etwa in Preußen rücksichtlich seiner interessanten Bernstein- Braunkohlen-Formation. An einigen Orten hat man die Arbeiter in den Kreidegruben gewöhnt, auf Versteinerungen aufmerksam zu sein. Ich habe bei Hasper in Bergen und bei Schepler in Sagard manches interessante Stück gesehen; aber von wissenschaftlicher Bestimmung und Anordnung ist nicht die Rede und über kurz oder lang haben solche Sammlungen das Schicksal der Frankschen, die für etwa tausend Thaler nach England verkauft wurde, wenn nicht das mühsam Gesammelte später verworfen wird. Allenthalben gehen Versteinerungen, Alterthümer und bei Schepler sogar Naturspiele (Feuersteine von auffallender Bildung) zusammen. Der Fürst von Putbus, in dessen Privat-Besitz ein nicht unbedeutender Theil der Insel ist, hat einige Alterthümer gesammelt. Ich habe

sie nicht gesehen, weil ein vornehmer Besuch den Eintritt eines neugierigen Wanderers verbot. Im Jagdschloss sah ich auf Filzschuhen — ich dachte an König Lear, der dergleichen als eine Kriegslist für die Reiterei vorschlägt — japanische Vasen oder so etwas dergleichen. Solch ein Mann sollte auf einem solchen Terrain ein Museum von rein nationaler Natur gründen. Rügen ist so klein und bietet des Interessanten doch so viel dar; der Fürst, ich denke ein Nachkommen der souveränen Beherrscher Rügens, scheint doch auch Interesse für mehr als Jagd und Landwirthschaft zu haben. Warum hat er nicht schon lange einige Zimmer seiner Schlösser für solche Zwecke förmlich eingerichtet, einige tausend Thaler für Sammlung und wissenschaftliche Anordnung der Naturvorkommnisse verwendet und sich so ein unsterblicheres Denkmal gesetzt, als durch das Wappen auf dem Rugard, von dem vor einiger Zeit eine gelangweilte Schildwache dem Adler den Schnabel abgeschlagen hat.“ — An ein solches naturgeschichtliches Museum schließt sich dann, wie von selbst, eine Sammlung Rüganischer Alterthümer u. s. w. — Die Sammlungen der Greifswalder Universität konnte ich leider nicht sehen. Ich finde in meinem Handbuch nichts der Art angeführt, setze sie indessen voraus.

Die Versteinerungen, die ich sah, waren zum Theil sehr sauber erhalten. Ich verschone meine Leser mit den Namen. Dem Ungelehrten klingen sie barbarisch, und dem Gelehrten kann ich leider nicht zuverlässigen Bescheid geben. Man hat bis jetzt in der Rüganer Kreise noch keine Reste der antediluvianischen Eidechsen, die man erwarten könnte, gefunden, sie vielleicht auch nicht beachtet. —

Es giebt mehr als eine Beschreibung von Wanderungen auf Rügen. —

Ich ging von Bergen über Ralswick nach der Lützower Fähre, um mich da nach Jasmund übersetzen zu lassen. Der kleine Umweg hat mich nicht gereut. Das Dörfchen liegt an einer Bucht des Jasmunder Bodden, ungemein freundlich und still. Fischerfahrzeuge und Netze waren malerisch gruppirt und

drappirt am Ufer. Ich hätte hier Hütten bauen mögen. — Hier hatte vor Zeiten ein Landprobst des Bischofs von Röskilde seinen Sitz. Vielleicht bezieht sich darauf der noch übliche Bischofsroggen, den die Besitzer des Gutes von vielen rügenschen Höfen erheben. — Ein Park soll hübsch angelegt sein. Ich bin nicht drinnen gewesen. Ich vermisste die Inschrift über dem Eingange, die über den Eingang der Borghesische-Villa in Rom stand:

Quisquis es, ito quo voles, carpita quae voles,
extero magis haec parantur quam Hero.

In Putbus z. B. ist der Besuch des Gartens nur für gewisse Stunden dem Publikum erlaubt. Wenn „der Hof" darin lustwandelt, wünscht er allein zu sein. — Irgend ein gewöhnliches Menschenantlitz würde ihn in seinem vornehmen Ennui stören. — Rügen ist von Busen und Buchten vielfach zerrissen und zerschnitten. Man geht von Ralswick einen einsamen Weg bis auf die Spitze einer kleinen Halbinsel, die den Jasmunder Bodden in zwei Theile, den großen und kleinen theilt. Jenseits liegt das Fährhaus. Man ruft und signalisirt, bis man vernommen und abgeholt wird. Das mag mitunter ziemlich lange dauern. Man hat für solche Nothfälle eine Art Wetterschirm von Stroh errichtet, hinter dem man allenfalls ein Feuer anzünden kann, um die Leute, namentlich bei Nacht, herüberzurufen. Die gesetzliche Fährtaxe ist sehr niedrig. Der Reisende wird im Boot übergesetzt, die Wagen fahren nebenbei. Das Wasser ist nicht tief und geht selten hoch.

Jenseit führt der Weg über haidebewachsene Hügel in fruchtbare Aecker und man gelangt nach Sagard. Nicht weit vor dem Flecken liegt der Dubberworth, ein großes glockenförmiges Hünengrab von dreißig und einigen Fuß in der Höhe. Dergleichen Erinnerungen aus dem Heidenthume sind hier eben so zahlreich als im preußischen Samlande. An beiden Stellen wehrten die Ureinwohner die eindringende Neuerung am längsten ab. Es giebt ausser den runden Grabhügeln auch noch Steinkisten. Nirgends sah ich vollständig, was man in einem

Grabe zusammenfand. Andere Alterthümer sind nicht von Belang. Die Sage erzählt beim Dubberworth von dem Riesenfräulein ein schalkhaftes Mährchen. — Man hat jetzt aus einer gewissen Pietät eine Art von Verbot gegen das Eröffnen der alten Grabstätten erlassen, das um so leichter befolgt wird, da die aufgedeckten selten Sachen von einiger Bedeutung enthielten. Steinerne Beile und Messer, hin und wieder spiralförmige Zahlungsringe von Gold und wenig Eisen. Manche Axt ist von riesenhafter Dimension. Man fühlt ein leises Zucken der Gehirnnerven, wenn man sich einen alten Ruganer denkt, der sie über dem Kopfe schwingt. Freilich unsere Bajonette mit ihrer Richtung gegen die Eingeweide sind noch greuliger.

Die Insel Rügen besteht aus einem vielfach von Meerbusen eingeschnittenen Flachlande, mit dem durch schmale Landengen das etwas höher gelegene Jasmund und Wittow in Verbindung stehen.

Ich hatte in Sagord einen freundlichen Mann gefunden, der mich auf anmuthigen Fußwegen weiter führte. Es war ein Gutsbesitzer aus der Gegend und die herzliche Gastfreundschaft, mit der er mich nach seinem Hause am Wege einlud, werde ich nicht vergessen. Ich war auf dieser Tour sehr aufgelegt, mich mit Jedermann einzulassen. Ich hatte das im fremden Lande oft recht schmerzlich vermißt und es schien mir, als wären diese Insulaner auch besonders zugänglich. Stellenweise fand ich unter ihnen gesunde und kräftige Gedanken. Die letzten Jahre haben an den stabilen Grundsätzen der Vorzeit mannigfach gerüttelt. Nur das eigentliche, nicht sowohl Land- oder Inseljunkerthum ist unberührt geblieben, oder wo es der neue Lebenshauch traf, zu komischen Auswüchsen veranlaßt.

Mit der anbrechenden Morgenröthe schwinden die Engelköpfe und die häßlichen Larven des Traumes. Mit verknöcherten Meinungen und versteinerten Ansichten wird auch viel von der mit Recht berühmten Rüganer Herzlichkeit schwinden. — Treumund Welp schildert uns die Frauen Rügens als eine Art halbbarbarischer Ungeheuer. Ich habe bei feiner Gesittung und ho-

her Geistesbildung, als besonderes Merkmal, eine freundlich wohlthuende Gemüthlichkeit gefunden; und selbst noch in dem halbgroßen kleinlichen Stettin mich an dem natürlich schönen und anständig freiem Betragen einer Dame aus Rügen erfreut, die mir vorkam, wie eine liebliche Alpenblume, die sich in die Region des Schnees verloren hatte.

Ich eilte schnell durch die Stubbnitz. Der Fußweg schlängelte sich über Anhöhen fort und an Häusern und Dörferchen vorüber. Vor einer Thür — die Leute waren schon vielfach auf dem Felde beschäftigt — saß ein Mann und flocht einen saubern Rohrstuhl; ich bat ihn, mir den Weg zu zeigen. Ohne sich zu stören, gab er mir Auskunft; er war blind. — Die Sonne wollte eben untergehn, als ich durch die letzten Bäume den hellen Himmel schauen sah. Die Hebung des Landes von Sagard an gegen das nördliche Ufer ist leise und allmälig, der Wald reicht bis dicht an die steil abfallenden Felsenwände von Stubbenkammer. Die Wirkung ist überraschend schön. Man tritt aus dem grünenden Walde und hört sein Brausen noch, wenn man vor sich 409 Fuß tief das Meer branden und wogen sieht. Die Sonne war eben untergesunken, der Himmel malte sich mit leuchtenden Herbstfarben. Zur Linken strahlten die weißen Wände von Arkona leicht röthlich den Abendschein wieder; ferne Schiffe schimmerten wie Gold; nahe an der Küste schaukelte schwarz und langsam ein Fischerboot vorüber, es hatte alle Segel dem leichten Abendwinde ausgespannt. Möven tauchten sich streifend in die leis bewegte, still entschlummernde Welle. Ich stand auf einer kleinen, vorspringenden Platte; es ist der Königsstuhl. Karl XII. sah den 8. August 1715 hier die Seeschlacht zwischen Dänen und Schweden ausfechten. Dies ist die östliche Spitze einer in den Kreidefelsen gewaschnen, engen und schrof eingeschnittnen Schlucht; die gegenüberstehende Wand ist weiß und glatt. Einzelne Büsche klammerten sich daran fest, hingen entwurzelt die Häupter über, und das Herbstlaub stach wunderbar von der blendenden Wand ab. Oben standen Buchen und Eichen und Tannen. In der Mitte der Schlucht ist sie durch ein Thor von zwei schlanken

Spitzsäulen geschlossen, zwischen denen hindurch nur ein enger, für vernünftige und gut gekleidete Wanderer nicht passirbarer Weg führt. Hinter diesem Thor bildet die Schlucht einen weißen, tiefen Kessel mit ziemlich steilen Wänden. Sonderbare schwarze Knollen stecken aus der weißen Gebirgsmasse hervor. Es sind die Feuersteine, die bei der Verwitterung des Hauptgesteins stehen bleiben, bis sie endlich niederfallen und am Ufer diese Schicht von Trümmern bilden, wie wir sie jetzt sehen. — Rechts erhebt sich ein grüngekröntes, plattes, weißes Ufer; eine kleine Stubbenkammer. Sie schliesst hier den Horizont scharf ab.

Das Abendroth verlosch. Meer und Himmel und Ufer verschwammen in einander. Die Sterne zogen auf ihre Nachtwache. Der Rand des Ufers, am Fuß der Klippe, ist schmal; man sieht ihn nicht, wenn man sich nicht dicht ans Geländer lehnt. —

Unten am Meere stand eine graue Gestalt; ein Schatten schiens. Es giebt hier mancherlei Nixen und Sagen und Mährchen, die alle nicht viel werth sind. Ich ging noch Abends hinunter Erst als ich auf dem schön gebahnten, umführenden Wege, bis dicht an den Strand kam, verschwand die Erscheinung. Ich sah im Sternenlicht die weißen Berge und das kühn geschwungene Grünwerk droben und — die schwarze Gestalt hatte mir den rechten Schatz gezeigt. — Die Diebe graben nicht nach ihm — ich habe ihn unverkümmert mitgebracht und — er ist mir noch eine holde Hägring.

Die Natur scheint an vollendet schönen Formen nicht gar zu reich zu sein. Stubbenkammer erinnerte mich vielfach an den Ruikanfall in Vestfjordbalen. Die Höhe ist bei beiden ziemlich gleich. Diese Spitzsäulen, vor dem innern Kessel, haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den beiden Felsen am Portal des Ruikan; der Kessel selbst erinnert an das eigentliche Bassin des Falls. Freilich ist dort alles dunkles Urgestein, hier schimmert die helle Kreide, dort ist das ganze Bild von himmelanstarrenden, hohen Bergen eng umgeben, an denen verkümmertes Nadel-

holz kärgliche Nahrung sucht; hier braust das weite, freie Meer unten und oben grünt der prächtige Buchenhain.

Abends ließen wir uns — es waren noch einige Fremde da — den sogenannten Feuerregen vormachen. Ich habe nie ein Feuerwerk gesehen, das bei so einfachen Bestandtheilen eine so großartige Wirkung zeigt. — Wir standen auf dem Königsstuhl; auf der gegenüberliegenden Wand wurden einige Reisebündel angezündet. Der Himmel war ganz finster geworden, man sah nur dunklere und hellere Schatten, dazwischen traten die weißen Wände scharf beleuchtet und grell angestrahlt hervor. Als die Flammen sanken, warf man die Gluth von der Höhe nieder. Ein feuriger Strom rauschte sie in den finstern Abgrund, einzelne Funken blieben hängen, einzelne Büsche wurden kurz beleuchtet, dann sah man's nur, wie Glühwürmer, hie und dort blitzen und dann war wieder Alles still und finster. —

Der Sonnenaufgang ward uns verkümmert; der Himmel war mit dicken Wolken häßlich bedeckt. Während der Nacht waren noch ein Paar Fremde angekommen. Der eine unter ihnen amüsirte sich besonders mit Brummen und freute sich darüber, sich uno tenore ärgern zu können. „Bullkater am Himmel, Murrkater auf Erden," sagte mir ein junger Mann ins Ohr, als wir neben dem Mißmüthigen standen. Man nennt ein drohendes Gewölk auf Rügen Bullkater. Ich ging noch einmal hinab, um prosaisch mir die Sache zu betrachten. — Die Kreide verwittert leicht, die schönen Spitzsäulen werden jährlich niedriger. Die Masse der Feuersteine am Strande ist sehr groß, fast alle sind schwarz und spröde, zur Bearbeitung nicht sehr geeignet. Die Alten haben nur die gelben und braunen Steine benutzt, die ziemlich selten sind. Ich habe nicht ein Stück gefunden, aus dem sich eine solche Art hätte machen lassen. In Sammlungen sah ich sehr schön Feuersteindrusen. Die Granitblöcke am Ufer sind groß und abgerundet, offenbar eigentliche Rollsteine. — Der Name ist slavisch Stupentreppe und Runen-Stein. Seeräuber haben hier ihre Zuflucht gefunden, vielleicht oft. — Ein altes Volkslied von Störtebecker und Gödke Mückel, bezieht sich auf die 1402 in

Hamburg hingerichteten beiden Räuber aus Jasmund. An diesen Küsten ist hier wohl die einzig geeignete Lokalität, für ein so verfehmtes Seeräuber- und Piratenleben. An der norwegischen Küste giebts indessen viel festere und verstecktere Plätze.

Weiter in der Stubbnitz, dicht hinter der Stubbenkammer, zeigt man den Herthasee und die Herthaburg. Auch hier wird man an das Samland erinnert. Wo zeigt man nicht Spuren des alten Romove! Es hat vielleicht mehr als eins gegeben. Auf Seeland bei Leire war wohl der Haupttempel der Hertha, die eigentlich Nerthus geheißen haben soll. Der kleine See liegt zwischen hohen Buchen und giebt ein stilles Bild, das man durch die Erinnerung an verfluchte Menschenopfer vergeblich schauerlich zu machen sucht. Das Opfern ist uns nur so greulig; in jenen Zeiten war der Mensch dergleichen gewöhnt, wie die Köchin von dem Aal sagte, den sie lebendig schinden wollte. Man findet jetzt noch Gräber, in denen die Reihe der Leichen über den Urnen, an lebendig mitbegrabne Sklaven erinnert. Der Bau des Schädels ist auffallend und bezeichnet diese Geschöpfe als Mittelstufe, zwischen dem Menschen und Affen. — Doch bemerke ich, daß man den Herthasee bei Leire, der wohl ganz unzweifelhaft zu jenem Gebrauch gedient hat, den weißen See (hvide Sö) nennt. Wir denken wol, daß der finstere Aberglauben sich auch im Schatten verbergen muß, das ist aber nur ein Schein. Jede herrschende Religionsübung ist ja ein Aberglauben in den Augen der Enkel und jede strebt in die Oeffentlichkeit. —

Weite Strecken der Stubbnitz waren durch die Nonnenraupe verwüstet; es rieselte ganz hörbar von dem Blattwerk, wenn man durch den stummen, athemlosen Wald ging. Erst gegen Saßnitz zu verlor sich die Plage. Der Wald ist schön; ich gerieht, wie zufällig, in parkartige Anlagen und dachte an Hüon, der sich mit Scherasmin ehe sie sichs versehn, in einem Park gefangen sieht. Die Vegetation ist üppig, ich fand manche Herbstblume neben manchem Frühlingsblüthchen, das im warmen Wetter zum zweiten Male zum Vorschein kam. Man findet hier Cypripedium calceolus, Marienschuh. Auch seltene Moose findet

man hier. Saffnitz ist ein Fischerdorf; eine große Kreideschlemmerei giebt dem Ort ein fremdartiges Ansehn. Die Gruben sind unmittelbar dabei und die Behandlung sehr einfach. — Es nahm mich Wunder, daß der Weg von der Grube nach dem Werk nicht abschüssig angelegt war. Man schafft doch das Material so am bequemsten fort. — Die Kreide wird auch, wie unser Mergel, auf die Aecker gestreut. Man pflegt den Ort auch als Badeort für die Sommermonate zu benutzen, ich sah indessen keine derartigen Anstalten. Die Häuser liegen anmuthig und unordentlich zwischen und auf Hügeln, und bieten nichts als kleine Sommerstübchen und Kämmerchen.

Der Weg über „die schmale Haide" ist nicht interessant. Es ist eine flache Gegend voll tiefen Sandes, wie die samländischen Nehrungen; nur ist sie zum Theil noch bewachsen und gut bestanden. Die Hasen liefen dreist umher — es war schon längst Bartolomäi vorüber, sie erinnerten auch an Hüon.

Ich ging in die Granitz; das ist ein schöner Wald, der auch dem Fürsten v. Putbus gehört. Er hat darin ein Jagdschloß erbaut. Das alte Jagdhaus wird vom Förster bewohnt, der auch Fremde beherbegt. Es hat mir da gefallen; man wird gut bewirthet und gebettet. Doch scheints vom guten Willen des Försters abzuhängen, ob man Aufnahme findet. Man hat garnicht das Ensemble eines Wirthshauses und doch alle Bequemlichkeiten. — Die Abendstunde hat nach einem tüchtigen Marsche viel Interessantes und auch, wenn man allein ist, viel Gemüthliches. — Im Fremdenbuche blätternd, gefiel mir das Symbolum eines Seifensiedergesellen, das er mitten unter die vornehmen Namen und hohen Herrschaften, in sehr zierlichen Buchstaben, hingepflanzt hatte.

Und sollt ich auch nur Seifensiedergeselle sein,
Ohn' unsre Kunst. würds auf Erden nicht hell und nicht rein.

Am andern Tage suchte ich im Schloß nach dem Kastellan. Es war ein schöner Morgen, ein eben gefallner Regen hatte Alles an- und aufgefrischt. Der gute Mann führte mich in schön gebohnte Zimmer. Man zieht zu dem Ende Filzschuhe an;

es stehen an den Stubenthüren dergleichen Monstra von allen Größen. Ich besehe fremde Zimmer nur aus höflicher Schwäche und hasse die Filzschuhe aus ästhetischem Gefühl. Ich würde keinen Menschen in meine Wohnzimmer, sollten sie auch im Pluralis existiren, hineinlassen, wenn ich nicht darin und mit ihm zu sprechen hätte. Aber in Filzschuhen müsste mir Niemand vor Augen kommen, und sie gar rottenweise vor meiner Zimmerthür zu haben — wäre mir greuelig. Ob Se. Durchlaucht stets Filzschuhe trägt, weiß ich nicht. — Ich erinnerte mich an ein Mährchen von Hauff, in dem man der Zauberin Cocusnüsse anzieht, damit sie auf dem Spiegelglase leicht und sicher fortkommt. — Wir bauen jetzt nur Kasernen und Schlösser; das letzte Wort klingt schon unheimlich. Die Aussicht von der flachen Thurmzinne ist überaus reizend. Das Farbenspiel des Prorer Wiek war fast übernatürlich schön. Ich habe im Laufe des Sommers das Meer in den verschiedensten Lichtern gesehen, aber so nie mehr. Der frisch gefallene Regen hat freilich viel dazu beigetragen.

Ich machte noch einen Abstecher nach der Halbinsel Mönchgut, die ein Dünen durchzogenes Ländchen für sich ist. Außer den Bewohnern finden sich keine Merkwürdigkeiten hier; es ist gleichsam ein potenzirtes Rügen. Man findet auch noch Nationaltracht, besonders bei Weibern, und ich fand sie, wie immer, recht kleidsam. Es ist das Barbarei, ich weiß es wohl, aber die allgemein grassirende Kultur hat auch viel langweiliges, und ich gehe lieber zu Fuß, oder ich fahre mit muntern Pferden, als daß ich auf der Eisenbahn fliege, hinter dem vorgespannten Dampfungethüm. Wenn wir erst den, im Grunde sehr kleinen Erdball in äußerster Geschwindigkeit werden besehen können, wenn wir dann ferner keinen Krieg, keine Laster, keine Fürsten mehr auf Erden haben, wird die Langeweile das einzig übrigbleibende und die Narrheit der Vorfahren die einzige Kurzweil sein. Ich bin auf Rügen nicht ernstlich gereist — ich bin eben nur spazieren gegangen — darum kann ich von dem guten Mönchsgut nichts sagen, als daß, glaube ich, die Wittwen selber

um den Mann werben können, was nicht unzweckmäßig sein dürfte. —

Ich sage dem lieben Eilande Lebewohl, ich danke mit bewegtem Herzen seinen Bewohnern für ihre Zuvorkommenheit gegen den fremden Wanderer. Man hat mich während meiner Reise im Norden allenthalben liebreich empfangen, man hat mir viel Gefälligkeit erwiesen, es wird das Andenken an manchen Bewohner der drei skandinavischen Reiche, dessen Gast ich wurde; an manchem Menschen, mit dem mich die Reise, für kürzere oder längere Zeit, zusammenführte, immer zu meinen liebsten Erinnerungen gehören; aber am häufigsten und dankbarsten gedenke ich sicherlich stets der Gastfreundschaft, die mir im Schoß einer wahrhaft edlen Familie auf Rügen zu Theil ward, und die es mich recht tief empfinden lehrte, daſſ ich aus der Fremde in das Vaterland gekommen, daſſ ich heimgekehrt sei!

Gedruckt bei E. J. Dalkowski in Königsberg.

Druckfehlerverzeichniß.

Es ist nicht die Schuld der gefälligen Freunde, denen ich die Korrektur meines Buchs übertrug, sondern der Fluch einer unleserlichen Handschrift, was mich zwingt auf diesem letzten Blatte die Bitte um Nachsicht mit einigen Druckfehlern an den Leser zu richten. Er wolle verbessern oder übersehen, was ohne Weiteres verbessert oder übersehen werden kann. Ich führe nur Einzelnes an.

S. 11. ist in der 10. Zeile von oben für „brockig" „brackig" zu lesen.

Die S. 18. und 19. mehrmals genannte Skärenfestung heißt „Waxholm."

S. 55. Zeile 6 von oben fehlt nach „andern" das Wort „Wand."

Die auf derselben Seite, Zeile 4 von unten, erwähnte Provinz heißt „Bleckingen."

Der Name des Seite 87. erwähnten Historikers lautet „Geijer."

S. 89. Zeile 15 v. u. lies „Schwestertochter" statt „Schwiegertochter."

Erichs Vertrauter S. 91. Z. 13 v. o. heißt mit Vornamen „Dionysius."

Die Geliebte Gustavs S. 112. Z. 16. v. o. „Ebba Brahe."

S. 138. Z. 2. von oben. Die Strandbewohner nennen den Meerestheil „Bottenviken."

S. 140. Das in Lappland übliche Wollenzeug heißt „Walmar."

S. 141. Z. 4 v. u. lies für „Schollen" „Schatten."

S. 171. Die Gottheit heißt „Storjunkar."

S. 175. fehlt der Name des Kapitain „Roff."

S. 176. Z. 1 v. o. vor „unterscheiden" das Wort „nicht."

